This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS
JAAP
VAN GELDEREN

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

GIFT OF

Francina de Witte

907 1145 Mp

Nietsche! Dir! Gebe Ihm
Ihm, dem von gelderen
Nichts von Dir.
Du gabst schon so genug
Mir.

30. Mai 1921

[illegible]

Friedrich Nietzsches
Gesammelte Briefe

Alle Rechte vorbehalten.

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe

Erster Band

Herausgegeben

von

Peter Gast und Dr. Arthur Seidl

Zweite Auflage

Berlin und Leipzig
Schuster & Loeffler
1900

LOAN STACK

Add to Lib.

GIFT

B3316
A218
1900
v.1

Inhalt

Seite

Vorwort V

Briefe an

1) Karl Freiherrn v. Gersdorff 1
2) Frau Marie Baumgartner 247
3) Dr. med. Otto Eiser 295
4) Madame Louise O. 301
5) Oberregierungsrath Gustav Krug 311
6) Professor Dr. Paul Deussen 325
7) Dr. Carl Fuchs 341
8) Reinhard Freiherrn v. Seydlitz 409
9) Professor Karl Knortz 451

Anmerkungen 457
Namenregister 467

363

Vorwort

Am Mittag des 25. Auguſt dieſes Jahres ſtarb Friedrich Nietzſche in den Armen ſeiner Schweſter Eliſabeth. Nur der Pflege dieſer an Geiſt und Güte unerſchöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzſche ſo lange unter den Lebenden weilte. Vielleicht iſt noch nie ein ähnlich Kranker mit ſo liebreich-erfinderiſcher Sorgfalt behandelt worden. Mehr aber, als die über Alles ſinnreiche Pflege, war es der perſönliche Zauber dieſer Schweſter ſelbſt, der den Leidenden in ſtiller Seligkeit, ſeine Nerven in Spannung erhielt. Ihr theures Antlitz, ihr trauter Stimmton, ihre zarte Hand ſchienen für ihn das einzig Sichere zu ſein, das ihm in dieſer fremd und fragwürdig gewordnen Welt gleichſam als Ankergrund ſeines eignen Weſens geblieben war. Bei jedem Beſuch, jeder Anrede, jedem neu auftauchenden Gegenſtand wurde dies ſichtbar. Suchte ſein Auge doch immer nur nach dem ihrigen, um zu erforſchen, wie die Schweſter darüber denke. Und leuchtete nun aus ihrem Blick Aufmunterung zu freudigem Hinnehmen, ſo gab auch ſeine Seele das Widerſtreben auf und gewann dem ſich darbietenden Eindruck Lichtſeiten ab,

wie, selbst in der Gebrochenheit noch, gewiß nur sein Geist und Auge sie sah. So verklärten sich Nietzsche's letzte Jahre zu einem beglückten Innenleben, das ohne das Walten seiner Schwester ganz undenkbar gewesen wäre. Wer Nietzsche in dieser Zeit gesehen hat, im weißen faltigen Gewand halb liegend zurückgelehnt, mit dem Blick des Brahmanen aus weitgeschnittnem, tiefliegendem Auge unter buschigen Brauen hervor, mit dem Adel seines räthselhaft fragenden Gesichtsausdrucks und der löwenhaft-majestätischen Haltung seines Denkerhauptes, — der hatte das Gefühl, als ob dieser Mann nie sterben könne und sein Auge auf der Menschheit und der gesammten Erscheinungswelt in alle Ewigkeit hinaus so und in solch unergründlicher Hoheit ruhen werde.

Und doch! Er starb! — plötzlicher als unsre Liebe es ahnen wollte!

Das wundersame Gefühl, daß — während wir unten im Hause uns mühten, seine handschriftlichen Schätze für die Welt übersichtlich zu ordnen — er auf der Veranda über uns in feierlichem Schauen, unbekümmert um uns, gleich einem Gott Epikur's thronte — dies wundersam tröstliche Gefühl ist nun dahin! Mit seinem Aufhören aber empfinden wir Alle, die Nietzsche nahe standen, eine Art Pflicht gegen die Zeitgenossen, sie mehr noch als bisher an dem Innenleben dieses außerordentlichen Mannes theilnehmen zu lassen. Frau Förster-Nietzsche's längst gehegte Absicht, Briefe ihres Bruders gesammelt zu veröffentlichen, erhielt durch seinen Tod und das durch ihn erweckte Interesse der ganzen civilisirten Welt einen neuen Anstoß.

Und so erscheint denn, von ihr zusammengestellt, hiermit der erste der Briefbände, deren Zahl einstweilen auf vier bemessen ist.

Der Antheil der beiden Herausgeber an dieser Veröffentlichung bezieht sich auf eine möglichst genaue, möglichst buchstäbliche Wiedergabe der Texte und auf Anfertigung des Namenregisters wie der Anmerkungen. Der Zeitraum der Briefe umfaßt beinahe ein Vierteljahrhundert; die daraus folgenden Schwankungen in Schreibung, Interpunktion, im Setzen von Apostrophen u. s. w. sind getreu beibehalten. Nur in einigen wenigen Fällen schien die Einsetzung eines aus bloßer Schreibflüchtigkeit ausgefallenen Komma's oder Punktes unbedingt geboten.

Die vorliegende Sammlung enthält 211 Nummern. Davon konnten bei der Druckcorrectur 200 mit Nietzsche's Originalbriefen und -karten verglichen werden. Die 7 Briefe an Madame O. sind nach ihrem von Herrn Professor Henri Lichtenberger (Nancy) besorgten Abdruck in der Zeitschrift Cosmopolis (Bd. VI S. 470 bis 474) wiedergegeben. Der Brief an Karl Knortz ist aus dessen Schrift „Friedrich Nietzsche und sein Übermensch" (Zürich-Leipzig 1898) abgedruckt; ein unter Nietzsche's Papieren aufgefundnes Concept dieses Briefs setzte uns in den Stand, vier dort stehen gebliebene Lesefehler zu berichtigen. Die 3 Originalbriefe an Dr. Eiser trafen erst ein, als Bogen 19 bereits gedruckt war. Eine nachträgliche Vergleichung ergab, daß die unserm Druck zu Grunde gelegte Abschrift einige

Abweichungen, wenn auch keine sinnentstellenden, enthalten hatte. Die Verbesserungen mögen gleich hier folgen:

S. 297, Z. 3 v. u. ist nach Leben ein Doppelpunkt zu setzen.
S. 298, „ 8 lies Milderung (statt Linderung).
„18 „ Denkungsart (st. Denkungsweise).
„ 4 v. u. Bewußtlosigkeiten.
Frühjahr (st. Frühjahre).
S. 300, Z. 9 lies würde (st. werde).
„10 ist einzurücken.
„13 lies Einiges (st. einiges).

Keine der acht mitgetheilten Briefsammlungen scheint in ihrer Vollständigkeit erhalten zu sein. Von einigen wissen wir das bestimmt. So sind z. B. die ersten Briefe an Herrn Dr. Carl Fuchs bei Umzügen verloren gegangen. Die Briefe an Herrn Dr. Eiser bedeuten sogar nur einen kümmerlichen Rest des Vorhandengewesenen: ein Schlosser sollte die u. a. auch Nietzsche's Briefe enthaltende Schublade, deren Schloß ruinirt war, öffnen; die dabei angewandten Mittel (Hineinfahren mit glühendem Eisen u. s. w.) waren so barbarisch, daß der größte Theil der Briefe versengt und zerfetzt zu Tage kam; Dr. Eiser war über das in seiner Abwesenheit Geschehene außer sich. —

Was die Anordnung der Briefe betrifft, so wäre bei Nietzsche die synchronistische wahrscheinlich die wünschenswertheste gewesen: dazu aber weisen die Briefbestände des Archivs, so reich sie auch sind, noch zu fühlbare Lücken auf. Sie wurden daher nach Adressaten gruppirt.

Diese Gruppirungsart bietet den Vortheil, daß der Leser viel leichter als bei der synchronistischen zu einem

anschaulichen Bild der Freunde Nietzsche's kommt, und damit zugleich zu einem anschaulicheren der Persönlichkeit Nietzsche's selbst. Denn so verwandt auch in der Tonart die Briefe jeder seiner Lebensepochen unter einander sein mögen, so schreibt Nietzsche an jede Person doch anders, je nach ihrem Geist, ihrem Charakter, ihren Interessen und all dem Unnennbaren in den Beziehungen zwischen Seele und Seele.

Weglassungen (durch [—] bezeichnet) enthält der Text verhältnißmäßig wenige. Man war auf möglichste Vollständigkeit bedacht. Die Frage über Beibehaltung oder Streichung gewisser Stellen oder Briefe (wobei auch die Wünsche einiger Briefempfänger zu berücksichtigen waren) wurde nie von einem Einzelnen entschieden, sondern immer nur in gemeinsamer Berathung mit Frau Förster-Nietzsche und einigen dem Archiv nahestehenden Gelehrten. So kam es auch, daß der Unterzeichnete die Unterdrückung der ihn betreffenden Stellen nicht erlangen konnte, sich vielmehr fügen und seine persönliche Meinung zum Opfer bringen mußte. Wer ihn kennt, wird wissen, wie peinlich ihm das Bekanntwerden dieser überschätzenden Stellen ist.

Über die Beziehungen Nietzsche's zu den Adressaten unsrer Briefe giebt zum Theil Frau Förster-Nietzsche's Biographie Auskunft. Manche Briefstelle wird erst von dorther verständlich werden. Daher verweisen wir auf dies Werk und begnügen uns hier, Einiges über den Anfang der Freundschaftsverhältnisse daraus zu wiederholen oder dazu nachzutragen.

1. Nietzsche's Freundschaft zum Freiherrn von Gersdorff auf Ostrichen (Schlesien) reicht in die Pfortenser Zeit zurück. Auf Befragen berichtete uns Freiherr von Gersdorff Folgendes: „Über meinen Aufenthalt in Schulpforta besitze ich leider keine schriftlichen Aufzeichnungen; doch weiß ich aus lebhafter Erinnerung, wie sehr Nietzsche meine Aufmerksamkeit schon in Untersecunda erregte, wohin man mich Ostern 1861 versetzt hatte. Er war mir ein halbes Jahr voraus, sodaß wir immer nur ein Halbjahr in jeder Classe beisammen sein konnten. Ich wohnte als Extraneer beim alten Professor August Koberstein, dem bekannten Litterarhistoriker, der auch in Untersecunda deutschen Sprachunterricht gab. Eines Tages hatte Nietzsche eine aus freiem Antrieb gefertigte kritisch-historische Arbeit über die Ermanarich-Sage bei Koberstein eingereicht. Dieser war dadurch hocherfreut und voll des Lobes über die Gelehrsamkeit, Combinationsgabe, den Scharfblick und die stilistische Gewandtheit seines Schülers. Koberstein sprach sonst bei Tisch wenig. Da er sich nun diesmal mir gegenüber so freudig erregt geäußert hatte, nahm ich Anlaß, Nietzsche davon Mittheilung zu machen, und dies um so lieber, als ich, wie angedeutet, schon bald nach Eintritt in die Untersecunda herausgefühlt hatte, daß er allen seinen Mitschülern an Geist und Gesittung weit überlegen sei und einst Großes leisten werde. Zu engerem Anschluß führte dies Vorkommniß jedoch noch nicht: häufig und innig wurde unser Verkehr erst von Prima an. Nicht wenig trug die Musik dazu bei. Allabendlich zwischen 7 und $^1/_2$8 Uhr kamen wir im Musikzimmer zusammen. Seine Improvisa-

tionen sind mir unvergeßlich; ich möchte glauben, selbst Beethoven habe nicht ergreifender phantasiren können, als Nietzsche, namentlich wenn ein Gewitter am Himmel stand." — Ostern 1865 ging Freiherr von Gersdorff nach Göttingen, später nach Leipzig und Berlin, um anfangs Germanistik, dann Jura zu studiren. 1870 nahm er am Krieg gegen Frankreich Theil. Im Dezember 1872 verlor er den jüngeren Bruder (Brief 46), nachdem ihm der ältere bereits 1867 an den Folgen einer im östreichischen Feldzug erlittnen Ellbogenverletzung gestorben war (Brief 8). Infolge dieser Todesfälle sah sich Freiherr von Gersdorff genöthigt, Chemie und Landwirthschaft (in Hohenheim, Württemberg) zu studiren, um als künftiger Majoratsherr die Güter seines Vaters übernehmen und verwalten zu können. Nietzsche fand, trotz seines Traumes, mit seinem Freunde zusammen einst dessen Felder zu betrachten und die Sonne untergehen zu sehn (S. 173), leider nie Gelegenheit, Gersdorff's Besitzungen kennen zu lernen. Dagegen ist Gersdorff in den 70er Jahren mehrmals nach Basel gekommen, um sich Nietzsche litterarisch hülfreich zu erweisen.

2. Frau Marie Baumgartner, die Gattin eines bekannten Lörracher Großindustriellen, trat in Beziehung zu Nietzsche nach dem Erscheinen von „Schopenhauer als Erzieher". Sie hatte ihm Anfang November 1874 brieflich ihre Bewunderung über dies Buch ausgesprochen und sich beglückwünscht seinen Verfasser den Lehrer ihres Sohnes nennen zu dürfen. Von ihren Übersetzungen der III. und IV. Unzeitgemäßen (auf welche in den Briefen 3—9 und 16—22 Bezug genommen wird) ist leider nur Richard Wagner à Bay-

reuth erschienen (Leipzig, C. G. Naumann). Frau Baumgartner starb 1897.

3. Der Frankfurter Arzt Dr. Otto Eiser knüpfte mit Nietzsche im Winter 1876/77 an. Im Glauben, daß Nietzsche in Basel sei, lud er ihn ein, bei Eröffnung des damals gegründeten Frankfurter Wagner-Vereins die Festrede zu halten. Nietzsche war aber im fernen Sorrent und mußte dankend ablehnen. Als nächsten Sommer Nietzsche in Rosenlaui weilte, ging er eines Tags nach dem nahen Meiringen: dort lernte er durch Zufall Dr. Eiser und dessen Frau persönlich kennen und schätzen. Dr. Eiser interessirte sich sehr für Nietzsche's Krankheit und gab manchen Rath, ohne doch Nietzsche direkt zu behandeln. Auf seine Empfehlung hin reiste auch Nietzsche im Spätherbst 1877 zu dem Augenarzt Dr. Krüger in Frankfurt, bei dieser Gelegenheit Eiser's Gastfreundschaft in Anspruch nehmend. Weitere Begegnungen fanden nicht statt, dagegen blieb es bei einem leidlich ununterbrochnen Briefverkehr. Dr. Eiser starb vor wenigen Jahren. Welches Mißgeschick seine Sammlung Nietzsche'scher Briefe ereilte, wurde bereits erzählt.

4. Mit Madame Louise O., einer jugendlichen, nach Paris verheiratheten Elsässerin von äußerstem Liebreiz, wurde Nietzsche gelegentlich der ersten Nibelungen-Aufführungen zu Bayreuth 1876 bekannt. Seine sieben Briefe an sie gehören zum Anmuthigsten, was er geschrieben, und für die Psychologie seines Wesens zum Bezeichnendsten. Sie reden eine wärmere Sprache, als die der bloßen Freundschaft. Wie zart aber weiß Nietzsche, im erhabenen Bewußtsein der ihm zugefallenen

Lebensaufgabe, seiner Empfindung zu wehren und sie, von allem Anfang an, in die Grenzen des Geziemenden zu verweisen! — Wie sagte er doch einmal? „Alles Illegitime ist wider meine Natur.“

5. Herr Oberregierungsrath Gustav Krug, jetzt im badischen Freiburg, gehörte zu Nietzsche's Naumburger Jugendgenossen. Im Hause des alten Geheimrath Krug, eines leidenschaftlichen Musikfreundes, hatte Nietzsche schon früh tiefe musikalische Eindrücke empfangen. Der Sohn Gustav war von gleichem Kunsteifer beseelt: und so fand Nietzsche's Musikliebe in ihm reichen Widerhall. Dies und der unersättliche Drang nach universaler Bildung war es auch, der beide Kameraden, zusammen mit Wilhelm Pinder, die Vereinigung „Germania“ gründen ließ, über welche Frau Förster-Nietzsche's Biographie so interessante und zugleich ergötzliche Aktenstücke beibringt.

6. Professor Dr. Paul Deussen, jetzt an der Universität Kiel, war in Schulpforta Jahre hindurch Nietzsche's Classenkamerad. Beide verließen die Anstalt am 7. September 1864, blieben dann zwei Wochen in Nietzsche's Familie, reisten am 23. September an den Rhein, in die Neuwieder Gegend, wo sie drei Wochen im elterlichen Pfarrhause Deussen's verlebten, gingen am 16. Oktober an die Universität Bonn und wurden gleichzeitig Mitglied der Burschenschaft Franconia. Über den Einfluß, den Nietzsche auf Deussen gewann, schreibt dieser selbst: „Er entflammte frühzeitig in mir, in intimem Gespräch über alle möglichen Dinge, eine Begeisterung für alles Große und Schöne, die seitdem nie wieder erloschen ist, und er flößte mir

mehr noch durch sein Beispiel, als durch seine Worte, die gebührende Verachtung für das Verfolgen wissenschaftlicher Bestrebungen im Dienste materieller und persönlicher Zwecke ein. Hand in Hand mit ihm drang ich im ersten Universitätsjahre zur vollen Freiheit von den Fesseln des Aberglaubens durch, und wiederum war er es, der diese negative Wirkung nach der positiven Seite hin ergänzte; denn er hat mich zuerst im späteren brieflichen Verkehr auf Schopenhauer, den göttlichen, hingewiesen, in dem ich dann, je länger je mehr, auch ohne und weiterhin sogar gegen Nietzsche's Einfluß, für das ganze Leben den unerschütterlichen Grund meines wissenschaftlichen sowie meines religiösen Bewußtseins gefunden habe. Endlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß Friedrich Nietzsche die erste Veranlassung war zu einer Wendung meines Lebensschicksals, welche mich im Herbst 1872 aus engen und drückenden Verhältnissen herausriß und die Freiheit für eine würdigere Bethätigung meiner Kräfte gewährte". Über Deussen's Art, die indische Philosophie aus dem Geiste Schopenhauer's zu erfassen (s. Deussen's „System des Vedânta" 1883 und „Sûtras des Vedânta" 1887) war Nietzsche umsomehr erfreut, als er bis dahin bei den englischen und deutschen Sanskritisten, welche sie zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hatten, die beklagenswertheste Oberflächlichkeit bemerken mußte. — Anfang September 1887 kam Professor Deussen, auf einer Reise nach Griechenland, in's Engadin, um Nietzsche nach langer Zeit wiederzusehn.

7. Nietzsche's Bekanntschaft mit Dr. Carl Fuchs datirt aus dem Jahre 1872. Beide trafen sich zufällig

im Hause des Musikalienverlegers E. W. Fritzsch. Eine weitere Begegnung fand im nächsten Jahre zu Naumburg statt, nachdem Dr. Fuchs auf der Leipziger Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins einen Vortrag über die nicht lange zuvor erschienene „Geburt der Tragödie" gehalten hatte. Der spätere Verkehr war nur brieflich. (— Vielleicht ist dem Unterzeichneten als Musiker das Bekenntniß gestattet, daß ihm die Einwände Nietzsche's gegen Riemann und Fuchs (S. 394—96), die er schließlich wohl selbst preisgab, auf irrigen Voraussetzungen zu ruhen scheinen. Riemann's Theorie führt zunächst nicht in's Kleine, sondern in's Große der musikalischen Kunst. Sein Hauptverdienst ist die Feststellung der Takt-Schwergewichte innerhalb der Periode. Auch die ungeheuersten Perioden gehen auf diese einfachen Schwergewichte zurück, und erst von hier aus ist der geniale Wurf eines Satzes wie z. B. des ersten der Beethoven'schen Cmoll-Symphonie, vom rein technischen Standpunkt aus, wissend zu verstehen.)

8. Freiherr R. v. Seydlitz lernte Nietzsche im Juli 1876 in Bayreuth kennen, nur flüchtig, im Hôtel „Zum Schwarzen Adler". Mit Nietzsche's fünf veröffentlichten Schriften machte er sich erst daraufhin bekannt und schrieb ihrem Autor im September desselben Jahres einen Dankesbrief von Creuznach aus. Die Antwort darauf steht Seite 411. Anfangs April 1877 kam das Seydlitz'sche Ehepaar nach Sorrent, wo von der Wintergesellschaft noch Nietzsche und Fräulein von Meysenbug verblieben waren. Im August 1877 gab es ein kurzes Wiedersehen in Rosenlaui im Berner

Oberland; die Hôtels waren überfüllt, Seydlitzens reisten deshalb nach Grindelwald, von wo aus außer Briefen vielleicht auch Besuche gewechselt wurden. Im September 1877 abermaliges Wiedersehen, in Basel. Als Freiherr v. Seydlitz im April 1879 ein Exemplar der „Vermischten Meinungen und Sprüche" durch Nietzsche's Verleger zugesandt erhielt, lehnte er, in einem Brief an Nietzsche, ein weiteres Zusammengehen mit ihm als Denker ab. Dieser trug ihm das nicht nach: vielmehr besuchte er sogar seinen ehemaligen Freund, wenn auch erst sechs Jahre später, auf einer Durchreise durch München und verstand sich wieder so gut mit ihm, daß er ihn nun der Brüderschaft würdigte. (Genauere Einzelheiten giebt der Aufsatz „Friedrich Nietzsche. Briefe und Gespräche". Von R. Freiherrn v. Seydlitz, im Juniheft 1899 der „Neuen Deutschen Rundschau".)

9. Professor Karl Knortz in Evansville (Indiana), seit Jahren bemüht, den Amerikanern die neusten Erscheinungen der deutschen Litteratur nahe zu bringen versuchte dies Ende der 80er Jahre auch mit Nietzsche's Philosophie. Ehe er sie öffentlich besprach, wandte er sich an Nietzsche selbst. Dieser scheint ihm drei Briefe geschrieben zu haben, wovon der mitgetheilte der mittlere sein wird. Die übrigen zwei sind nicht bekannt geworden.

Weimar, Nietzsche-Archiv, Mitte Oktober 1900. Peter Gast.

Anmerkung. — Die Briefe sind, der leichteren Übersicht wegen, durchgängig am Kopf datirt. Alle Daten in eckigen Klammern sind Herausgeber-Zusätze.

An

Freiherrn Karl von Gersdorff.

(1865—1885.)

Nr. 1.

[Bonn, 25. Mai 1865.]

Lieber Freund,

ich muß es Dir im Voraus gestehn, daß ich Deinen ersten Brief aus Göttingen mit einer ganz besonderen Sehnsucht erwartet habe; denn ich hatte dabei außer dem freundschaftlichen noch ein psychologisches Interesse. Ich hoffte, daß er den Eindruck widerspiegeln werde, den gerade auf Dein Gemüth das Corpsleben mache, und ich war versichert, daß Du Dich offen darüber aussprechen würdest.

Das hast Du denn auch gethan, und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank dafür. Wenn Du also jetzt in Bezug auf das Corpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders theilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strome des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzst und darin Deine Übungen machst. Verzeihe die Härte des Bildes, aber ich glaube, es ist treffend.

Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studirender seine Zeit und sein Volk kennen lernen will, muß Farbenstudent werden; die Ver-

bindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern möglichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den Einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu beurtheilen.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen.

Ich gestehe Dir sehr gern, daß ähnliche Erfahrungen wie Du sie gemacht hast, bis zu einem gewissen Grade sich auch mir aufdrängten, daß mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft im hohen Maaße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehn konnte; ebenfalls daß mit unerhörter Anmaaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Ärger abgeurtheilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im Allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte. Allerdings ist ein engerer Umgang mit einem oder zwei Freunden eine Nothwendigkeit; hat man diese, so nimmt man die übrigen als eine Art Zukost mit, die einen als

Pfeffer und Salz, die andern als Zucker, die andern als nichts.

Nochmals versichere ich, daß alles, was Du mir über Deine Kämpfe und Unruhen geschrieben hast, meine Achtung und Liebe zu Dir nur steigern kann.

Deine Gedanken über Deinen Beruf habe ich mit dem größten Behagen gelesen. Es war mir, als ob wir uns noch einen Schritt näher hiedurch treten müßten. Über das jus habe ich keine Ansicht. Von Dir aber weiß und glaube ich, daß Du, um deutsche Sprache und Litteratur zu studiren, Neigung und Fähigkeit hast, ja daß Du, was das Wichtigste ist, auch den Willen haben wirst, die bedeutenden und nicht immer interessanten Arbeitsmassen auf diesem Gebiet zu bewältigen. Wir haben im Allgemeinen eine gute Vorbereitung in Pforta dazu genossen, wir haben ein ausgezeichnetes Vorbild in Koberstein, den hier unser geistvoller Professor Springer für den bei weitem bedeutendsten Litterarhistoriker unsrer Zeit erklärt hat. Du wirst in Leipzig Curtius, wichtig für Sprachvergleichung, finden, sodann Zarncke, dessen Nibelungenausgabe ich kenne und schätze, dann den eitlen Minckwitz, den Aesthetiker Flathe, den Nationalökonomiker Roscher, den Du natürlich hören wirst. Du wirst sodann mit allergrößter Wahrscheinlichkeit dort finden: unsern großen Ritschl, wie Du in den Zeitungen gelesen haben wirst. Damit ist die philosophische Fakultät Leipzigs die bedeutendste Deutschlands. Und nun kommt noch etwas Angenehmes. Sobald Du mir schreibst, daß Du nach Leipzig gehen wolltest, habe ich es auch fest

beschlossen. So werden wir uns wiederfinden. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auch von Ritschls Abgang, und das bestärkte mich darin. Ich will in Leipzig womöglich gleich in das philologische Seminar kommen und muß tüchtig arbeiten. Musik und Theater können wir reichlich genießen. Natürlich bleibe ich Kameel.

Hier in Bonn herrscht immer noch die größte Aufregung, die größte Gehässigkeit wegen des Jahn-Ritschlstreites. Ich gebe Jahn unbedingt Recht. Es thut mir sehr leid, ihn Michaeli verlassen zu müssen. Er ist ungemein liebenswürdig. Meine Danaearbeit ist längst abgegeben und ich bin außerordentliches Mitglied des Seminars geworden. Denke Dir, daß drei Pförtner jetzt ordentliche Mitglieder geworden sind, während bloß vier Stellen offen waren. Haushalter, Michael, Stedtefeld. Das ist ein besondrer Triumph für die alte Pforta. Zum Schulfest haben die hiesigen sämmtlichen Pförtner dem Lehrercollegium ein Telegramm zugeschickt und eine sehr freundliche Antwort erhalten. Gräfe, Bodenstein und Lauer sind in die Frankonia eingesprungen, das wirst Du wohl schon gehört haben.

Für dies Semester habe ich zunächst eine archäologische Arbeit für das Seminar zu machen. Sodann für den wissenschaftlichen Abend unsrer Burschenschaft eine größere Arbeit über die politischen Dichter Deutschlands, bei der ich viel zu lernen hoffe, aber auch gewaltig viel lesen und Material sammeln muß. Vor allem aber muß ich an einer größern philologischen Arbeit, über deren Thema ich noch nicht

klar bin, arbeiten, um durch sie in das Leipziger Seminar zu kommen.

Als Nebensache treibe ich jetzt Beethovens Leben nach dem Werk von Marx. Vielleicht componire ich auch wieder einmal, was ich bis jetzt in diesem Jahre ängstlich vermieden habe. Ebenso wird nicht mehr gedichtet. Pfingsten ist in Köln das rheinische Musikfest, bitte komm herüber von Göttingen. Zur Aufführung kommen vornehmlich Israel in Ägypten von Händel, Faustmusik von Schumann, Jahreszeiten von Haydn und vieles andre. Ich bin ausübendes Mitglied. Gleich darauf beginnt die internationale Ausstellung in Köln. Alles Nähere findest Du in den Zeitungen.

Zum Schluß freue ich mich sehr, daß Du die problematischen Naturen gelesen hast. Es ist bedauerlich, daß Spielhagen in seinem neusten Roman „Die von Hohenstein" keine Fortschritte zeigt. Es ist ein wüstes Parteigemälde. Seine adelfreundliche Richtung in den Problematischen Naturen ist hier zum ausgesprochenen Hasse geworden. — Ich bin außer mir über Feder und Tinte, schon seit vier Seiten hat mich alle Gemüthlichkeit verlassen, ich referire bloß noch auf das Trockenste einige Fakta. —

Einige Kapitel in den Problematischen Naturen habe ich bewundert. Sie haben wirklich Goethesche Kraft und Anschaulichkeit. So sind gleich die ersten Kapitel Meisterstücke. Du hast doch auch die Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" gelesen?

Die schwächste Partie ist die Romantik im Hineinspielen der Zigeuner.

Du kennst doch Freytags „Verlorne Handschrift“ ?—
Ich hoffe Spielhagen diesen Sommer kennen zu lernen.

So, lieber Freund, lebe recht wohl und denke meiner freundlichst. Ich freue mich auf unser Wiedersehn. Ich wünsche Dir Heiterkeit und Frohsinn, vor allem einen Menschen, dem Du Dich näher stellen kannst. Verzeihe mir meine unausstehliche Schrift und meinen Mißmuth darüber, Du weißt, wie sehr ich mich darüber ärgere, und wie meine Gedanken dabei aufhören.

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Bonn am Tage der Himmelfahrt 1865.

Nr. 2.

[Bonn, 4. August 1865.]

Mein lieber Freund!

Wie spät bekommst Du Nachricht von mir. Ich will mich auch mit keinem Wort entschuldigen, sondern einfach mein Vergehen eingestehen. So bekommst Du denn den Nachklang meines ganzen Bonner Lebens, das ich wirklich schon als abgeschlossen betrachte. In einer Woche werde ich nicht mehr hier sein.

Ich habe die Hoffnung, daß wir uns sicher in Leipzig treffen. Ritschl hat mir gestern erzählt, daß er sein Wort den Leipzigern gegeben habe und daß er sehr gern dahin gienge. Er freut sich nach den

Wirren einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit wieder einfacher, simpler Professor zu werden. Er wird als Privatum die Geschichte der griechischen Tragödie und die Sieben gegen Theben lesen, als Publikum lateinische Epigraphik und zwar als Interpretationscolleg; er läßt zu diesem Behufe von jedem epigraphischen Monument 50 Platten abnehmen. Es wird eine kleine Bonner Kolonie nach Leipzig übersiedeln.

Ich gehe nun zwar nicht nach Leipzig, um dort nur Philologie zu treiben, sondern ich will mich wesentlich in der Musik ausbilden. Dazu habe ich in Bonn schlechterdings keine Gelegenheit. Vielleicht schrieb ich Dir um Neujahr, daß ich in diesem Jahre weder dichten noch componiren wollte. Das Erstere habe ich bis jetzt durchgesetzt — genug Grund, um zu glauben, daß diese Ader erschöpft ist —; gegen das Zweite habe ich erst ganz kürzlich verstoßen, indem ich wieder ein Lied gemacht habe. Ich werde ein wenig zu kritisch, um mich noch länger über etwaige Begabung täuschen zu können. Darum suche ich mein kritisches Vermögen überhaupt zu entwickeln.

Mein lieber Freund, wie schaal und langweilig sind alle diese Notizen. Ebenso nüchtern zähle ich einige Feste auf, an denen ich schöne und glückliche Augenblicke — und das Glück zählt nach Augenblicken — genossen habe. So nenne ich in erster Reihe das Kölner Musikfest. Sodann das Arndtfest, über das Du das Genauere aus den Zeitungen wissen wirst. Das Beste daran war die Rede von Sybel am 2. Tage.

Einige recht ruhige schöne Tage habe ich in letzter Zeit in Bad Ems erlebt. Ich bin die letzten Wochen immer krank gewesen und habe viel zu Bett gelegen, sogar in jenen glühenden Tagen; mein Leiden ist ein heftiger Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht. Ich bin durch diese fortwährenden Schmerzen sehr abgemattet und meistens ganz apathisch gegen Außendinge. An einigen Tagen, wo ich mich besser fühlte, war ich in Ems. Du kannst Dir vorstellen, wie wohlthuend dies stille, rücksichtsvolle, diäte Leben, diese immerfrische und erhebende Natur, diese frohen geputzten Menschen auf mich wirkten.

Für die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Bonn habe ich fabelhaft zu thun, besonders für den studentischen Gustav-Adolfverein, dessen Schriftführer ich bin. Dann harren eine große Menge Briefe der Beantwortung.

Eben denke ich daran, daß heute die Pförtner wieder in ihre Mauern einziehen. O über die Armen, die mit kaltschauerlichen Empfindungen zum ersten Male wieder in den neuangestrichnen, ungemüthlichen Betsaal hinuntersteigen!

Kuttig und Schmidtborn, so wie auch Ammon haben uns öfter in der letzten Zeit besucht.

Was den Leipziger Aufenthalt betrifft, so habe ich die freudige Aussicht, daß meine Mutter und Schwester mit mir ein Jahr nach Leipzig übersiedeln werden.

Verzeihe, lieber Freund, mir auch dieſen ungemüthlichen Brief. Aber das heftige Stechen im Kopf hindert jeden Zuſammenhang. Auf ein fröhliches Wiederſehn in Leipzig!

Dein Dich herzlich liebender F. W. Nietzſche.

Nr. 3.

[Naumburg, 7. April 1866.]

Lieber Freund,

gelegentlich kommen Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemiſcht über ſeinem Leben ſteht, ähnlich jenen ſchönen Sommertagen, die ſich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerſon ſie ſo vortrefflich beſchreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er ſagt, und wir: dann ſind frei wir vom Banne des immer wachenden Willens, dann ſind wir reines, anſchauendes, intereſſeloſes Auge. In dieſer vor allem Anderen zu erſehnenden Stimmung nehme ich die Feder zur Hand, um Dir auf Deinen freundlichen und gedankenreichen Brief zu antworten. Unſre gemeinſamen Beſorgniſſe ſind bis zu einem kleinen Reſte zuſammengeſchmolzen: wir haben wieder geſehen, wie von ein paar Federſtrichen, ſchließlich vielleicht ſogar von zufälligen Launen Einzelner die Geſchicke Unzähliger beſtimmt werden, und überlaſſen es gern den Frommen, für dieſe zufälligen Launen ihrem Gotte

Dank zu wissen. Es mag sein, daß uns diese Reflexion zum Lachen stimmt, wenn wir uns in Leipzig wiedersehen.

Von dem individuellsten Gesichtspunkt aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfter herausgerissen aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig. Denn so sehr ich mich auch angestrengt habe, so ist es mir doch täglich deutlicher geworden, daß man eine solche Arbeit nicht aus den Ärmeln schüttelt. Ich habe die Ferien sehr viel — relativ — gelernt, und mein Theognis findet mich nach den Ferien mindestens um ein Semester fortgeschrittner. Dabei habe ich manche einleuchtende Dinge gefunden, die eine Bereicherung meiner quaestiones Theognideae werden sollen. Eingemauert bin ich in Bücher — durch Corssens ungemeine Gefälligkeit. Ebenso muß ich mich über Volkmann äußern, der mich redlich unterstützt hat, besonders mit der ganzen Suidaslitteratur, deren Hauptkenner er ist. Ich habe mich so gut in dies Gebiet hineingelebt, daß ich es auch selbstständig angebaut habe, indem ich kürzlich den Nachweis fand, warum das Violarium der Eudocia nicht auf Suidas, sondern auf die Hauptquelle des Suidas, eine epitome des Hesychius Milesius (natürlich verloren) zurückgeht: dies giebt für meinen Theognis ein überraschendes Resultat, das ich Dir später einmal darlegen will. Ich erwarte übrigens täglich einen Brief von Dr. Dilthey aus Berlin, einem Schüler Ritschls,

der in Theognisfragen mehr wie ein andrer bewandert ist. Ich habe mich ihm ganz geöffnet und ihm weder meine Ergebnisse noch meinen Studentenstand verschwiegen. Ich hoffe, daß ich, in Leipzig angelangt, rüstig an das Niederschreiben gehen kann; ich habe mein Material ziemlich gut zusammen. Zu leugnen ist es übrigens nicht, daß ich mitunter kaum diese mir selbst aufgelegte Sorge verstehe, die mich von mir selbst abzieht (dazu von Schopenhauer — was oftmals Eins ist), mich in ihren Folgen dem Urtheile der Leute aussetzt und womöglich gar mich zur Maske einer Gelehrsamkeit zwingt, die ich nicht habe. Man verliert jedenfalls etwas dadurch, daß man gedruckt wird. Manche Aufhaltungen und Verdrießlichkeiten sind nicht ausgeblieben. Die Berliner Bibliothek wollte die Theognisausgaben des 16. und 17. Jahrhunderts nicht herausrücken. Eine Anzahl sehr nöthiger Bücher hatte ich mir von der Leipziger Bibliothek ausgebeten durch Roschers Vermittlung. Roscher aber schrieb mir, daß seine Gewissenhaftigkeit nicht zuließe, Bücher, die auf seinen Namen geschrieben wären, aus der Hand zu geben. Welche Gewissenhaftigkeit zu tadeln mir nicht einfällt, nur kam sie mir unbequem genug.

Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen, mein Schopenhauer, Schumannsche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg, „Leusch“ genannt (vielleicht kannst Du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen

Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige „Du sollst", „Du sollst nicht"! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel: freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!

Dagegen habe ich Beispiele genug erfahren, wie trübe oftmals der Intellekt bei den Menschen ist. Neulich sprach ich einen, der als Missionär in Kürze ausgehen wollte — nach Indien. Ich fragte ihn etwas aus; er hatte kein indisches Buch gelesen, kannte den Oupnekhat nicht dem Namen nach und hatte sich vorgenommen, mit den Brahmanen sich nicht einzulassen — weil sie philosophisch durchgebildet wären. Heiliger Ganges!

Heute hörte ich eine geistreiche Predigt ***s über das Christenthum, „Der Glaube, der die Welt überwunden hat", unerträglich hochmüthig gegen alle Völker, die nicht Christen sind, und doch wieder sehr schlau. Alle Augenblicke nämlich substituirte er dem Worte Christenthum etwas anderes, was immer einen richtigen Sinn gab, auch für unsre Auffassung. Wenn der Satz „das Christenthum hat die Welt überwunden" mit dem Satz „das Gefühl der Sünde, kurz, ein metaphysisches Bedürfniß hat die Welt überwunden" vertauscht wird, so hat das für uns nichts

Anstößiges, man muß nur consequent sein und sagen „die wahren Inder sind Christen“ und auch: „die wahren Christen sind Inder“. Im Grunde aber ist die Vertauschung solcher Worte und Begriffe, die einmal fixirt sind, nicht recht ehrlich; es werden nämlich die Schwachen im Geiste vollends verwirrt. Heißt Christenthum „Glaube an ein geschichtliches Ereigniß oder an eine geschichtliche Person“, so habe ich mit diesem Christenthum nichts zu thun. Heißt es aber kurz Erlösungsbedürftigkeit, so kann ich es höchst schätzen und nehme ihm selbst das nicht übel, daß es die Philosophen zu disciplíniren sucht: als welche zu wenige sind gegen die ungeheure Masse der Erlösungsbedürftigen, zudem aus gleichem Stoffe gemacht. Ja und wären alle, die Philosophie treiben, Anhänger Schopenhauers! Aber nur zu oft steckt hinter der Maske des Philosophen die hohe Majestät des „Willens“, der seine Selbstverherrlichung in's Werk zu setzen sucht. Herrschen die Philosophen, so wäre τὸ πλῆθος verloren; herrscht diese Masse, wie jetzt, so steht es dem Philosophen, raro in gurgite vasto, immer noch zu, δίχα ἄλλων wie Aeschylus, φρονέειν.

Dabei ist es für uns allerdings höchst lästig, unsre noch jungen und kräftigen Schopenhauergedanken so halb ausgesprochen zurückzuhalten und im Ganzen diese unglückliche Differenz zwischen Theorie und Praxis immer auf dem Herzen lasten zu haben. Wofür ich gar keinen Trost weiß, im Gegentheil trostesbedürftig bin. Mir ist es so, als müßten wir den Kern milder beurtheilen. Er steckt auch in dieser Collision.

Damit lebe wohl, lieber Freund, empfiehl mich Deinen Angehörigen, wie die meinen Dich bestens grüßen lassen; und es bleibt dabei, wenn wir uns wiedersehen, so lächeln wir — mit Recht.

Dein Freund
Friedrich Nietzsche.

7. Apr. 1866. Naumburg.

Nr. 4.

[Leipzig, Juli 1866.]

Lieber Freund,

Du hast wohl eine schleunigere Beantwortung Deines Briefes und auch mit Recht erwartet. Aber ich war ein paar Tage verreist und komme also erst heute dazu, Dir meinen Dank und meine Freude über Deinen Brief auszusprechen. Wie schnell laufen jetzt die Ereignisse. Was liegt zwischen dem Tage Deines Schreibens und dem heutigen für eine Fülle von Erlebnissen, von großen freudigen Erlebnissen. Ich kann nicht abstreiten, daß ich in den Wochen der böhmischen Aktion mit der lebhaftesten Besorgniß Deiner Brüder gedachte, nun habe ich jetzt von Deinem ältesten Bruder Nachricht. Er ist verwundet, am Kopf, aber nicht schwer. Dagegen ist mir von einem Soldaten, der hier im Lazareth liegt, über seine massive Tapferkeit berichtet worden, daß ich mich auch in Deine Seele hinein sehr gefreut habe. Der Sol-

dat sagte, sie hätten seinem Ungestüm gar nicht nachkommen können; er sei immer vorweg gewesen und sei im Kampfe mit Dreien durch einen Säbelhieb verwundet worden. Das wird für Dich eine schwere Zeit der Aufregung gewesen sein. Aber stolz müssen wir sein, eine solche Armee zu haben, ja sogar — horribile dictu — eine solche Regierung zu besitzen, die das nationale Programm nicht blos auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut, sogar gegenüber dem französischen großen Versucher Louis le diable, aufrecht erhält. Im Grunde ist jede Partei, die diese Ziele der Politik gut heißt, eine liberale, und so vermag ich auch in der bedeutenden, conservativen Masse des Abgeordnetenhauses nur eine neue Schattirung des Liberalismus zu sehen. Denn ich vermag nicht zu glauben, daß diese Männer sämmtlich nur Regierungsmänner sind, Leute, die blindlings jeder regierenden Gewalt sich anschmiegen und etwa 6 Monate vorher in Östreich den Hort der conservativen Interessen erblicken, 6 Monate später aber einem nationalen Krieg gegen dasselbe die Mittel bewilligen. Es schadet aber gar nichts, wenn der Name „conservativ" für unsere Regierungsform beibehalten wird. Für die Einsichtigen ist es ein Name, für die Vorsichtigen ein Versteck, endlich für unsern vortrefflichen König eine Art Tarnkappe, die ihm selbst seine Augen verhüllt und ihn auf seinen freisinnigen und erstaunlich kühnen Pfaden ruhig weiter gehen läßt.

Immerhin kommt jetzt erst, wo das Ausland sich auf das Bedenklichste einzumischen beginnt, die große

Prüfezeit, die Feuerprobe für den Ernst des nationalen Programms. Jetzt muß man erkennen, wie viel unter dieser Firma sich an rein dynastischen Interessen verbirgt. Ein Krieg gegen Frankreich muß ja eine Gesinnungseinheit in Deutschland hervorrufen; und wenn die Bevölkerungen eins sind, dann mag sich Herr von Beust sammt allen mittelstaatlichen Fürsten einbalsamiren lassen. Denn ihre Zeit ist vorbei.

Niemals seit 50 Jahren sind wir der Erfüllung unserer deutschen Hoffnungen so nahe gewesen. Ich beginne allmählich zu begreifen, daß es doch wohl keinen anderen, milderen Weg gab, als den entsetzlichen eines Vernichtungskrieges. Die Zeit ist noch nicht fern, wo die Ansicht von Corssen „daß nur auf Östreichs Trümmern sich die deutsche Zukunft erbaue" für entsetzlich roth galt. Nun zertrümmert sich aber so ein altes Gebäude nicht so leicht. Mag es noch so baufällig sein, so wird es doch immer „gute und getreue" Nachbarn geben, welche es stützen; es könnten ja ihre eignen Häuser bei seinem Sturz einen Schaden erleiden. Dies, angewandt auf unsre europäischen Zustände, ist die napoleonische Lehre vom Gleichgewicht, einem Gleichgewicht, wo das Centrum in Paris liegen soll. An dieses Centrum appellirt das bedrängte Östreich. Und so lange in Paris das Centrum ist, wird es in Europa im Ganzen beim Alten bleiben. Es wird also unsern nationalen Bestrebungen nicht erspart bleiben, europäische Zustände umzuwälzen, jedenfalls ihre Umwälzung zu versuchen. Mißlingt es, so haben wir Beide hoffent-

lich die Ehre, von einer französischen Kugel getroffen auf dem Kampfplatz zu fallen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die jetzt übrigens ein Jeder anstellt, komme ich auf die Leipziger und schließlich auf meine Zustände. Du hast hoffentlich im Daheim die zwei ausgezeichneten Bilder gesehen „preußische Kriegsknechte mit den Töchtern des Landes verkehrend", Scenen aus dem Pleißenburghofe, wie sie die Wirklichkeit jeden Abend bietet. Das ist eine Illustration unsrer Leipziger Verhältnisse. Man ist nun einmal hier eines lebhaften Hasses wie einer lebhaften Zuneigung nicht recht fähig. Aber gemüthlich ist man unter allen Umständen und man fügt sich. Ich habe mich bei einem Soldaten Deines Regiments nach Deinem Herrn Schwager erkundigt und mir von Spandau erzählen lassen.

Eine Erholung seltener Art haben wir hier inmitten der aufregendsten Ereignisse gehabt, das ungewöhnlich lange Gastspiel der Hedwig Raabe, die vom Leipziger Publikum als „blonder Engel" förmlich angebetet wird. Ihren Gipfelpunkt erreichte die Freude, als sie mit Devrient zusammen in der Waise von Lowood auftrat. Sie lebt übrigens seit einiger Zeit bei einer ihr befreundeten Familie in Gohlis und zwar bei niemand Anderem als meinem Onkel. Ich ärgere mich gewaltig, daß ich im vorigen Winter diese Familie so vernachlässigt habe. Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung.

Nun wirst Du auch wissen wollen, was mein Theognis macht. Vor zwei Wochen bekam ich die

römische Collation, vorgestern kam ich Nachts von einer Reise zurück und fand einen Brief von Ritschl vor mit der Notiz: „Theognidea Parisina praesto sunt teque expectant“. Ich holte sie mir denn am folgenden Mittag ab und erfuhr dabei Wichtiges. Zwei Gelehrte nämlich beabsichtigen eine neue Ausgabe des Theognis, dessen gesammte codd. sie neu verglichen haben. Also periculum in mora. Ritschl empfahl mir also einstweilen von einer Ausgabe abzustehn und meine Ergebnisse möglichst schnell in Form eines Aufsatzes drucken zu lassen. Er bot mir dazu das Rheinische Museum für Phil. an. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich. Denn ich hatte schon den ganzen Plan aufgegeben und wußte doch nicht recht, wie ich mich meiner Verpflichtungen gegen Ritschl entledigen sollte. So ist es vortrefflich. In 3 Wochen muß der Aufsatz fertig sein. Dann wird er, wie Ritschl versprochen hat, sehr schnell gedruckt. Dann habe ich die Hand für nächstes Semester frei und brauche nicht in Leipzig zu bleiben. Übrigens ist Ritschl jetzt liebenswürdiger als je und hat mir auch z. B. im Vertrauen mitgetheilt, daß meine Aufstellung der codices-Gruppen auch nach den neuesten Untersuchungen sich durchaus bestätige.

Jetzt will ich Dir noch von *** einiges mittheilen, der Dir seine Grüße sendet. Woher? aus Tübingen. Als was? Als Theologus und zwar als unwiderruflicher. Ich schrieb ihm einen Brief mit den triftigsten Gründen. Aber es scheint bei ihm Sache des Willens zu sein, da wirken die Gründe nicht mehr. Er schrieb mir z. B. „ich sollte ihm folgende

Möglichkeiten widerlegen: es könnte ja doch einen Gott geben, dieser Gott könnte sich doch offenbart haben, diese Offenbarung könnte ja in der Bibel enthalten sein." Heiliger Brahma! Wenn man seinen Lebenslauf bestimmen soll auf drei solche Möglichkeiten hin! Und die soll ich noch widerlegen!

Nun lebe recht wohl. Niemals habe ich so viel Deiner gedacht wie jetzt — schon weil ich trotz meiner vielen Bekanntschaften etwas vereinsamt bin, aber ich fürchte, daß ich die nächste Zeit fortwährende Besorgnisse für Dich haben muß. Mich will man nicht zum Soldat haben. Theile mir doch, wenn Du zur Armee abgehst, es ganz kurz mit. Meine Adresse ist, wie immer, Elisenstraße 7.

Ich soll Dir auch noch von Brockhaus viele herzliche Grüße sagen, ebenso vom Vetter. Zum Schluß unser beiderseitiges Motto:

κάλλιστον τὸ δικαιότατον, λῷστον δ' ὑγιαίνειν,
πρῆγμα δὲ τερπνότατον τοῦ τις ἐρᾷ τὸ τυχεῖν.

Dein Freund F. W. N.
philologischer Lumpensammler.

Nr. 5.

[Leipzig, 15. August 1866.]

Lieber Freund,

da ich schlechterdings nichts Bestimmtes weiß, ob Du noch in Spandau weilst oder glücklich mit dem

größten Theile Deines Regiments in Nürnberg angelangt bist: so will ich annehmen, was ich Dir wünsche, nämlich das Letztere und meinen Brief ruhig nach Nürnberg transportiren lassen. Findet er Dich dort nicht auf, so mag er eine Rückreise nach Leipzig und von hier nach Spandau antreten. Der Brief wird ebenso wenig wie Du selbst darüber unglücklich sein, daß er das liebenswürdige Nürnberg gesehen und kennen gelernt hat.

Im Grunde muß Deine Lage jetzt beneidenswerth sein; Du hast es vortrefflich erreicht, zwar nicht Heldenthaten zu verüben — soweit die Zeitungen darüber richtig melden —, aber doch eine kräftige militärische Spritzfahrt in ein feindliches, außerordentlich angenehmes Land mitzumachen. Zudem sollt Ihr Euch in Nürnberg sehr wohl fühlen, die Bevölkerung soll zuvorkommend sein, die Zeitungen berichten von Konzerten, die Euer Regiment giebt, mit abscheulichen, aber wenigstens recht preußischen Programmen, wie ich deren eins im Schützenhause gehört habe; als bei welchem ich Dich zu treffen hoffte.

Gleich zu Anfang meines Briefes will ich Dich nun einladen, nächstes Semester doch ja wieder in Leipzig zu verleben. Du kannst ja als preußischer Soldat „zum Staunen der Bürger und Bürgerfrauen“ auch hier fortdienen; ich hoffe wenigstens, daß das in Deiner Hand stehen wird. Daß es sich in Leipzig behaglich leben läßt, hast Du auch erfahren; für ein besseres, von gewissen Schreckniſſen freies Logis würden wir zusammen sorgen. Ich für mein Theil

bleibe noch hier aus allen möglichen Gründen, die Dir am Schlusse des Briefes ganz deutlich sein werden.

Die reinen Sachsen beginnen schon wieder recht üppig zu werden; man weiß leider Gottes, daß die Integrität der Landesgrenzen gewahrt wird und beginnt mit voller Lunge auf Preußen zu schimpfen. Unerträglich ist mir besonders das leise Verdächtigen, das ironische Bezweifeln preußischer Bestrebungen. Die Menschen können ebenso wenig hassen wie lieben; aber „Beust ist ein großer Mann!“ Was man von preußischen Sympathien in Sachsen spricht, gilt doch sehr ausschließlich nur von einer politischen Partei, die Biedermann mit seiner Deutschen Allgemeinen und Freytag mit den Grenzboten vertreten. Die Landeskommission hat wirklich das Land hinter sich; was ich zuerst nicht glauben wollte. Sie hat jetzt die Treitschkesche Schrift verboten trotz des entschiedenen Widerstandes von Seiten des preußischen Civilkommissars. Ein Buchhändler brüstet sich damit, daß eines Tages Herr von Glycinsky, der Stadtkommandant, in Civilkleidung bei ihm erscheint, die Schrift verlangt und recht gründlich abfällt. Bei Kintschy ist jetzt ein förmliches preußisches Heerlager alle Nachmittage; der alte Kintschy immer voran. Aber anderswo, z. B. bei Mahn, hört man die abscheulichste sächsische Kannegießerei, besonders von Solchen, die unparteiisch erscheinen wollen und doch mit wahrer Gier alles irgendwie Preußen Nachtheilige zusammenscharren.

Deshalb komme nur her als preußischer Leutnant;

dann sind wir doch wenigstens in unserm Dunstkreis vor solchen Gesprächen sicher.

Zum Besten für die Verwundeten u. s. w. hat der Riedelsche Verein ein großartiges Konzert in der Nikolaikirche gegeben, das über 1000 Thaler eingebracht hat. Frau Flinsch, Frau Krebs-Michalesi, Herr Auer aus Düsseldorf u. s. w. waren die Solisten.

In den Todtenlisten habe ich auch einen mir sehr lieben Namen wahrgenommen. Ich habe Dir wohl öfter von meinem ersten Obergesellen, dem ich sehr viel verdanke, erzählt, Krämer, der zuletzt Sek.-Leutnant und Adjutant im 72. Regiment war; er fiel bei Sadowa. Solche Verluste von so edelherzigen und intelligenten Menschen wiegen nicht zehn Östreicher auf.

Die napoleonischen Befürchtungen der letzten Tage haben überall eine, wie ich hoffe, unverdiente Aufregung hervorgerufen. Immerhin bleiben noch genug Nüsse übrig, die unser Minister mit seinem kräftigen Gebiß knacken mag. Befürchtungen von jener Seite könnten am Ende das begonnene Einigungswerk am schnellsten zu Stande bringen.

Unsre Thronrede, die gerade in der Stunde vor dem Riedelschen Konzert erschien, hat auf mich, wie auf Viele einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich war ganz entzückt, sang in der Kirche noch einmal so schön und dachte sehr optimistisch über Preußens und Deutschlands nächste Zukunft. Aber diese fürchterliche Kreuzzeitung hat mir den Magen verdorben, und dazu die Rede von Senfft-Pilsach.

Jetzt soll gar das Wort „Indemnität" so viel bedeuten wie „Erklärung der Continuität"; da sträuben sich meine moralischen sowie philologischen Haare.

Lieber Freund, es ist zwar rein egoistisch, aber Du wirst es begreifen, wenn ich ganz besonders Dich bitte, nach Leipzig wieder zu kommen. Mit wem in aller Welt soll ich mich jetzt aussprechen. Die Masse der Bekannten thut's wahrlich nicht; es sind viele liebenswürdige und verständige Menschen darunter, aus denen ich besonders Kleinpaul heraushebe. Aber die Zeit, wo man schnell Freundschaften — was doch viel mehr sagen will — schließt, ist für mich vorüber. Lieber lebe ich da etwas einsam und schreibe Briefe an meine wirklichen Freunde, in denen ich sie bitte, nach Leipzig zu kommen.

Auch auf Deussen will ich noch versuchen, brieflich einzuwirken. Nachdem wir uns zweimal geschrieben hatten, brachte sein letztes Schreiben das Bekenntniß, „er habe einen dummen Streich gemacht". Kant und Schopenhauer haben ihm zu dieser Einsicht verholfen. Wie Vielen haben sie nicht schon geholfen! Trotzdem will er sein Joch bescheiden zu Ende tragen; was ich gar nicht verstehe. Er will nämlich nach seinem ersten theologischen Examen zur Philologie zurückkehren. Nein, nein. Er muß nächstes Semester nach Leipzig kommen und in unsern philologischen Verein eintreten.

Dieser Verein nämlich gedeiht vortrefflich. Ich halte streng an dem Grundsatz, bei der Aufnahme neuer Mitglieder möglichst hart zu sein und auf keine äußeren Vorzüge, etwa Liebenswürdigkeit und

dergleichen Rücksicht zu nehmen. Die Leute sollen etwas wissen und besonders wissensbegierig sein. Zu unsern neuen Mitgliedern gehören Rohde, Heinemann, Kron, alle drei der Ritschlschen Societät angehörig. In dieser existirt jetzt mancher Schund, wie mir erzählt wird, unter Anderen ein unverbesserlich dummer Namensvetter, mit dem verwechselt zu werden ich hier und da das Unglück habe. Unser Verein ist jetzt öffentlich anerkannt; neulich haben wir Ritschl, dem geistigen Erzeuger des Vereins, unser Gesammtbild zum Geschenk gemacht.

Nun wirst Du wissen wollen, wie es mit meinem Theognis geht. Gut. Ich danke schön. Zwei Drittel der Arbeit sind fertig in Ritschls Händen, am letzten arbeite ich und denke in wenigen Tagen fertig zu sein. Ritschl war sehr zufrieden mit dem, was ich ihm brachte, es hätte alles Hand und Fuß. Nach ihm will es auch W. Dindorf durchlesen, mit dem ich jetzt in Geschäftsverbindung trete. Jetzt kommt eine neue Geschichte, lieber Freund, die aber ganz geheim gehalten werden muß. Ritschl fragte mich neulich, ob ich wohl gewillt wäre, auch einmal etwas für Honorar zu arbeiten. Ich antwortete „warum nicht, wenn es etwas Ordentliches dabei zu lernen giebt". Es handelt sich also um ein Lexikon zum Aeschylos von dem Standpunkte der jetzigen Philologie aus. Lexika schreiben ist keine Wollust; aber denke, was man bei Aeschylos gerade lernen kann, wie man genöthigt ist, den ungeheuren und höchst gediegenen Apparat durchzuarbeiten. Gestern Abend war ich also bei W. Dindorf, der die Sache arrangirt. Zu-

nächst also soll ich eine Anzahl Probeseiten machen, wie Dindorf sagte, um zu sehen, wie groß ungefähr das Buch wird, in Wirklichkeit um zu sehen, was ich kann, besonders ob ich methodisch verfahre. Das ist nun eine hübsche Probe, vor der ich mich nicht zu sehr fürchte. Vielleicht weil ich die Schwierigkeiten noch nicht kenne. Nach den Ferien bringe ich ihm die paar Seiten, die ich recht mit Muße ausarbeite, und dann stellt er mir sein ganzes Material zu Gebote, damit ich dann aus vollem Zuge arbeiten kann. Darunter sind, worüber ich ganz glücklich bin, auch die einzigen vollständigen Collationen des cod. Mediceus, um den sich die ganze Aeschyloskritik dreht.

Was die Größe des Buches anbetrifft, so schätzte es W. Dindorf ungefähr auf 60 Bogen. Das würden also 2 Bände, jeder zu ca. 500 Seiten. Verleger ist Teubner. Ritschl meinte, daß die Arbeit sehr gut bezahlt würde. Doch das verstehe ich nicht, bevor ich nicht weiß, wieviel Zeit und Mühe dazu nöthig ist.

Nicht wahr, das sind neue Aussichten? Im Grunde habe ich hier und da einmal Glück. Ritschl sorgt doch sehr liebenswürdig dafür, daß ich etwas lerne, und in einer Art, wie es mir wohl behagt. Die Bekanntschaft mit Dindorf ist ebenfalls sehr zu schätzen; er hat mir schon von codd. erzählt, die er besitzt und die er mir später zeigen will. Er ist ein großer Börsenspekulant und überhaupt ein schlauer Mann. In Geldgeschäften werde ich mich hüten selbständig zu verhandeln; das muß alles Ritschl besorgen. —

Die theatralischen Genüsse Leipzigs dauern fort.

Jetzt ist Frau Niemann-Seebach da. Ich habe sie schon als Gretchen gesehen und bin erschüttert worden wie wohl nie; dann als Julie in Romeo u. s. w. Heute hoffe ich sie als Maria Stuart zu bewundern.

Schließlich habe ich Dir zu sagen, was füglicher am Anfang gesagt sein würde. Ich sage Dir meinen herzlichsten Dank für Deinen letzten so inhaltsreichen und freundschaftlichen Brief. Mag Alles, was Du wünschest, in Erfüllung gegangen sein!

Wenn Du einmal etwas Zeit hast, so schreibe mir doch, aber sende den Brief nach Naumburg, wohin ich nach Beendigung meiner Theognisarbeit abreisen will.

Lebe recht wohl und gedenke

Deines Freundes
Fr. Nietzsche.

Leipzig am 15. August 1866.

Nr. 6.

[Naumburg, September 1866.]

Lieber Freund,

„die Post hat keinen Brief für mich?" wirst Du oft in Verwunderung gefragt haben. Aber sie hat einen von mir, die abscheuliche Post, und hat ihn Dir nicht herausgerückt. „Sei still, mein Herz!"

Je länger der Zeitraum ist, in dem Du von mir nichts erfahren hast, je größer Dir mein Undank er-

scheinen muß, als welcher auf Deinen vorletzten ebenso herzlichen wie gedankenreichen Brief keine Zeile der Antwort zurückerstattete — weil nämlich die Nürnberger Feldpost meinen Brief verschlungen hat, ohne ihn wieder von sich zu geben —, um so mehr fühle ich das Bedürfniß, das, was die Post verschuldet hat, wieder gut zu machen und mich also von dem scheinbar gerechten Vorwurfe des Undankes zu entlasten. Es ist sehr bitter, Dich im Felde zu wissen, verstimmt durch fehlgeschlagene Pläne, durch wenig behagliche Umgebung, durch geisttödtende Bewegungen und endlich gar durch die Nachlässigkeit eines Freundes. Denn nicht anders mußte es Dir erscheinen. Genug ich erröthe, wie man öfters erröthet, ohne sich schuldbewußt zu fühlen, in dem Gedanken, man könne irgend wodurch in der Meinung anderer, vorzüglich lieber Menschen sinken.

Deine Briefe waren meinem subjektiven Gefühle nach mit das Angenehmste, was der Sommerfeldzug erzeugt hat. Wie ganz anders nimmt sich ein von Freundeshand geschildertes Ereigniß, selbst kleiner Art, aus, als irgend welche Großthaten, über denen der häßliche Dunst des Zeitungspapiers sich lagert.

Leider kann ich von meinen Erlebnissen nur Weniges und dazu Kleinliches mittheilen. Meine Arbeit ist fertig in Ritschls Händen: ich habe sie in drei Theilen zu Stande gebracht und bin so lange in Leipzig geblieben, bis ich den letzten Strich (meiner Namensunterschrift) gemacht hatte. Nie habe ich mit solcher Unlust geschrieben; ich habe schließlich den Stoff in der einförmigsten Weise abgehaspelt: doch war

Ritschl mit einem Theile, den er gelesen hatte, recht zufrieden. Im Oktober wird es wohl erscheinen. Ritschl will die Arbeit aufmerksam durchlesen, auch Wilhelm Dindorf hat sich die Erlaubniß ausgebeten. Mit Letzterem trete ich wahrscheinlich in Geschäftsverbindung. Er hat mir durch Ritschl den Antrag machen lassen, ob ich ein Aeschylos-Lexikon nach dem neuesten Standpunkte der Aeschyloskritik ausarbeiten wolle. Natürlich für gutes Honorar. Ich habe mir überlegt, daß ich dabei viel lernen kann, daß ich mit Aeschylos recht intim vertraut werde, daß ich die Dindorfsche (unter deutschen Gelehrten einzig vollständige) Collation des cod. Mediceus in die Hände bekomme, daß ich bequeme Gelegenheit, ja Nöthigung habe, mir ein Stück, etwa die Choephoren, zu einer zukünftigen Vorlesung vorzubereiten, und bin nach allen diesen Überlegungen darauf eingegangen. Nur muß ich erst meine Befähigung dazu nachweisen, indem ich einen Probebogen in diesen Ferien auszuarbeiten habe. Übrigens ist eine solche Arbeit bei Aeschylos gerade nicht uninteressant; man ist genöthigt, fortwährend strengste Kritik zu üben gegen die Unzahl von Conjekturen. Dindorf veranschlagte das Buch mindestens auf 60 Bogen. Nach den Ferien trete ich mit Teubner — falls ich angenommen werde — in Geldunterhandlungen. Ritschl ist immer freundlicher gegen mich.

Folglich bleibe ich auch nächstes Semester in Leipzig, wo es mir, alles gerechnet, vorzüglich behagt. Sollte es Dir nicht möglich sein, in Leipzig fortzudienen? Ich wäre darüber sehr glücklich, denn Du

fehlst mir ganz besonders. Zwar habe ich jetzt viel Bekannte, aber keinen, mit dem ich so viele gemeinsame Vergangenheit und Gegenwart habe, als mit Dir. Vielleicht kann ich auch den alten Deussen noch bewegen, nach Leipzig zu kommen; er schrieb mir neulich, er sehe jetzt vollkommen ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe. „Spät kommst Du, doch Du kommst", nämlich die Erkenntniß über das theologische Studium. Er will Tübingen verlassen; die Wahl einer Universität ist ihm gleichgültig, weil er für seine Theologie, deren Joch er bis zu Ende (nicht dem aller Dinge, sondern bis zum ersten Examen) tragen will, nirgends viel zu finden hofft. Vielleicht ist er auch jetzt noch einmal zu einer „Umkehr" zu bestimmen. Die Philologie wird sich immer freuen, wenn der lang verlorene Sohn, der sich mit den Träbern der Theologie gemästet hat, zurückkehrt, und die Sprachvergleichung besonders darf schon zu Deussens Ehren ein Kalb schlachten.

Unser philologischer Verein blüht: neulich hat er sich photographiren lassen und Ritschl ein Bild verehrt zu dessen großer Freude. Rohde ist jetzt auch ordentliches Mitglied, ein sehr gescheuter, aber trotziger und eigensinniger Kopf. Bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern wirke ich dafür, daß mit möglichster Strenge und Sichtung verfahren wird. Herr von V. hat nicht die Ehre gehabt, aufgenommen zu werden.

Die letzten Wochen waren in Leipzig sehr interessant. Der Riedelsche Verein gab in der Nikolaikirche ein Conzert zum Besten der Verwundeten. Das Gedränge

war an allen Kirchenthüren, wie am Theater, wenn die Hedwig Raabe spielte. Wir haben eine Einnahme von mehr als 1000 Thalern gehabt. Eine halbe Stunde vor Beginn des Conzertes kam das Telegramm der Thronrede nach Leipzig: ich bin nie über eine That unseres Königs so glücklich gewesen, wie über diese versöhnliche, unzweideutige Rede. Die alten Parteilager sind jetzt gänzlich verwüstet, d. h. die extremen Standpunkte. Männer wie Treitschke und Roggenbach sind plötzlich die Vertreter der allgemeinen Meinung geworden. Ein großer Theil der sogenannten Conservativen z. B. der Rath P. in Naumburg schwimmt lustig in dem neuen Fahrwasser. Es ist auch für mich — offen gestanden — ein seltener und ganz neuer Genuß, sich ganz einmal im Einklang mit der zeitweiligen Regierung zu fühlen. Zwar muß man verschiedene Todte ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarcksche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolg ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathien für Preußen loszumachen, und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist; beileibe nicht moralisch, aber für den Beschauer ziemlich schön und erbaulich.

Du wirst wohl die Schrift über die Zukunft der Mittelstaaten von Treitschke gelesen haben. Mit

großer Mühe habe ich sie mir in Leipzig verschafft, wo sie wie überhaupt in Sachsen — proh pudor — verboten war. Dagegen haben unsere Gesinnungsgenossen, die Freytage, die Biedermänner u. s. w. ein Votum der sächsischen liberalnationalen Partei erzielt, das sich für unbedingte Annexion ausspricht. Dies würde auch meinen persönlichen Interessen das Dienlichste sein. Hoffentlich ist König Johann starrköpfig genug, Preußen zur Annexion zu zwingen.

Schließlich soll auch Schopenhauer noch erwähnt werden, an dem ich noch mit vollster Sympathie hänge. Was wir an ihm haben, hat mir kürzlich erst eine andere Schrift recht deutlich gemacht, die in ihrer Art vortrefflich und sehr belehrend ist: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart von Fr. A. Lange 1866. Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt:

1) Die Sinnenwelt ist das Produkt unsrer Organisation.
2) Unsre sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen andern Theilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes.
3) Unsre wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt, wie die wirklichen Außendinge. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns.

Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht

weniger als die letzte Ausgeburt eines von unsrer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unsrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Raffael's Madonna eines Irrthums zeihen? —

Du siehst, selbst bei diesem strengsten, kritischen Standpunkte bleibt uns unser Schopenhauer, ja er wird uns fast noch mehr. Wenn die Philosophie Kunst ist, dann mag auch Heyne sich vor Schopenhauer verkriechen; wenn die Philosophie erbauen soll, dann kenne ich wenigstens keinen Philosophen, der mehr erbaut als unser Schopenhauer.

Damit lebe heute wohl, lieber Freund. Überlege Dir's, ob Du nicht nach Leipzig kommen kannst. Jedenfalls aber theile mir mit, wann und wo wir uns treffen können. Denn allzu gern möchte ich Dich einmal sehen, was in Leipzig mir nicht zu Theil wurde, da Ihr Euch so schnell wieder aus der Umgebung von Leipzig verzoget. Doch habe ich die Musik Deines Regiments gehört, etwas unklassisch, und besonders viel Afrikanerin.

In Pforte bin ich noch nicht gewesen. Volkmann ist glücklich verheirathet. Deine Grüße werde ich treulich ausrichten. Meine Angehörigen lassen sich Dir bestens empfehlen und versichern Dich ihrer Theilnahme.

Adieu, lieber Freund,

Dein F. W. Nietzsche.

Nr. 7.

[Kösen, 11. Oktober 1866.]

Lieber Freund,

Du bekommst heute Nachricht über mein einförmiges, zwar für mich durchaus nicht langweiliges, aber doch für das Auge des objektiven Beschauers herzlich trocknes und interesseloses Leben. Im Grunde ist nur der Mangel an mittheilbarem Stoff die Veranlassung, daß Dein letzter Brief, wie alle Deine Briefe für mich ein freudiges Ereigniß, so lange unbeantwortet blieb. Ich bin diese Ferien nicht verreist, sondern sitze in arbeitsamer Einsamkeit in Kösen, das meine Mutter und ich, um der Naumburger Cholera zu entgehen, seit vier Wochen bewohnen: während meine Schwester sächsischen Verwandten ihre Besuche macht. Zwar sind die letzten Tage schwer kalt; ich schreibe Dir im Überrock, mit einer Decke über meine Füße, da unser Zimmer keinen Ofen hat; doch hat dieser Zustand schon Sonnabend sein Ende, wo wir wieder nach Naumburg zurückkehren. Abgesehen von diesen letzten, kalten, nebeldichten Herbsttagen haben wir uns nur über liebenswürdig helles und warmes Wetter zu freuen. Einige Nachmittage waren so mild und sonnig, daß ich unaufhörlich jener einzigen und unwiederbringlichen Zeit gedenken mußte, wo ich, zum ersten Male vom Schulzwange frei, ohne die Fessel des nicht verbindenden Verbindungslebens, den Rhein mit dem freien, stolzen Gefühl einer uner-

schöpflich reichen Zukunft sah. Wie schade, daß ich mich um diese wirkliche Poesie durch jene selbsteignen Qualen brachte, die dem unmündigen Studenten so leicht als Quellen der Freude erscheinen.

Bei diesem Rückblick auf vergangne Zeiten bin ich übrigens nicht undankbar gegen die Gegenwart. Meine Wünsche sind im letzten Jahre durch die Wirklichkeit in mehreren Punkten überholt worden. Wenn alsbald ein Umschlag eintritt, so darf ich nicht murren, sondern Unglück gegen Glück compensiren. Gerade durch den Gegensatz gegen das Bonner Leben ist mir das letzte Studienjahr in Leipzig so lieb. Während ich mich dort unverständigen Gesetzen und Formen fügen mußte, während mir Vergnügungen oktroyirt wurden, die mir widerstanden, während ein arbeitsloses Leben unter leidlich rohen Menschen mich mit tiefer Verstimmung erfüllte, hat sich in Leipzig unvermutheter Weise alles umgekehrt. Angenehme, liebe freundschaftliche Beziehungen, unverdiente Bevorzugung von Seiten Ritschls, eine Anzahl mitstrebender Studiengenossen, gute Wirthsleute, gute Conzerte u. s. w., wahrhaftig, hinreichend, um mir Leipzig zu einer sehr lieben Stadt zu machen! Daher kannst Du Dir mein Vergnügen vergegenwärtigen, als ich kürzlich im muthigen Ritter das Leipziger Tageblatt fand. Dies studiere ich täglich und eifrig, überlese die Speiselisten, die Conzertanzeigen, die Recensionen von Dr. E. Kn., die Choleralisten, all' die kleinen Zänkereien und Streitigkeiten, deren Organ jenes Blatt ist. Beiläufig erwähne ich, daß der Philosoph Leipzigs, Weiße, sowie der Aesthetiker, Flathe, auch

jener Seuche zum Opfer gefallen sind, ebenso der Weinhändler Dähne. Vom alten Rohn bekam ich neulich einen längeren Brief, worin er mittheilte, daß er nicht zur Keilschen Auktion kommen könnte, weil er sein Geschäft in den Meßtagen „sauber pflegen müßte", außerdem „Vermehrung in nächsten Tagen!" Womit er auf die zu erwartende Bereicherung seiner Familie in nächster Zeit hindeuten wollte. Die besagte Auktion ist auch glücklich ohne ihn vom Stapel gelaufen: die Preise waren sehr hoch, was den Bestrebungen der Calvaryschen Antiquariatshandlung und der Pförtner Lehrer zu danken ist. Letztere nämlich zahlten mitunter höher als der Ladenpreis war, indem sie in den Büchern des ehemaligen Collegen Keil sich selbst ehrten. Besonders kaufte Corssen für die Pförtner Bibliothek theuer genug. Der Coetus kaufte mit Begeisterung die Revolutionslitteratur des alten Keil auf und bot durchweg auf die unnützlichsten Bücher. Ich habe gegen 24 Thaler dabei ausgegeben, unter andern ist der Bernhardysche Suidas für 9 Thaler in meinen Besitz gekommen. Wichtiger ist mir diese Auktion dadurch geworden, daß ich einen Dr. Simon, den Socius der Calvaryschen Handlung, kennen lernte und mit ihm wahrscheinlich ein großes Geschäft machen werde. Ich suche mir für mehrere Hundert Thaler nach den umfassenden Katalogen Calvarys aus, und bezahle diese Summe in jährlichen Raten von 60 Thaler. Auf diese Art komme ich in den Besitz einer hübschen Bibliothek. Du kannst es würdigen, wenn meine täglichen Gedanken sich längere Zeit auf den Erwerb

einer Bibliothek gerichtet haben. Ohne eine solche ist nun einmal all' unser philologisches Arbeiten Stückwerk.

Mein Theognismanuskript habe ich noch einer letzten Revision unterworfen; seit zwei Wochen wird es in der Druckerei sein. Dindorf hat es auch durchgelesen. Der Titel ist: „Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung". Von Ritschl habe ich in diesen Ferien auch einen sehr freundlichen Brief bekommen. Meine lexikalischen Arbeiten habe ich mit sehr mangelhaftem Apparat begonnen; die Pförtner Bibliothek und Corssen haben mich unterstützt. Wenn ich nach Leipzig komme und Dindorf meinen Probebogen annimmt, so wird die Arbeit aus vollem Zeug begonnen. Doch lasse ich mich möglichst wenig in anderen Studien stören. Ich will mir vor Allem noch die Hauptresultate der Sprachforschung aneignen, um mein Lexikon wirklich vom Standpunkte der modernen Philologie aus schreiben zu können. Es ist so, wie ich Dir neulich schrieb: Ritschl findet immer einen hübschen Weg, mich zum Arbeiten zu veranlassen.

Du kennst den Dr. Richter; er gefällt mir sehr gut, und ich besuche ihn gern. Der arme Mann hat litterarische Gegner, und darunter den höchst groben Lucian Müller. In Kürze erscheint eine Ausgabe der Tragödien Senekas von ihm, in denen er das bekannte eurhythmische Princip entdeckt zu haben glaubt. Die Urtheile Richters über Pförtner Zustände sind sehr richtig, [— —] Wir können uns aber glücklich schätzen, daß wir noch in den Strahlen

der untergehenden Sonne in Pforte gelebt haben. Die große Zeit dieser Anstalt ist völlig vorüber, die bestimmte Richtung einiger Regierungsbeamten, die Pforte zu dem Niveau anderer Gymnasien hinunterzudrücken, siegt vollkommen. Auch Peter wird es nicht mehr lange aushalten, nachdem jetzt nun auch der beste Lehrer der Anstalt, Corssen, seinen Abschied verlangt und erhalten hat. Vielleicht ist Dir dies eine Neuigkeit, jedenfalls eine schmerzliche. Denn das schöne Bild der Pforte lebt nur noch in unsrer Erinnerung. Was ist Pforte ohne Steinhart und Corssen. Letzterer geht nach Berlin, um dort seine großen Studien im Kreise von gelehrten Freunden fortsetzen zu können. Ich bitte Dich Jedem, der Corssen kennt, zu sagen, daß er nicht fortgeschickt worden ist, sondern daß man ihn sehr ungern fortgelassen hat, wenigstens von Seiten des Pförtner Collegiums. Schließlich hat man ihm noch die Herausgabe der Pförtner Alterthümer übertragen und ihm dazu 1500 Thaler bewilligt. Auch hat er die Absicht, einige Zeit nach Italien zu gehen. Ich freue mich, daß er sehr freudig in die Zukunft blickt. Wenn Du in Berlin sein solltest, so besuche ihn sicherlich. Seine Mutter wohnt Commandanten-Straße 40.

Über Politik habe ich heute keine Lust zu sprechen, doch sage ich Dir meinen Dank für Deine Ergießungen im letzten Briefe, in denen Du genau meine Ansicht theilst. Uebrigens sieht man Zeichen und Wunder allenthalben.

Musik habe ich wenig getrieben, da ich in

Kösen kein Klavier zur Verfügung habe. Dagegen hat mich der Klavierauszug der Walküre von Richard Wagner begleitet, über die meine Empfindungen sehr gemischt sind, so daß ich kein Urtheil auszusprechen wage. Die großen Schönheiten und virtutes werden durch eben so große Häßlichkeiten und Mängel aufgewogen. + a + (— a) giebt aber nach Riese und Buchbinder 0.

Jetzt arbeitet derselbe Componist den Zeitungen nach an einer Hohenstaufenoper und läßt sich ab und zu vom König „dem holden Schirmherrn seines Lebens", wie es in der Widmung heißt, besuchen. Es schadete übrigens nichts, wenn der „König mit dem Wagner gienge" (gehen in des Wortes verwegenster Bedeutung), natürlich aber mit anständiger Leibrente.

Von * * * höre ich nichts. Er schreibt nicht, deshalb hoffe ich, daß er noch nicht definitiv über nächstes Semester entschieden hat, folglich noch correktionsfähig ist. Der Kampf wider die Vorurtheile seiner Mutter mag nicht leicht sein. Ich werde mich sehr freuen, wenn er nach Leipzig kommt und ich ihm nach irgend einer Seite hin gefällig sein kann. Nächstes Semester höre ich griechische Grammatik bei Curtius, lateinische bei Ritschl, dann Paläographie bei Tischendorfs Gnaden (codd. lesen versteht er gründlich, und das ist abscheulich schwer). Im Theater ist der junge Wachtel als Tenor engagirt, also der Sohn des von uns bewunderten. Die Euterpedirektion ladet zum Abonnement ein und verspricht lauter bekannte Sachen.

Die Universität hat den Anfang der Collegien drei Wochen lang hinausgeschoben. Was die Herren faul sind! Wie freudig sie sich hinter das Banner der Cholera stecken! Mich wird es nicht hindern, am 17. Oktober wieder in Leipzig einzuziehen. Am 13. verlasse ich Kösen und siedle nach Naumburg über.

Damit ist heute meine karge Fülle an unbedeutenden Nachrichten bis zur Neige ausgeschöpft, und es bleibt mir nichts übrig als die Grüße zu referieren, die mir aufgetragen sind, die Grüße meiner Mutter, sowie der Pförtner Lehrer Volkmann, Corssen, Peter, Koberstein u. s. w.

Über Deine glückliche Beförderung bin ich sehr erstaunt. Ich würde mich nicht wundern, wenn Du auch noch einen Orden erhalten hättest; denn ich kann mir denken, wie gern man Dich als Kriegsmann im Heere zurückhalten möchte.

Zum Schluß ein solonisches Distichon, was sich zum Motto für Bismarck eignet:

ἔστην ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισι,
νικᾶν δ' οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως.

„Hab einen mächtigen Schild vor beide Parteien gestellt: so
Steh' ich und lass' in Gewalt keiner von beiden den Sieg."

Dein Freund F. W. Nietzsche.

Kösen, 11. Oktober 1866.

Nr. 8.

[Leipzig, Ende Januar 1867.]

Mein lieber Freund,

es war ebenfalls in den ersten Tagen des Januar, wo auch ich in Naumburg an einem Sterbebette stand, an dem einer nahen Verwandten, die nächst Mutter und Schwester die nächsten Anrechte auf meine Liebe und Verehrung hatte, die treulich an meinem Lebenswege Antheil genommen hatte und mit der ein ganzes Stück meiner Vergangenheit und vornehmlich meiner Kindheit von uns gewichen ist. Und doch, als ich Deinen Brief empfieng, mein lieber, armer, schwergetroffener Freund, ergriff mich ein viel heftigerer Schmerz: war doch auch der Unterschied der beiden Sterbefälle so groß. Dort war ein Leben vollbracht, mit guten Handlungen ausgenützt, mit schwachem Körper bis zum Alter getragen: wir hatten alle die Empfindung, daß die Kräfte des Körpers und Geistes verzehrt waren und daß der Tod nur für unsre Liebe zu früh komme. Aber was schied mit Deinem auch von mir stets bewunderten und verehrten Bruder.

Es schied von uns eine jener seltenen, edlen Römernaturen, auf die Rom in seiner besten Zeit stolz gewesen wäre, auf die Du als Bruder noch viel mehr Anrecht hast stolz zu sein. Denn wie selten bringt unsre erbärmliche Zeit solche Heldengestalten hervor. Aber Du weißt es ja, wie die Alten darüber denken: „Der Götter Lieblinge sterben früh“ —

Was hätte eine solche Kraft noch thun können. Wie hätte sie als Vorbild eines selbsteigenen, rühmlichen Strebens, als Beispiel eines entschiedenen, in sich klaren, um Welt und Weltmeinung unbekümmerten Charakters Tausenden in des Lebens Wirren Stärkung und Trost sein können. Wohl weiß ich, daß dieser vir bonus im schönsten Sinne Dir noch mehr war, daß er Dein anzustrebendes Ideal, wie Du mir oft früher sagtest, Dein sicherer Leitstern für die wechselvollen und durchaus nicht bequemen Bahnen des Lebens war. Vielleicht war dieser Tod der größte Schmerz, der Dich überhaupt treffen konnte.

Nun, lieber Freund, Du hast jetzt — das merke ich an dem Tone Deines Briefes — jetzt selbst an Dir erfahren, warum unser Schopenhauer das Leiden und die Trübsale als ein herrliches Geschick, als den δεύτερος πλοῦς zur Verneinung des Willens preist. Du hast auch die läuternde, innerlich beruhigende und festigende Kraft des Schmerzes erfahren und empfunden. Es ist eine Zeit, in der Du selbst erproben kannst, was wahr ist an der Lehre Schopenhauers. Wenn das vierte Buch seines Hauptwerkes jetzt auf Dich einen häßlichen, trüben, lästigen Eindruck macht, wenn es nicht die Kraft hat, Dich zu erheben und Dich aus dem äußeren heftigen Schmerze hindurchzuführen zu jener wehmüthigen, aber glücklichen Stimmung, die uns auch beim Anhören edler Musik ergreift, zu jener Stimmung, in der man die irdischen Hüllen von sich abfallen sieht: dann mag auch ich nichts mehr mit dieser Philosophie zu thun haben. Der Schmerzerfüllte kann und darf allein

über solche Dinge ein entscheidendes Wort sagen: wir Anderen mitten im Strome der Dinge und des Lebens stehend, jene Verneinung des Willens nur ersehnend als ein glückseliges Eiland, wir können es nicht beurtheilen, ob der Trost solcher Philosophie auch für die Zeiten tiefer Trauer ausreicht.

Es wird mir schwer, auf etwas Anderes überzugehen: denn ich weiß nicht, ob Dich nicht Erzählungen über mein Geschick und Ergehen in dieser Stimmung verdrießen. Doch wird Dir lieb sein zu hören, daß Einsiedel und ich in Folge gemeinsamen Schmerzes jetzt öfter zusammengekommen sind und auf Mittel und Wege sinnen, wie wir Dir eine kleine Freude und Erholung verschaffen können. Überhaupt hast Du an Einsiedel einen sehr theilnehmenden und mitfühlenden Freund; so eben habe ich ihm Deinen schönen, ausführlichen und mit herzlichster Liebe geschriebenen Brief vorgelesen. Wir wünschen Beide nichts sehnlicher als Dich einmal sehen und sprechen zu können.

Mir geht es wohl. Die Arbeit ist groß, aber fruchtbringend, darum erfreuend. Ich schätze ein stetiges und concentrirtes Arbeiten von Tag zu Tage mehr. Augenblicklich versuche ich meine Kräfte an einer Preisaufgabe der hiesigen Universität „de fontibus Diogenis Laertii“; ich habe dabei die wohlthuende Empfindung, nicht erst durch Anlockung von Ehre und Geld auf dies Thema gekommen zu sein, sondern es mir selbst gestellt zu haben. Das wußte Ritschl und war so gefällig, nachher dies Thema als Preisaufgabe vorzuschlagen. Ich habe einige Mit-

ſtreiter, wenn ich recht berichtet bin: doch habe ich in dieſem Falle nicht geringes Selbſtvertrauen, da ich bis jetzt lauter ſehr ſchöne Reſultate gefunden habe. Schließlich kommt es allein auf Förderung der Wiſſenſchaft an: ſollte ein Anderer noch mehr gefunden haben, ſo ſoll mich dies nicht ſehr kränken.

Von Deuſſen habe ich im neuen Jahre Nachricht: er iſt wieder Philolog, bravo: und empfindet, wie er ſelbſt ſchreibt, wieder feſten Boden unter ſich. Er ſtudirt in Bonn und ſcheint allmählich in das Fahrwaſſer zu kommen. Er ſchickte mir ſeine Überſetzung eines franzöſiſchen Buches: „Theodor Parkers Biographie“ mit, mit der er ſich Geld verdient hat.

Zum Schluß, lieber Freund, bitte ich Dich um Eins: beläſtige Dich nicht mit Briefſchreiben. In kurzer Zeit bekommſt Du von mir wieder Nachricht in einem recht ausführlichen Briefe, den heute zu ſchreiben mir nicht möglich iſt. Dasſelbe läßt Dir auch Einſiedel ſagen.

Ich ſchließe mit einem warmen Lebewohl und einem Spruch des Ariſtoteles:

τί γάρ ἐστιν ἄνθρωπος; ἀσθενείας ὑπόδειγμα, καιροῦ λάφυρον, τύχης παίγνιον, μεταπτώσεως εἰκών, φθόνου καὶ συμφορᾶς πλάστιγξ.

Dein treuer, gleichfalls tief getroffner Freund

Friedrich Nietzſche.

Leipzig, Mittwoch.

Nr. 9.

[Leipzig, Februar 1867.]

Lieber Freund,

wenn Du nicht in der Stimmung bist, eine Anzahl von seltsamen Dingen anhören zu können, so lege den Brief bei Seite und verspare ihn Dir für eine andere Stunde.

Heute war nämlich die große Leipziger Wahlschlacht, die Entscheidung eines mit allen Mitteln geführten Parteienkampfes, heute ist das Schlußwort in der Sache Stephani gegen v. Wächter gesprochen worden. Wie es ausfiel, will ich noch nicht verrathen.

Du kennst das Ergebniß der ersten Wahl: unser Vertreter, der vortreffliche, makellose vir strenuus Stephani (neuerdings St. Stephan in den Inseraten des Tageblattes genannt) siegte mit 1000 Stimmen über den Hort des sächsischen Partikularismus Herrn von Wächter: jedoch war dieser Sieg nicht ausreichend, es fehlte an circa 200 Stimmen an einer absoluten Majorität. Also mußte eine engere Wahl vorgenommen werden, bei der die Kämpen einer dritten und einer vierten Partei Würkert und Wuttke gar nicht mehr in Betracht kamen. Diese Beiden sind also recht jämmerlich durchgefallen, am meisten Wuttke, genannt „das Reichswiesel", der von einer sogenannten Volkspartei, im Grunde von den tollsten Preußen-

freſſern auf den Schild gehoben war und mit circa 300 Stimmzetteln von demſelben wieder herunterfiel. Das Organ dieſer ſchwarzgelben Färbung iſt die „Sächſiſche Zeitung“ ehedem „Abendpoſt“.

Würkert, groß, wie das Tageblatt ſagt, als Bierwirth, Menſch, Gefangener, Dichter, Redner, wurde von den Laſalleanern in der 12. Stunde aufgeſtellt und mit einer ſolchen Fluth von Reklame aufgeſchwemmt, daß er ſelbſt an ſeiner Wahl nicht zweifelte. Ihm zu Ehren wurde eines Sonntags um 11 Uhr eine Volksverſammlung unter freiem Himmel veranſtaltet, die nach mäßiger Berechnung von 12000 bis 15000 Menſchen beſucht wurde. Er hielt mit vortrefflichem weittönenden Organ, mit antiker Schwenkung ſeines Kutſchermantels eine Wahlrede, mit kräftigen Worten über höchſt unkräftige und unreale Dinge, z. B. über einen europäiſchen Arbeiterſtaat, ließ ſodann über ſeine Wahl abſtimmen und erklärte, daß er gegen 4 Stimmen von der ganzen Verſammlung gewählt ſei. Dies war eine optiſche Täuſchung: denn am Tage der Wahl hatte er c. 900 Stimmen für ſich.

Jetzt kam Alles auf die durchgefallnen Parteien und ihre neue Stellung an. Die Agitation wurde wirklich großartig, wo man gieng oder ſtand, drückte einem ein Dienſtmann ein Programm, ein Pamphlet, eine Ermahnung in die Hand, ſelbſt in das Haus wurden die Zettel getragen: das Tageblatt und die Nachrichten ſtrotzten von Annoncen.

Ich glaube nicht, daß ein Geſichtspunkt noch übrig iſt, aus dem Agitationsblei noch zu ſchmelzen

wäre. An Übertreibungen fehlte es nicht z. B. wurde Wächter ein alter Mann genannt, dessen Gehirn nach Bock einen Stoffwechsel durchgemacht habe und der deshalb nicht mehr politisch fähig sei. Oder man benutzte eine Rede Stephanis, worin er versprach, als Vicebürgermeister seinen Verpflichtungen nachzukommen, aber eine Wahl, wenn sie auf ihn ohne sein Zuthun fallen würde, annehmen zu wollen, und ließ den 2. Satz weg, so daß es scheinen mochte als ob Stephani eine Wahl ablehne. Kurz moralische und unmoralische Mittel, Stempel, Dienstmänner, Verleumdungen, riesige Maueranschläge, Fahnen mit den betreffenden Namen, alles war in Bewegung gesetzt — für den heutigen Tag. Dieser war trübe und nebelig. An den Wahlstätten lagerten müssige Volksschichten, flatterten die Fahnen, knarrten die Stempelpressen, strahlten in bunten Farben die Plakate. Nachmittags giengen wir zu drei in das Rosenthal und kamen auf den Einfall das Orakel über den Ausgang zu befragen. Nach allen nur denkbaren Versuchen gab es immer *ein* Resultat: wenn ein Rabe krächzend flog, wenn wir fragten, ob Mann oder Weib zuerst uns begegnen würden, ob eine aufrecht geworfne Münze die Bildseite zeige u. s. w. immer antwortete uns der „Zufall“ .. „Wächter“; was uns in heitre Stimmung brachte, so daß wir einen jungen Philologen, der uns begegnete, mit unsrer Orakelweisheit zu bethören suchten und ihm sagten, daß Wächter gewählt sei:

„Weiß schon, sagte das Unglückskind, mit 1000 Stimmen Majorität.“

Und so ist es. Inzwischen hat sich die Wächtersche Partei um 2000 Stimmen vermehrt. Wir sind unterlegen. Der Vetter triumphirt, der Partikularismus schwingt die Fahne des Siegs.

Nun einiges Persönliche. Denn politische Dinge möchte ich nicht berühren — aus begreiflichen Gründen. Einstweilen also bleibe ich noch hier und zwar denke ich dabei sowohl an das nächste als das nächstfolgende Semester. Im Grunde bin ich sehr wenig genirt (wenn mich nur der Kriegsstand nicht noch genirt!), lebe ein behagliches Dasein, so weit dies in einer solchen Welt möglich ist, habe gute Freunde und getreue Nachbarn und gute Lehrer, sitze täglich bei Kintschy mit Kohl und Rohde zusammen, die jetzt meinen nächsten Umgang bilden, bin für unsern philologischen Verein nach Kräften thätig, kaufe mir sehr viel philologische Bücher, finde ab und zu einen leidlichen Gedanken und arbeite etwas unruhig. Thematen, die mich beschäftigen, sind

„de Laertii Diogenis fontibus“

„über die Büchertitel bei den Alten“,

im Hintergrunde schwebt ein Plan zu einer kritischen Geschichte der griechischen Litteratur. Wenn ich Dir eine Lektüre empfehlen darf, die Dich zugleich an das Alterthum fesselt und an Schopenhauer erinnert, so nimm einmal die epistulae morales des Seneka vor.

Schließlich kommt das, was den Anfang meines Briefes hätte machen sollen, mein Dank für Deinen lieben Brief, den ich aus mehreren Gründen ganz besonders schätze. Erstens weil weder ich, noch irgend

Jemand von Dir jetzt Briefe erwartet, da wir vielmehr erfreut und dankbar sind, wenn Du nur Lust und Stimmung hast, unsere Briefe zu lesen. Zweitens aber war mir besonders Dein Bekenntniß zu unserm Philosophen lieb und werth; da es in einer Zeit ernster und schwerer Erfahrungen, entscheidender Schicksalsschläge gesprochen worden ist.

Fromme Menschen glauben, daß alle Leiden und Unfälle, die sie treffen, mit genauester Absichtlichkeit auf sie berechnet sind, so daß der und jener Gedanke, dieser gute Vorsatz, diese Erkenntniß in ihnen geweckt werden sollte. Uns fehlen zu einem solchen Glauben die Voraussetzungen. Wohl aber steht es in unsrer Gewalt, jedes Ereigniß, kleine und große Unfälle für unsre Besserung und Tüchtigung zu benutzen und gleichsam auszusaugen. Die Absichtlichkeit des Schicksals des Einzelnen ist keine Fabel, wenn wir sie also verstehen. Wir haben das Schicksal absichtlich auszunützen: denn an und für sich sind Ereignisse leere Hülsen. Auf unsre Verfassung kommt es dabei an: den Werth, den wir einem Ereigniß beilegen, hat es für uns. Gedankenlose und unmoralische Menschen wissen nichts von solcher Absichtlichkeit des Schicksals. An ihnen haften eben Ereignisse nicht. Wir aber wollen aus ihnen lernen: und jemehr sich unser Wissen in sittlichen Dingen mehrt und vervollständigt, um so mehr werden auch die Ereignisse, die uns getroffen haben, einen festgeschlossnen Kreis bilden oder vielmehr zu bilden scheinen. Du weißt, lieber Freund, was diese Reflexion soll.

Heute nehme ich von Dir Abschied, indem ich noch Einsiedels, meines Vetters, so wie auch meiner Mutter theilnehmende Grüße verzeichne.

Dein treuer Freund Friedrich N.

Nr. 10.

[Naumburg, 6. April 1867.]

Mein lieber Freund,

mein langes Stillschweigen hat Gott weiß worin seine Ursache. Denn nie bin ich dankbarer und freudiger gestimmt, als wenn Deine Briefe ankommen und mir von Deinen Erlebnissen und Stimmungen treue Kunde geben. Sehr oft kommt die Gelegenheit, von Dir zu sprechen; als welche ich nie vorübergehen lasse. Noch häufiger läuft mein Gedanke zu Dir, wenn ich gerade mitten drin in Büchern stecke und an alle möglichen gelehrten Dinge denken sollte, die Dir mit Recht etwas abschmeckend sind. Und trotzdem schreibe ich nicht. Mitunter wundere ich mich selbst darüber. Jetzt eben fällt mir ein, was der Grund sein wird. Die Hand, die den ganzen Tag schreibt, das Auge, das von früh bis Abend weißes Papier schwarz werden sieht, verlangt nach Abwechslung oder Ruhe. Heute aber am ganzen Nachmittag mußten Suidas und Laertius warten, weil ich Besuch hatte: darum werden sie auch

heute Abend warten müssen. Warum geben sie ihr Regiment aus den Händen? Mögen sie nun den Nachtheil haben, ich habe wenigstens einen Vortheil dabei, ich kann mich mit meinem lieben Freunde brieflich unterhalten und brauche nicht die beiden alten Knaben zu beaufsichtigen, deren Thorheiten mich für gewöhnlich beschäftigen.

In diesen Ferien nämlich will ich meine Arbeit über die Quellen des Laertius zu Papier bringen und stehe jetzt noch ziemlich in den Anfängen. Ich will zu Deiner Belustigung gestehen, was mir die meiste Mühe und Sorge macht: mein deutscher Stil (vom lateinischen nicht zu reden: habe ich mich mit der Muttersprache auseinandergesetzt, so sollen auch fremde Sprachen daran kommen). Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzulange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ „Du sollst und mußt schreiben" hat mich aufgeweckt. Ich suchte nämlich, was ich nie gesucht hatte außer auf dem Gymnasium: gut zu schreiben, und plötzlich erlahmte die Feder in der Hand. Ich konnte es nicht und ärgerte mich. Dazu dröhnten mir die Ohren von Lessingschen, Lichtenbergschen, Schopenhauerschen Stilvorschriften. Ein Trost war mir immer, daß diese drei Auktoritäten einstimmig behaupten, es sei schwer gut zu schreiben, von Natur habe kein Mensch einen guten Stil, man müsse arbeiten und hartes Holz bohren, ihn zu erwerben. Ich möchte wahrhaftig nicht wieder so hölzern und trocken, nach der logischen Schnürbrust schreiben, wie ich es z. B. in meinem Theognisaufsatz gethan habe:

an dessen Wiege keine Grazien gesessen haben (vielmehr brummte es aus der Ferne wie von Königsgrätz her). Es wäre sehr unglücklich, nicht besser schreiben zu können und es doch warm zu wünschen. Vor allem müssen wieder einige muntere Geister in meinem Stil entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur spielen lernen, aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasieen, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.

Zweitens beunruhigt mich ein andrer Wunsch. Einer meiner ältesten Freunde Wilhelm Pinder aus Naumburg steht jetzt dicht vor seinem ersten juristischen Examen, die wohlbekannten Ängste in solchen Zeitläuften kennen wir auch. Aber was mir gefällt, ja mich zur Nachahmung anstachelt, liegt nicht im Examen, sondern in der Vorbereitung dazu. Wie nützlich, ja wie erhebend muß es sein, etwa in einem Semester alle Disciplinen seiner Wissenschaft an sich vorüber marschiren zu lassen und somit wirklich einmal eine Gesammtanschauung über dieselbe zu bekommen. Ist es nicht ebenso, als ob ein Offizier, stets nur gewöhnt seine Compagnie einzuexerciren, plötzlich in einer Schlacht zum Begriffe dessen kommt, was seine kleinen Bemühungen für große Früchte zeitigen können. Denn wir wollen es nicht leugnen, jene erhebende Gesammtanschauung des Alterthums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Ölfleck untersuchen anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und — was mehr ist — zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal

jenen reinen Genuß unsrer Alterthumsstudien, von dem wir leider oft genug reden.

Drittens ist überhaupt unsre ganze Art zu arbeiten entsetzlich. Die 100 Bücher vor mir auf dem Tische sind eben so viele Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen. Ich glaube, lieber Freund, Du hast mit kühnem Griff das allerbeste Loos erwählt. Nämlich einen wirksamen Contrast, eine umgedrehte Anschauungsweise, eine entgegengesetzte Stellung zum Leben, zum Menschen, zur Arbeit, zur Pflicht. Ich lobe wahrhaftig damit nicht Deinen jetzigen Beruf als solchen, sondern nur, soweit er Negation Deines vorigen Lebens, Strebens, Denkens war. Unter solchen Contrasten bleibt Seele und Leib gesund und bringt nicht jene nothwendigen Krankheitsformen hervor, die sowohl das Übergewicht gelehrter Thätigkeit, als das übermäßige Vorherrschen der körperlichen erzeugen, die der Gelehrte so gut als der Bauerntölpel hat. Nur daß bei diesem diese Krankheiten anders sich zeigen als bei jenem. Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so nothwendig eine Wahl zwischen der einen oder andern Seite treffen, ist vielleicht hier auch durch das „Christenthum" ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte? Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden „Gelehrten" beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte. Doch es geht uns in diesen Dingen, wie es uns im ganzen Leben geht:

wir bringen es schon zur Erkennung eines Übelstandes, aber damit ist auch noch kein Finger gerührt ihn zu beseitigen. Und hier könnte ich wirklich ein viertes Lamento beginnen: als welches ich vor meinem militärischen Freunde zurückhalte. Denn einem Krieger müssen solche Klagen viel mehr zuwider sein als einem Stubenhocker, als ich jetzt bin.

Da fällt mir eine jüngsterlebte Geschichte ein, die zwar eine Illustration der gelehrten Krankheitsformen ist und als solche verschwiegen werden dürfte, die Dich aber amüsiren wird, weil sie nur die Übersetzung des Schopenhauerschen Aufsatzes „über die Philosophieprofessoren" in die Wirklichkeit zu sein scheint.

Es giebt eine Stadt, in der ein junger Mann, mit besonderen Denkfähigkeiten ausgerüstet und besonders zu philosophischer Spekulation befähigt, den Plan faßt, sich die Doktorwürde zu erwerben. Zu diesem Zwecke stellt er sein in einigen Jahren mühsam zusammengedachtes System „über die Grundschemen der Vorstellung" zusammen und ist glücklich und stolz es gethan zu haben. Mit solchen Gefühlen überreicht er es der philosophischen Fakultät jenes Ortes, an dem sich zufällig eine Universität befindet. Zwei Philosophieprofessoren haben ihr Gutachten abzugeben und geben es dahin ab, daß der eine äußert, die Arbeit zeige Geist, aber vertrete Anschauungen, die hier gar nicht gelehrt würden, der andere aber erklärt, die Ansichten entsprächen nicht dem gemeinen Menschenverstand und wären paradox. Somit wurde die Arbeit zurückgewiesen und dem Be-

treffenden der Doktorhut nicht aufgesetzt. Glücklicherweise ist der Betroffene nicht demüthig genug, in diesem Urtheil die Stimme der Weisheit zu hören, ja ist so übermüthig zu behaupten, daß eine gewisse philosophische Fakultät die philosophische facultas vermissen lasse.

Kurzum, lieber Freund, man kann nicht selbständig genug seine Bahnen gehn. Die Wahrheit wohnt selten dort, wo man ihr Tempel gebaut und Priester ordinirt hat. Was wir gut oder dumm machen, das haben wir auszubaden, nicht diejenigen, die uns den guten oder dummen Rath ertheilen. Man lasse uns doch wenigstens das Vergnügen, eine Dummheit aus freien Stücken zu begehen. Ein allgemeines Recept, wie jedem Menschen zu helfen ist, giebt es nicht. Man muß an sich selbst sein Arzt sein, zugleich aber an sich die ärztlichen Erfahrungen sammeln. Wir denken wirklich alt unser Wohl zu wenig, unser Egoismus ist nicht klug genug, unsre Vernunft nicht egoistisch genug.

Damit, lieber Freund, sei es heute genug. Leider habe ich Dir garnichts „Solides" „Reelles" oder wie sonst die Schlagwörter der jungen Kaufleute heißen, zu berichten, aber Du wirst auch nicht darnach verlangen. Daß ich mich mit Dir freue, wenn Du einen unsrer Gesinnungsgenossen entdeckst und dazu noch so einen tüchtigen und liebenswerthen, wie Krüger — das versteht sich. Unsre Freimaurerei mehrt sich und breitet sich aus, obschon ohne Abzeichen, Mysterien und Bekenntnißformeln.

Es ist späte Nacht, und draußen heult der Wind.

Du weißt, daß ich in Leipzig auch im nächsten Semester bleiben werde. Meine Wünsche tragen mich, den Philologen, nach Paris in die kaiserliche Bibliothek, wohin ich vielleicht im nächsten Jahre abgehe, wenn bis dahin der Vulkan nicht ausgebrochen ist. Mich, den Menschen, aber tragen meine Gedanken oft genug und so auch heute Nacht zu Dir, dem ich hiermit von Herzen „Gute Nacht" sage.

Friedrich Nietzsche
in treuer Freundschaft.

Naumburg den 6. April: als welchen Ort ich am 30. April verlassen werde. Meine neue Wohnung in Leipzig Weststraße 59, 2. Etage.

Nr. 11.

[Naumburg, 1. Dezember 1867.]

Mein lieber Freund,

seltsam! Man besorgt Briefe über Geschäftsdinge und an gleichgültigere Personen weit pünktlicher, als an seine vertrauten Freunde. Wie manche Zeile habe ich im Laufe dieses Sommers geschrieben, jede mit dem Bewußtsein, daß es jemanden giebt, der schon lange und suo iure einen ausführlichen Brief meinerseits erwartet. Wie viele Brieffragmente finde ich unter meinen Papieren, einige ganze Seiten, andre nur Überschriften enthaltend; nichts aber ist zu Ende

gekommen, weil die Fülle von Arbeiten und Ereignissen das unfertige Blatt wieder durchstrich, und mir die Lust fehlte, Dir obsolete Dinge und Stimmungen zu schildern. Laß mich jetzt im raschen Überblick über jenen Sommer hinwegeilen, damit ich bei der Gegenwart verweilen kann, einer Gegenwart, in die Du Dich hineinfühlen wirst, da Du durchaus Ähnliches durchgelebt hast als ich jetzt erlebe.

Dieser Sommer, der letzte, den ich in Leipzig verlebte — nämlich der zweite — nahm mich kräftig in Anspruch. Du weißt, daß ich mich um das gestellte Preisthema de fontibus Laertii Diogenis bemühte. Dies ist mir auch nach Wunsch gelungen; eine Menge hübscher, zum Theil wichtiger — d. h. nach unserm Maßstabe wichtiger — Ergebnisse ist herausgekommen, und zum Schluß kam auch das gehoffte Urtheil der Fakultät. Darf ich Dir einige Zeilen aus dem iudicium Ritschl's darüber mittheilen: über die ich mich sehr freue, weil sie mich ermuthigen und auf einer Bahn forttreiben, von der ich mitunter aus Skepticismus abzuweichen in Versuchung bin. Also heißt es nach Angabe meines Namens und meines Mottos (*γένοι' οἷος ἐσσί*): ‚ita rem egit ut Ordinis expectationi non tantum satisfecerit, verum eam superaverit. Tanta enim in hac commentatione cum doctrinae e fontibus haustae copia tum sani maturique iudicii subtilitas enitet, coniuncta ea cum probabili et disserendi perspicuitate et dicendi genuina simplicitate, ut non modo insigniore laude scriptoris indoles et industria dignae videantur, sed plurimum emolumenti in ipsas litteras, philo-

sophorum potissimum Graecorum historiam et plenius et rectius cognoscendam, ex illius opera redundare existimandum sit —'; als welches Urtheil vor dichtgedrängter Aula bekannt gemacht wurde. Leider konnte ich nicht anwesend sein; was mich um so mehr schmerzte, als der philologische Verein mir, seinem Gründer und Expräsidenten, ein *συμπόσιον* bei Simmer veranstalten wollte, zu dem auch Vater Ritschl sein Kommen zugesagt hatte. — Jene Arbeit beschäftigte mich bis in den Anfang des August hinein; sobald ich los und ledig war, flog ich mit Freund Rohde in den böhmischen Wald, um in Natur, Berg und Wald die müde Seele zu baden. An dieser Stelle muß ich einiges über Rohde sagen, der ja auch Dir aus einer früheren Zeit her bekannt ist. Wir haben beide diesen Sommer fast immer zusammengelebt und eine seltne Zusammengehörigkeit unter uns empfunden. Daß auch über diesem Freundschaftsbunde der Genius des Mannes schwebte, dessen Bild mir Rohde noch vor wenig Wochen aus Hamburg schickte, Schopenhauers, versteht sich von selbst. Du wirst, wie ich mir denke, darüber eine lebhafte Freude empfinden, daß gerade solche starke und gute Naturen, wie Rohde im besten Sinne ist, von jener Philosophie gepackt werden.

Wieder ist eine Woche vergangen, wieder ist es Sonntag, jetzt der einzige Tag, der mir zur Erfüllung meiner Briefpflichten übrig bleibt. Um aber ungefähr in dem Gedankenkreis zu bleiben, in dem ich mich vor 8 Tagen befand, erzähle ich Dir von anderm Einflusse Schopenhauers. Da sind es zwei

schriftstellerische Leistungen, eine wissenschaftliche und ein Roman, die unter diesem Gestirn geboren sind. Vielleicht hast Du schon von dem Buche gehört, das sich also betitelt: „Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie". Dies ist ein Versuch, die Charakterkunde zur Wissenschaft umzubilden; da dies auf Schopenhauerscher Basis und mit viel Liebe zum „Meister" geschieht, außerdem auch wirklich viel gute Gedanken und Beobachtungen in diesem zweibändigen Werke stecken: so empfehle ich es Dir sowie allen Eingeweihten jener offenbaren und doch verborgenen Weisheit. Am wenigsten bin ich mit der Form zufrieden: der Verfasser überhastet seine Gedanken und verdirbt dadurch die Linie der Schönheit. — Der Roman, von dem ich nun reden will, ist das erste Erzeugniß einer Dichtung in jenem tragischen, fast asketischen Sinne Schopenhauers, ein Buch, dessen Helden durch die rothe Flamme des Sansara hindurchgetrieben werden zu jenem Umschwung des Willens, dabei eine Dichtung voll des höchsten Kunstwerthes, einer großartigen Fülle von Gedanken und im schönsten liebenswürdigsten Stile geschrieben. Das ist der letzte Roman Spielhagens, „in Reih und Glied" betitelt; von dem man wenig liest, weil sein Verfasser zu stolz ist, einer Clique sich anzuschließen, wie sie z. B. Freytag besitzt. Mein Lehrer Ritschl urtheilt, daß dieser letzte Roman zehnmal so viel werth sei wie der ganze Freytag.

Zudritt erzähle ich Dir von einem Ereigniß, mit dem Schopenhauer auch im fernen Zusammenhange steht, wenn er auch nicht, wie gutbesoldete

Schulräthe behaupten, Ursache desselben ist. Es ist der unglückliche Selbstmord * * *s in Schulpforte. Die Gründe sind thatsächlich nicht bekannt oder werden gut verschwiegen. Etwas Räthselhaftes liegt darin, daß der vortreffliche gewissenhafte Mensch sich ein Vierteljahr vorher noch verlobt hat und auf diese Weise noch ein junges Mädchen unglücklich macht. Daß er Anhänger Schopenhauers war, weißt Du: und noch das letzte Mal, als wir beide zusammen in Almrich waren, sprachen wir miteinander über Schopenhauers Auffassung des Selbstmordes.

Doch jetzt kehre ich zurück zur Erzählung meiner Erlebnisse: die Nachricht von jenem Tode ereilte mich in Meiningen, wo ich die letzten Tage meiner Böhmerwaldreise zubrachte. Dort war nämlich ein großes viertägiges Musikfest von den Zukünftlern veranstaltet, die hier ihre seltsamen musikalischen Orgien feierten. Abbate Liszt präsidirte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow „Nirwana" enthielt als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauerscher Sätze, die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchencompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen „Seligkeiten" „beati sunt qui etc."

Nach diesen Wochen der Erholung und des reinsten Naturgenusses trieb mich ein wohlmeinender Dämon dazu, mich in Naumburg mit Eifer über ein neues philologisches Thema herzumachen „über die unechten

Schriften Demokrits". Diese Arbeit ist bestimmt für einen Cyklus von Aufsätzen, welche zusammen im nächsten Jahre Ritschl dedicirt werden sollen. Ich habe nämlich in Leipzig noch in den letzten Tagen meines Dortseins die Idee angeregt, daß seine speziellen Leipziger Schüler — natürlich mit genauer Auswahl — ihrem Lehrer auf diese Weise ihre Verehrung ausdrücken. Dazu sind gewonnen Rohde, Roscher, Windisch, Klemm und noch vier Andre, die Du nicht kennst. Darauf feierte ich in Halle jene Philologenversammlung mit — und das Verhängniß kam.

Jetzt bin ich nämlich Kanonier, und zwar in der 2. reitenden Abtheilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 4.

Wie überraschend dieser Umschwung war, wie gewaltsam ich meinem gewöhnlichen Treiben und bequemen Dahinleben entfremdet wurde, wirst Du leicht nachfühlen. Trotzdem ertrage ich diese Veränderung gefaßten Muthes und empfinde sogar an diesem Streiche des Schicksals ein gewisses Behagen. Jetzt bin ich erst unserm Schopenhauer recht dankbar geworden, jetzt wo ich Gelegenheit habe, etwas ἄσκησις zu treiben. In den ersten 5 Wochen hatte ich auch noch den Stalldienst durchzumachen: morgens um $5^1/_2$ Uhr war ich im Pferdestall, um Mist hinauszuschaffen und das Pferd mit Striegel und Kardätsche zu putzen. Jetzt ist mein Dienst durchschnittlich derart, daß ich von 7—$^1/_2$11 und von $^1/_2$12—6 Abends beschäftigt bin und zwar den größten Theil dieser Zeit mit Fußexerciren. Viermal in der Woche haben wir beiden Einjährigen Vortrag bei einem

Leutnant als Vorbereitung zum Landwehroffizierexamen. Du wirst wissen, daß man als reitender Artillerist erstaunlich viel zu lernen hat. Das meiste Vergnügen machen mir die Reitstunden. Ich habe ein sehr hübsches Pferd und soll auch Talent zum Reiten besitzen. Wenn ich mit meinem Balduin auf dem großen Exercirplatz herumsause, so bin ich mit meinem Geschick sehr zufriedengestellt. Die Behandlung, die mir zu Theil wird, ist im Ganzen eine vortreffliche. Vor allem haben wir einen angenehmen Hauptmann.

Ich habe Dir von meinem Soldatenleben erzählt: hier liegt der Grund, weshalb ich so außerordentlich spät dazu komme, Dir Nachricht und Antwort auf Deinen letzten Brief zu geben. Unterdessen wirst Du wahrscheinlich, wie ich mir denke, der militärischen Fesseln ledig geworden sein. Weshalb ich es für bedenklich halte, meinen Brief nach Spandau zu adressiren.

Schon aber ist meine Zeit vorüber; ein geschäftlicher Brief an Volkmann, sowie ein andrer an Ritschl haben mir schon Zeit geraubt. Jetzt muß ich schließen, um zum Appell mit vollem Zeug mich fertig zu machen.

Also, lieber Freund, verzeih mir meine lange Fahrlässigkeit und schiebe dem Kriegsgotte den besten Theil der Schuld zu.

In treuer Gesinnung

Dein Freund

Friedrich Nietzsche

Kanonier.

Naumburg, 1. Dez. 1867.

Nr. 12.

[Naumburg, d. 16. Februar 1868.]

Lieber Freund,

durch Deine beiden mich hocherfreuenden Briefe habe ich einen deutlichen Einblick in Dein gegenwärtiges Arbeiten und Denken gewonnen: ich fühle den ruhigen Genuß heraus, mit dem Du Dich nach straffem, einengendem Dienste wieder in dem schönen Garten der Wissenschaften ergehst. Wollte das Schicksal, daß auch mir dieser Genuß bald wieder winkte! Aber meine Zeit, ja mein bestes Theil geistiger Kraft und Regsamkeit verbraucht sich in dem ewigen Kreislauf militärischer Übungen. Ich habe mich darüber jetzt vollkommen resignirt, während ich in den ersten Monaten einen ungestümen Anlauf nahm, auch bei den jetzigen Verhältnissen meine Studien fortzusetzen. Es lag mir vornehmlich eine Arbeit am Herzen, zu der ich eine Menge schönes Material gesammelt hatte und täglich sammelte, eine Arbeit, an die mich philologisches und philosophisches Interesse knüpfte: über Demokrits Schriftstellerei. Die ungeheuren Angaben über dieselbe hatten mir Mißtrauen eingeflößt; ich gieng dem Begriff einer großartigen litterarischen Falschmünzerei nach und fand auf den verschlungenen Wegen der Combination eine Fülle interessanter Punkte. Am Schlusse aber, als meine skeptische Betrachtung alle Folgerungen übersehn konnte, drehte sich mir allmählich unter den Händen das Bild

herum; ich gewann ein neues Gesammtbild der bedeutenden Persönlichkeit Demokrits und von dieser höchsten Warte der Beobachtung gewann die Tradition ihr Recht wieder. Diesen ganzen Prozeß, die Rettung der Negation durch die Negation, habe ich mir nun zu schildern vorgenommen, so daß ich bei dem Leser dieselbe Folge von Gedanken zu erwecken suche, die mir sich ungesucht und kräftig aufdrangen. Dazu gehört aber Muße und frische Gesundheit des Denkens und Dichtens.

Nicht besonderes Glück habe ich bis jetzt mit meiner Arbeit de fontibus Laertii Diogenis gehabt, die längst gedruckt sein sollte, aber durch eine kleine Bummelei eines Bekannten erst in voriger Woche zum Druck nach Leipzig wanderte. Sie erscheint, wie meine Theognisstudie, im Rheinischen Museum. Sie ist schon ihres Stoffes wegen angethan, ein paar Philologen mehr zu fesseln, resp. zu reizen, als mein erstes opusculum. Es war nicht zu umgehen, daß ich hier und da einem Philologen einen Klaps versetzte. Nun, wir werden sehen, wie es mir bekommt. Glücklicher Weise habe ich den größten Theil von Material gerade für wichtige Punkte noch gar nicht gegeben, so daß ich bei einer etwaigen Polemik immer noch mit vollen Händen werfen kann.

Später, wenn ich mich von der Demokritarbeit frei gemacht habe und eine Dissertation de Homero Hesiodoque aequalibus glücklich vom Stapel gelaufen ist: soll es mit frischen Sinnen an ein Hauptwerk gehen, an eine Darstellung der litterarischen Studien der Alten, wobei sich die Entwicklung dessen, was

man jetzt Litteraturgeschichte nennt, ergeben wird. Später will ich Dir einmal erzählen, wie ich im Hintergrunde einige stark pessimistische Sätze aufstelle, so daß das Ganze stark von einem Schopenhauerschen Dufte umschwommen sein wird.

Verzeihe mir, wenn ich Dich mit lauter Aussichten und Absichten, jedenfalls mit unrealen Dingen unterhalte. Aber denke, wie stark im Menschen das Bedürfniß ist seine Wünsche auszusprechen, und wie wenig meine Umgebung darnach angethan ist, gerade derartige Dinge aufzunehmen. Im Grunde ist das gerade, was mich am meisten in Naumburg bedrückt, die ἐρημία τῶν φίλων, während ich andernseits mich glücklich schätzen muß, durch die Gegenwart der Angehörigen der Sorgen für das Dasein enthoben zu sein, ja eines bequemen Lebens mich erfreuen zu können.

Meine Dienstangelegenheiten nehmen, wie ich Dir sagte, viel Zeit weg, sind aber im Ganzen erträglich. Besonders ist es immer noch das Reiten, für das man meinen Eifer durch mancherlei Lob rege erhält. Ich höre von den Offizieren, daß ich einen guten Sitz habe und mich dadurch vortheilhaft auszeichne. Wahrhaftig, lieber Freund, ich habe nie gedacht, daß ich auch in diesen Regionen noch Gelegenheit haben würde eitel zu werden. Genug, mein Trieb, mich in dieser schönen, aber schweren Kunst möglichst auszubilden, ist ziemlich stark. Wenn Du einmal, etwa bei Gelegenheit des Pförtner Schulfestes nach Naumburg kommst, wirst Du meine Leistungen leicht abschätzen können; ich glaube, Du wirst tüchtig lachen, wenn

Du mich commandiren hörst. Übrigens habe ich noch viel zu lernen, um ein anständiges Offiziereramen zu machen.

Daß Du Dich mit viel Vergnügen auf nationalökonomische Studien geworfen hast, ist mir sehr begreiflich; ich selbst bedaure nichts mehr, als bis jetzt eines tüchtigen Pfadzeigers ermangelt zu haben. Denn über Roschers Stellung und Werth haben wir zu meiner Überraschung genau dieselbe Meinung. Sowohl im Gespräch mit Freund Kleinpaul, der die Schwäche der philosophischen Natur Roschers völlig durchschaute, als in der Unterhaltung mit der geistvollen Gattin Ritschls, die auch die prickelnde Ungründlichkeit des witzigen Mannes herausfühlte, habe ich mich in dem angedeuteten Sinne ausgesprochen. [— —]

Ein Büchlein, aus dem ich über den Stand der socialpolitischen Parteien Manches mir angeeignet habe, obgleich es eine bedenkliche Lektüre ist und scharf säuerlich nach Reaktion und Katholicismus schmeckt, ist Dir vielleicht auch bekannt: „Geschichte der socialpolitischen Parteien in Deutschland" von Jos. Edm. Jörg (Freiburg im Breisgau, 1867). Auch aus ihm leuchtet die irrationale Größe Lassalles hervor. Leider sehe ich keine Möglichkeit ab, wie ich dessen Schriften in meine Hände bekommen könnte; ich muß mich daher auf spätere Zeiten vertrösten.

An dieser Stelle muß ich nochmals das Verdienst eines Mannes rühmen, von dem ich Dir schon früher einmal geschrieben habe. Wenn Du Lust hast Dich vollständig über die materialistische Bewegung unsrer

Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwinschen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obscura etc. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchester-theorie ꝛc., so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „Die Geschichte des Materialismus" von Friedrich Albert Lange (Iserlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr giebt als der Titel verspricht, und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen, mit diesem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken.

Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein persönliches Verhältniß wünsche. Nun, vielleicht giebt sich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundre mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Besuch abstattest. Wir müssen uns unsre philosophischen Freunde etwas zusammensuchen. Auch Bahnsen, der Verfasser der „charakterologischen Studien" steht auf der Liste. Da ist ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer schöne Collegien gelesen hat, z. B. über Schopenhauer und Byron, über Pessimismus ꝛc. Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Cultus, aufzutreiben. Wenn wir doch nur ein Organ für die Bestrebungen vom Standpunkte Schopenhauers hätten, eine philosophische Zeitschrift, redigirt von jungen, talentvollen Männern u. s. w.

Aber, wirst Du sagen, es ist jetzt nicht die Zeit zu philosophiren. Und Du hast Recht. Politik ist jetzt das Organ des Gesammtdenkens. Ich staune über die Ereignisse und kann sie mir nur dadurch näher bringen, daß ich mir die Wirksamkeit bestimmter Männer aus dem Flusse des Ganzen herausscheide und einzeln betrachte. Unmäßiges Vergnügen bereitet mir Bismarck. Ich lese seine Reden als ob ich starken Wein trinke: ich halte die Zunge an, daß sie nicht zu schnell trinkt und daß ich den Genuß recht lange habe. Was Du mir von Machinationen seiner Gegner schreibst, glaube ich Dir sehr gern; denn es ist eine Nothwendigkeit, daß sich gegen solche Naturen alles Kleinliche, Engherzige, Parteiische, Bornirte aufbäumt und zum unversöhnlichen Kriege rüstet.

Heute, lieber Freund, ein herzliches Lebewohl! Entschuldige, daß ich nicht mehr von meiner Zeit diesem liebsten meiner Geschäfte zuwenden darf, im geistigen Verkehr mit meinen Freunden zu weilen. Indem ich Dir noch die Grüße meiner Angehörigen ausrichte, verbleibe ich in treuer Anhänglichkeit

Dein Freund
Friedrich Nietzsche.

Naumburg am 16. Februar 1868.

Nr. 13.

Naumburg, am 22. Juni 1868.

Mein lieber Freund,

heute haben mich meine militärischen Kameraden sammt und sonders verlassen: sie sind auf dem Wege nach Magdeburg, um sich dort im Schießen zu üben. Somit bin ich ziemlich der einzige bunte Rock in Naumburgs Mauern, ein übrig gebliebener flügellahmer Storch, der mit Neid seine kräftigeren Gefährten von dannen ziehen sieht. Ja, lieber Freund, was auf mannichfach verschlungenem Wege das Gerücht Dir schon zu Ohren gebracht hat, ist zum besten (d. h. zum schlechtesten) Theile wahr: meine Kriegerlaufbahn ist nicht gerade glücklich von mir in Scene gesetzt worden.

Ich hatte den Winter und mit ihm die schwerste und unerquicklichste Hälfte des Dienstes überstanden; man hatte mich zum Gefreiten gemacht und war wohl auch mit meinem Gebahren zufrieden. Ich selbst athmete auf, als die schöneren Tage kamen und ich das Pferd auf dem weiten Exercirplatz tummeln konnte. Zuletzt ritt ich das feurigste und unruhigste Thier der Batterie. Eines Tages mißlingt mir in der Reitstunde ein schnell ausgeführter Sprung auf's Pferd; ich traf mit der Brust hart auf den Vorderzwiesel und spürte in der linken Seite einen zuckenden Riß. Ich ritt ruhig weiter und hielt auch noch anderthalb Tage den wachsenden Schmerz aus. Am

zweiten Tage Abends aber kamen zwei Ohnmachten, und am dritten lag ich fest und wie angenagelt unter den heftigsten Schmerzen und starkem Fieber zu Bett. Es ergab sich durch ärztliche Untersuchung, daß ich mir zwei Brustmuskeln zersprengt hatte. Die Folge war ein entzündlicher Zustand des ganzen Muskel- und Bändersystems im Oberkörper und eine mächtige Eiterung, durch die Blutversetzung bei der Zerreißung herbeigeführt. Als etwa nach 8 Tagen ein Schnitt in die Brust gemacht wurde, kamen mehrere Tassenköpfe voll Eiter hervorgestürzt. Seit jener Zeit, d. h. seit einem Vierteljahr, hat die Eiterung nicht aufgehört; natürlich war ich, als ich vom Bett wieder aufstand, so erschöpft, daß ich erst wieder gehen lernen mußte. Der Zustand war kläglich; ich brauchte zum Aufrichten, Gehen, Niederlegen fremde Hülfe und konnte nicht schreiben. Allmählich wurde mein Befinden besser; ich genoß eine stärkende Diät, gieng viel spazieren und kam wieder zu Kräften. Aber die Wunde blieb offen und die Eiterung nahm kaum ab. Endlich ergab sich, daß der Brustknochen verletzt war, und daß hierin das impedimentum der Genesung liege. Eines Abends erschien auch der erste sichere Bote dieser Thatsache, ein Knöchelchen, das der Eiter mit herausgeschwemmt hatte. Das hat sich seitdem wiederholt und steht nach der Aussage der Ärzte noch öfter zu erwarten. Löst sich ein größeres Stück Knochen ab, so muß auch eine leichte Operation vorgenommen werden. Die Sache ist durchaus nicht gefährlich, aber langwierig; die Ärzte haben nichts zu thun,

als die Natur in ihrem Ausscheidungs und Ergänzungsprozeß zu unterstützen. Dazu mache ich öfter des Tages Einspritzungen mit Kamillenthee und Höllensteinauflösung und bade täglich in warmem Wasser. Von unserm Stabsarzte werde ich in einiger Zeit für „zeitig unbrauchbar" erklärt werden; und es ist möglich, daß ich eine Schwäche an der betroffnen Stelle immer behalte.

In nächster Woche will ich einmal nach Halle reisen, um den berühmten Operateur Volkmann zu consultiren. Diese Gelegenheit benutze ich, um das geliebte Leipzig sammt seinen Insassen heimzusuchen. Ich freue mich außerordentlich darauf, den vortrefflichen Ritschl wiederzusehn, der, seitdem ich von Leipzig weg bin, immer die liebenswürdigsten Beweise seiner Theilnahme und seines Wohlwollens mir gegeben hat: so daß ein ziemlich regelmäßiges Herüber- und Hinüberschreiben entstanden ist und nie ein Monat vergeht, wo ich im Ungewissen über sein Befinden bin. Auch was ich sonst von Leipzig höre, ist für mich voller Genuß: z. B. daß der philologische Verein kräftig zunimmt, daß meine guten philologischen Kameraden sich mit Doktorhüten oder gelehrten Arbeiten schmücken, daß der wunderliche Kauz *** mit einer Tragödie schwanger geht, die er im Leipziger Theater aufzuführen hofft, daß Freund Windisch sich unter glänzenden Auspicien in Leipzig habilitiren wird u. s. w.

Sobald ich wieder die Feder führen konnte, habe ich mich wieder in meine Studien gestürzt, von denen ich Dir durch das zugesandte Danaeliedchen

eine Probe gegeben habe. Auf Arbeiten war ich angewiesen, da ich aus begreiflichen Gründen wenig Umgang in Naumburg habe und nur selten einmal Besuch von Volkmann oder Dr. Blaß (einem Philologen vom Domgymnasio) oder von Stedtefeld bekomme, welcher letztere in Pforte die Stellung eines Adjunkten einnimmt. Auch erfreue ich mich mitunter an dem geistreichen Wenkel, von dem ich Dir auch erzählt habe. Wir sprachen früher viel zusammen über Philosophie ꝛc. und ich konnte ihm, obschon er Hegeling war, meine vollste Hochschätzung nie versagen. Kürzlich, als ich wieder mit ihm zusammentreffe, erfahre ich, daß er seit jener Zeit mit vollen flatternden Fahnen in Schopenhauers Lager übergegangen ist und daß er mit begeisterter Wärme allseits und überall auf diesen Genius hinweist. Dies ist ein glänzender Zuwachs zu jener stillen Ketzergemeinde, welche Hagen die „wunderbaren Heiligen" zu nennen pflegt. — In Kürze bekommst Du weitere Nachrichten von mir, theurer Freund!

F. N.

Nr. 14.

[Naumburg, 8. August 1868.]

Lieber Freund,

endlich bekommst Du unbedingt sichere Nachricht über mein Befinden und zwar die beste, die Du wünschen

kannst. Ich bin vor wenig Tagen völlig genesen aus dem Bade Wittekind zurückgekehrt, wohin ich gereist war, um die Geschicklichkeit und Erfahrung eines ausgezeichneten Operateurs, des Prof. Volkmann in Halle, in Anspruch zu nehmen. Meine Militärärzte waren gefällig und unbefangen genug, mich an diese Autorität zu weisen; schon nach drei Wochen meiner Wittekinder Kur wendete sich der (ziemlich schmerzhafte) Heilungsprozeß so günstig, daß Volkmann mir zur baldigen Genesung gratuliren konnte. Schließlich ist nicht einmal eine Operation nöthig gewesen, obwohl sie lange Zeit als fast unvermeidlich drohte. Lieber Freund, 5 Monate Krankheit, viele langwierige Schmerzen, tiefe Herabstimmungen des Körpers und des Geistes, peinliche Aussichten auf die Zukunft — alles dies ist überwunden; eine einzige tiefe, mit dem Knochen verwachsene Narbe mitten auf der Brust erinnert mich daran, wie schlimm, ja wie gefährlich mein Zustand war. Wenigstens sagte mir Volkmann, daß, falls die Eiterung noch länger — sie dauerte ein Vierteljahr — angehalten hätte, voraussichtlich Herz oder Lunge ergriffen worden wären.

Es versteht sich, daß ich jetzt meinen Militärdienst nicht fortsetzen kann; zunächst werde ich für „zeitig unbrauchbar" erklärt, ja ich wünsche nachgerade, nachdem es mir doch nun einmal unmöglich geworden ist, Landwehroffizier zu werden, langsam aus den Listen der Wehrpflichtigen zu verschwinden.

So ist es mir denn wieder erlaubt, über meine Zukunft frei zu disponiren: und von diesen Arrangements darf ich wohl einem treuen und zuverlässigen

Freunde Einiges erzählen. Daß ich mich einmal habilitiren will, wirst Du bereits wissen; die Frage nach dem „Wo?“ ist schnell beantwortet, nämlich: in Leipzig, dessen akademische und studentische Zustände mir penitus vertraut sind. Dort stehen die Dinge für mich nicht ungünstig, weil die zunächst von mir vertretenen Fächer bei der gegenwärtigen Constellation Leipziger Professoren fast ganz brach liegen, weil aber andernseits ein Interesse für dieselben unter einer regen philologischen Studentenschaft nie aussterben kann. (Ich meine vor allen griechische Litteraturgeschichte und griechische Philosophie.) Die andre Frage, nach dem „Wann?“, kann ich noch nicht beantworten. Sicherer nämlich als die Habilitation — sicherer, weil näher — ist ein andrer Plan, der sich dazwischen schiebt. Ich will nämlich das nächste Jahr in Paris zubringen, natürlich ebensowohl aus Humanitätsrücksichten, als aus ganz speziell philologischen Gründen.

Hier kommt nun eine Anfrage an Dich, die ich schon lange im Geiste wälze. Solltest Du nicht ebenfalls im Geiste die Absicht haben, eine längere Zeit an jener Hochschule des Daseins zu studieren? Es ist wahrhaftig eine meiner erquicklichsten Vorstellungen, wie wir Beide, zusammen mit anderen guten Freunden (wie Rohde, Kleinpaul, Romundt) in Paris das Deutschthum und Schopenhauer repräsentiren. Ich bitte Dich sehr darum, diesen Plan recht sorgfältig zu überlegen; zunächst ist es meine Absicht, innerhalb der drei ersten Monate des nächsten Jahres abzureisen.

Jetzt drängt noch eine Menge von Arbeiten, die erst erledigt werden müssen, ehe ich Deutschland verlassen kann. Größere litterarische Pläne wachsen wie Pilze über Nacht. Ich bin übrigens neuerdings, durch freundliche Schreiben der Herausgeber, sowohl Mitarbeiter der „Jahrbücher für Philologie“ als des Litterarischen Centralblattes geworden; daß ich mich an dem Rheinischen Museum für Philologie betheilige, wirst Du aus den zugeschickten Proben gesehen haben. —

Mit größtem Vergnügen habe ich von dem Herrn Wieseke gehört, den kennen zu lernen für Dich von stärkstem Interesse sein wird. Wie urtheilt er übrigens über den Menschen Schopenhauer? Gewiß anders, als seine bornirten Nachtreter. Solche Schüler wie Frauenstädt sind im Grunde eine beleidigende Grobheit gegen den Meister. Auch Wenkel hat von Anfang an von diesen Schülerköpfen und ihren Charakteristiken ihres Lehrers nichts wissen wollen. —

Hoffentlich bekomme ich bald eine günstige Antwort auf die Hauptfrage meines heutigen Briefes. In diesem Falle öffnet sich für mich ein weiter und schöner Horizont.

So lebe denn wohl und denke freundlichst

Deines treuen Freundes

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, 8. August 1868.

Kannst Du nicht einmal nach Naumburg kommen? Vielleicht auf Deiner Reise in die Heimat?

Nr. 15.

[Naumburg, 21. Auguſt 1868.]

Mein lieber Freund,

da fällt mir heute zu meinem Schrecken ein, daß Du nur noch bis zum 22. in Berlin bleiben willſt, und daß es daher für mich die höchſte Zeit iſt, wenn ich Dir vorher noch meinen Dank für Deinen freundſchaftlich warmen und intereſſereichen Brief brieflich kundgeben will. Die Nachrichten über Wieſeke habe ich, wogegen Du hoffentlich nichts einzuwenden haſt, zween andern Anhängern unſers Meiſters mitgetheilt, nämlich Rohde, der ſeit einigen Tagen mein Gaſt iſt, und Wenkel, dem unermüdlichen Forſcher und Vorkämpfer für Schopenhauers Sache und Lehre.

Deiner freundlichen Einladung zu folgen verbietet mir nicht nur mein noch nicht gelöſtes Militärverhältniß, ſondern vor Allem der Haufen von Arbeiten, die in nächſter Zeit zu erledigen ſind, und die durch meine Krankheit ungeziemend hinausgeſchoben und verzögert ſind. Im Übrigen bin ich auch noch genöthigt, Soole zu baden und ſehr vorſichtig Anſtrengungen und Erkältungen aus dem Wege zu gehen: da mir mein Arzt etwas Angſt vor einem Rückfall gemacht hat.

Im Anfange des Oktober denke ich in Leipzig zu ſein: vielleicht können wir eine Zuſammenkunft verabreden, indem wir einen Mittelort beſtimmen: da

für Dich ein Besuch in Naumburg mit allzu großen Schwierigkeiten, Versäumnissen und Umwegen verbunden ist. — Nach Paris reise ich nicht vor Ostern nächsten Jahres: ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir dort eine längere Zeit zusammen leben: jedenfalls kommt ein ganzer Club von Schopenhauerfreunden dort zusammen, und ich denke, wir werden eine Art von litterarischer Mission zu erfüllen haben.

Verzeih, daß ich heute schon schließen muß, um den Brief noch rechtzeitig in Deine Hände zu befördern. Mit dem Wunsche, daß Du Dich in der schönen Luft Deiner heimatlichen Berge und in dem Glücke des vertrauten Familienkreises nach Berliner Staub, Schweiß und Studium erquickest, und mit der Bitte, Deinen verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu werden, bleibe ich

Dein treuer Freund
Friedrich Nietzsche.

Naumburg, 21. August.

Nr. 16.

[Leipzig, den 18. Januar 1869.]

Mein lieber Freund,

ich bin sehr glücklich, zu erfahren, in welchem Winkel Berlins Du jetzt hausest, nachdem Du eine Zeit lang ganz dem Bereiche meiner Briefe entschwunden warst; so daß ich fast Lust bekam, mich einmal im Inseraten-

theile der Kreuzzeitung nach Dir und Deinem Befinden zu erkundigen. Ich bin doppelt froh, gerade jetzt von Dir benachrichtigt und durch einen ausführlichen Brief angenehm überrascht zu werden, jetzt, wo ich in der glücklichen Lage bin, einem theilnehmenden Freunde eine geheime, für diskrete Gemüther bestimmte, vorläufige Kunde in's Ohr zu flüstern. Nicht etwa die Kunde meiner Verlobung — bewahre mich Zeus —, aber die zunächst viel wohler lautende einer Berufung. Es steht mir mit einiger Wahrscheinlichkeit (um nicht mehr zu sagen) die Aussicht offen, in nächster Zeit als Professor extraordinarius (mit 3000 fr.) an die Universität Basel berufen zu werden.

Ich weiß im Voraus, wie herzlich Du, mein lieber Freund, diese Neuigkeit begrüßen wirst: und ich wünsche nur, Dir recht bald etwas Definitives schreiben zu können. Nicht wahr, die Sache hat etwas Märchenhaftes, Siebenmeilenstiefelähnliches? Das Seltsamste ist immerhin, daß es wirklich in der Welt vollkommen vorurtheilsfreie, geistig unbefangene und Formalitäten abgeneigte Regierungsbehörden giebt wenigstens liegt für mich nur hierin das Erstaunliche jener Geschichte. Sind wir doch in Preußen, und speziell im Unterrichtsfache etwas anders gewöhnt. Zeter! Zeter! Wie Vater Schopenhauer so schön singt.

Mein hiesiges und jetziges Leben hat sich sehr gegen mein früheres umgewandelt. Erstens wohne und lebe ich in der Familie des Prof. Biedermann, des Redakteurs der „Deutschen Allgemeinen", und

zwar sehr hübsch. Sodann bin ich in mehreren Familien eingeführt: besonders nahe aber steht mir der Kreis des Prof. Brockhaus, in dem ich das seltene, ja einzige Vergnügen hatte, Richard Wagner, den Bruder der Frau Prof. Brockhaus, kennen zu lernen. An jenem glücklichen Abende hat er uns aus seiner Selbstbiographie vorgelesen, „Meistersinger" gespielt und gesungen und mit mir speziell über Schopenhauer, als warmer Anhänger, gesprochen. Auch habe ich kürzlich zu meiner Freude einen brieflichen Gruß von ihm aus Luzern bekommen; nun, wenn die Götter es wollen, lebe ich von Ostern ab recht in seiner Nähe. — Diese Woche werden in Dresden die „Meistersinger" aufgeführt, ein Werk, zu dem ich die allerstärkste Zuneigung fühle, so daß ich trotz des mächtigen Arbeitsdranges hinüberfahren werde.

Ach hätte ich das Vergnügen, mit Dir einmal wieder an Ort und Stelle zusammen zu sein, damit wir gegenseitig unsre Vergangenheit controliren, gleiche Erfahrungen und Erkenntnisse uns mittheilen könnten. Auf mich stürmt nun jetzt der heiße Lebenssommer ein mit einer schwerwuchtigen Last der Geschäfte: und oftmals werde ich an die treuen Freunde denken, denen ich vor Allem den Genuß und die geistige Erhebung der schönen akademischen Jahre danke. Vergiß mich nicht und behalte einen Platz in Deinem Herzen frei für

Deinen treuen
Friedrich Nietzsche.

Adr.: Dr. Nietzsche, Leipzig, Lessingstr. 22 II.

Nr. 17.

(Visitenkarte.)

[Leizpig, 12. Februar 1869.]

(Rückseite:) Theurer Freund, in allen drei Instanzen bin ich einstimmig gewählt: wovon mich heute Vischer in Kenntniß gesetzt hat. Er redet mich „Herr Professor" an: nun, so darf ich mich also auch so unterzeichnen. Dieser Prof. Vischer ist der Erziehungschef im Kanton.

In treuster Freundschaft

(Vorderseite:)

[gedruckt:] Friedrich Nietzsche.

[geschrieben:] Professor der klassischen Philologie
an der Universität Basel.

Adr.: Leipzig, Lessingstr. 22 II.

Nr. 18.

[Naumburg, 13. April 1869.]

Mein lieber Freund,

der letzte Termin ist herangekommen, der letzte Abend, den ich noch in der Heimat verlebe: morgen früh geht's hinaus in die weite weite Welt, in einen neuen, ungewohnten Beruf, in eine schwere und drückende Atmosphäre von Pflicht und Arbeit. Wieder einmal

gilt es Abschied nehmen: die goldne Zeit der freien, unumschränkten Thätigkeit, der souveränen Gegenwart, des Kunst- und Weltgenusses als unbetheiligter oder wenigstens schwach betheiligter Zuschauer — diese Zeit ist unwiederbringlich hinüber: jetzt regiert die strenge Göttin, die Tagespflicht. „Bemooster Bursche zieh' ich aus" — Du kennst ja das ergreifende Studentenlied. Ja ja! Muß selber nun Philister sein! Irgendwo hat dieser Satz immer seine Wahrheit. Man ist nicht ungestraft in Amt und Würden, — es handelt sich nur darum, ob die Fesseln von Eisen oder von Zwirn sind. Und ich habe noch den Muth, gelegentlich einmal eine Fessel zu zerreißen und anderwärts und auf andre Weise das bedenkliche Leben zu versuchen. Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts. Philister zu sein, ἄνθρωπος ἄμουσος, Heerdenmensch — davor behüte mich Zeus und alle Musen! Auch wüßte ich kaum, wie ich's anstellen sollte, es zu werden, da ich's nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species „Fachmensch"; es ist nur zu natürlich, daß die tägliche Last, die allstündliche Concentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft und den philosophischen Sinn in der Wurzel angreift. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen; zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopen-

hauer gezeigt worden, um jemals einen schmählichen Abfall von der „Idee" befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen, der auf der Stirne des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung: etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen: die Lehrergeneration der Gegenwart, die Sorgfalt für die nachwachsende Brut, alles dies schwebt mir vor der Seele. Wenn wir einmal unser Leben austragen müssen, versuchen wir es, dieses Leben so zu gebrauchen, daß andere es als werthvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind.

Dir, theurer Freund, mit dem ich in vielen Grundfragen des Lebens eins bin, wünsche ich das Glück, das Du verdienst, mir Deine alte treue Freundschaft. Lebe wohl!

Friedrich Nietzsche Dr.

Ich danke Dir herzlich für Deine inhaltsreichen Briefe. Verzeih es meiner *πολυπραγμοσύνη*, wenn ich so spät danke. Wieseke habe ich brieflich gedankt.

Adr.: Prof. Dr. Friedrich Nietzsche
in Basel.

Nr. 19.

[Hotel und Pension Pilate-Klimsenhorn,
4. August 1869.]

Du glaubst gar nicht, mein lieber Freund, wie sehr mich Dein letzter Brief gerührt hat und wie deutlich ich das Gefühl unseres Zusammengehörens empfand. Mitten heraus aus jener peinlichen Vorbereitung zum Examen, aus dem Gewühl der Weltstadt erklang mir Deine Stimme, als die eines tiefernsten, dem Besten und Würdigsten nachstrebenden Menschen, der fernab wandelnd von den Bahnen seiner Alters- und Berufsgenossen, im engsten Kreise weniger Auserwählter und in der Betrachtung wichtigster Fragen sich wohl und heimisch fühlt. Glaube aber nur, daß auch mir diese Geisteswelt, in der Du lebst, ewig die nächste bleibt, daß ich mich keineswegs durch meinen philologischen Beruf von ihr entfremden lasse, sondern an den Brücken baue, um zwischen innerem Wunsch und äußerem „Muß" eine Verbindung herzustellen. So werde ich schon im nächsten Halbjahr eine Geschichte der vorplatonischen Philosophen lesen, in die allerhand hineingearbeitet werden soll, was als kräftige Kost meinen Zuhörern dient und sie unmerkbar den ernstesten und würdigsten Denkern zuführen soll. Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer „das Genie" nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies

ist kein anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urtheil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten u. s. w. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurtheilen, weil alle Welt auf einem anderen Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabner Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle. Wie manche Tage habe ich nun schon in dem reizenden Landgute am Vierwaldstätterse verlebt, und immer neu und unerschöpflich ist diese wunderbare Natur. So las ich noch gestern ein Manuskript, das er mir übergeben hatte „über Staat und Religion"; ein größerer tiefsinniger Aufsatz, dazu bestimmt seinen „jungen Freund" den kleinen Baiernkönig über seine innere Stellung zu Staat und Religion aufzuklären. Nie ist in würdigerer und philosophischerer Weise zu einem König geredet worden; ich war ganz erhoben und erschüttert von dieser Idealität, die durchaus dem Geiste Schopenhauers entsprungen schien. Der König kann wie kein anderer Sterblicher die Tragik des Lebens verstehen, darum ziemt ihm die Gnade u. s. w.

Erfreue mich doch recht bald mit neuen Nachrichten über Deine Wirksamkeit in partibus infidelium und sei herzlich und warm gegrüßt

von Deinem treuen
Fritz Nietzsche Dr.

Ein wichtiges Buch für Dich ist „Hartmanns

Philosophie des Unbewußten", trotz der Unredlichkeit des Verfassers. Dann schaffe Dir doch ja an: „Deutsche Kunst und Politik" von Richard Wagner und desselben „Oper und Drama".

Grüße Textor und Krüger recht angelegentlich. — Von morgen an bin ich wieder in Basel.

Nr. 20.

(Von 7. bis 17. October
bin ich in Naumburg.)

Basel, 28. Sept. 1869.

Mein lieber Freund,

nun sollst Du hören, was Dein letzter Brief gewirkt hat: auch ich gehöre, seit dem Empfang desselben, nicht mehr zu den „Sarkophagen". Es kam mir in's Gedächtniß, wie ich in Leipzig selbst einmal einen schüchternen Versuch machte, nach der Lektüre Shelleys, Dir die Paradoxie der Pflanzenkost sammt ihren Consequenzen vorzuführen: leider an unpassender Stelle, bei „Mahn", während vor uns die bewußten „Cotelletts" mit Allerlei standen. Verzeih das gemeine Detail der Erinnerung, über die ich selbst ganz erstaunt bin: aber der Contrast Deiner Natur und der Pflanzenkost-weltanschauung erschien mir damals so kräftig, daß selbst jene Einzelheiten sich mir einprägten.

Nach diesem ersten Bekenntniß nun gleich das zweite: ich bin nämlich bereits wieder überzeugt, daß das Ganze eine Marotte ist, noch dazu eine recht

bedenkliche. Doch zweifle ich, ob ich jetzt gerade alle Gründe bei der Hand habe, die mir inzwischen dagegen eingefallen sind. Ich verlebte nämlich wieder, wie ich es jetzt häufig thue, ein paar Tage bei einem, der jahrelang dieselbe Abstinenz geübt hat und davon reden darf, nämlich bei Richard Wagner. Und er hat mir, nicht ohne wärmste Betheiligung seines Gemüths und mit kräftigster Aussprache, alle die inneren Verkehrtheiten jener Theorie und Praxis vorgeführt. Das wichtigste für mich ist, daß hier wieder ein Stück jenes Optimismus mit Händen zu greifen ist, der unter den wunderlichsten Formen, bald als Socialismus, bald als Todtenverbrennung — nicht Begrabung, bald als Pflanzenkostlehre und unter unzähligen Formen immer wieder auftaucht: als ob nämlich mit Beseitigung einer sündhaft-unnatürlichen Erscheinung das Glück und die Harmonie hergestellt sei. Während doch unsre erhabne Philosophie lehrt, daß wo wir hin greifen, wir überall in das volle Verderben, in den reinen Willen zum Leben fassen und hier alle Palliativkuren unsinnig sind.

Gewiß ist die Achtung vor dem Thiere ein den edlen Menschen zierendes Bewußtsein: aber die so grausame und unsittliche Göttin Natur hat eben mit ungeheurem Instinkt uns Völkern dieser Zonen das Entsetzliche, die Fleischeskost angezwungen, während in den warmen Gegenden, wo die Affen von Pflanzenkost leben, auch die Menschen, nach demselben ungeheuren Instinkte, mit ihr sich genügen lassen. Auch bei uns ist, bei besonders kräftigen und stark körperlich thätigen Menschen, eine reine Pflanzenkost mög-

lich, indeß nur mit gewaltigem Auflehnen gegen die Natur: die sich auch in ihrer Art rächt, wie es Wagner persönlich auf das allerstärkste empfunden hat. Einer seiner Freunde ist sogar das Opfer des Experiments geworden, und er selbst glaubt längst nicht mehr zu leben, wenn er in jener Ernährungsart fortgefahren wäre. Der Kanon, den die Erfahrung auf diesem Gebiete giebt, ist der: geistig produktive und gemüthlich intensive Naturen müssen Fleisch haben. Die andre Lebensweise bleibe den Bäckern und Bauern, die nichts als Verdauungsmaschinen sind. — Der andre Gesichtspunkt ist ebenso wichtig: es ist unglaublich, was eine so abnorme Lebensweise, die nach allen Seiten hin Kampf verursacht, an Kraft und Energie des Geistes aufzehrt, die somit edleren und allgemein nützlicheren Bestrebungen entzogen werden. Wer den Muth hat, für etwas Unerhörtes durch seine Praxis einzustehn, der sorge dafür, daß dies auch etwas Würdiges und Großes sei, nicht aber eine Theorie, bei der es sich um die Ernährung der Materie handelt. Und mag man auch Einzelnen ein Martyrium für solche Dinge zugestehen: ich möchte nicht zu ihnen zählen, solange auf geistigem Gebiete wir noch irgend eine Fahne hoch zu halten haben. Ich merke wohl, daß in Deiner Natur, liebster Freund, etwas Heroisches ist, das sich eine Welt voll Kampf und Mühe schaffen möchte: aber ich fürchte, daß ganz unbedeutende Flachköpfe diese Deine edle Neigung mißbrauchen wollen, indem sie ihr ein solches Princip unterzuschieben suchen. Wenig-

stens halte ich jene vielverbreiteten litterarischen Produktionen für berüchtigte Lügenfabrikate, allerdings vom ehrlich-dummen Fanatismus diktirt. Kämpfen wir, und wenn es geht, nicht für Windmühlen. Denken wir an den Kampf und die Askese wahrhaft großer Männer, an Schopenhauer Schiller Wagner! Antworte mir, theurer Freund.

F. N.

Ich fange noch einen neuen Bogen an, weil es mich wirklich sehr bekümmert, mit Dir hierin nicht übereinstimmen zu können. Indeß um Dir meine wohlmeinende Energie zu zeigen, habe ich dieselbe Lebensweise bis jetzt eingehalten und werde dies solange thun, bis Du selbst mir die Erlaubniß giebst anders zu leben. — Warum muß man doch die Mäßigkeit gleich bis zum Extrem ausdehnen? Offenbar deshalb, weil es leichter ist, einen ganz äußersten Standpunkt festzuhalten, als auf jener goldnen Mitte ohne Fehl zu gehen.

Das gebe ich ja zu, daß man in den Gasthöfen durchaus an eine „Ueberfütterung" gewöhnt wird: weshalb ich in ihnen nicht mehr essen mag. Ebenfalls ist mir ganz klar, daß eine zeitweilige Enthaltsamkeit von Fleisch, aus diätetischen Gründen, äußerst nützlich ist. Aber warum, um mit Goethe zu reden, daraus „Religion machen"? Dies liegt aber in allen solchen Absonderlichkeiten unvermeidlich eingeschlossen, und wer erst für Pflanzenkost reif ist, ist es meist auch für socialistisches „Allerlei".

Auch in diesem Punkte hat Schopenhauer mit der unfehlbaren Sicherheit seines großen Instinktes

das Richtige gesagt und gethan. Du kennst die Stelle.

Doch will ich von diesem Punkte nicht mehr reden. Wohl aber noch von allem, was sich auf unsern Meister bezieht — dessen Bild ich, beiläufig, noch nicht bekommen habe. Ich stehe jetzt wirklich in einem Centrum von Schopenhauerischen Fäden, in alle Welt ausgespannt. Wenn wir einmal wieder zusammenkommen, werde ich Dir von Wenkels Schopenhauerthum erzählen, ebenso von Wagners, der durchaus durchdrungen und geweiht ist von dieser Philosophie: ich werde Dir die denkwürdigsten und gedankenreichsten Briefe meiner Freunde Dr. Rohde (in Florenz) und Dr. Romundt (Leipzig) vorlesen, die alle auf das tiefste und bestimmendste von jener Philosophie gepackt sind. Um schließlich von mir zu reden, so durchdringt jene mir innerlichst sympathische Weltanschauung von Tag zu Tag mehr mein Denken, auch mein wissenschaftliches: wie Du es vielleicht merken wirst, wenn ich Dir bald einmal meine Baseler Antrittsrede im Manuskript zuschicke. Sie handelt „über die Persönlichkeit Homers": man muß schon tüchtig sich in Schopenhauer hineingelebt haben, um an ihr zu fühlen, wo alles der bestimmende Zauber seiner eigenthümlichen Denkart mächtig ist.

Im nächsten Winter werde ich Gelegenheit haben in unserem Sinne nützlich zu sein, da ich Geschichte der vorplatonischen Philosophie und eine Vorlesung über Homer und Hesiod angekündigt habe. Auch werde ich zwei öffentliche Reden halten „über die Aesthetik der griechischen Tragiker z. B. über das antike Musik-

drama“ und Wagner wird dazu aus Tribschen herüberkommen.

Ich habe Dir schon geschrieben, von welchem Werthe mir dieser Genius ist: als die leibhafte Illustration dessen, was Schopenhauer ein „Genie“ nennt.

Mit meiner akademischen Thätigkeit, deren erstes Semester ich nun glücklich beendet habe, darf ich wohl zufrieden sein. Merke ich doch an meinen Zuhörern die geweckteste Theilnahme und wirkliche Sympathie für mich, die sich darin äußert, daß sie oft und gerne sich bei mir Raths erholen. Aber es ist ein anstrengendes Leben, das glaube mir.

Ach wenn ich doch nicht alle diese Worte hätte schreiben müssen! Alle Wärme Unmittelbarkeit und Energie des Gefühls sind dahin, wenn erst das Wort, in Alizarintinte gehüllt, auf dem Papier steht. Und doch erwarte ich etwas von dem Briefe. Oder darf ich dies nicht?

Jedenfalls doch eine baldige Antwort?

In herzlicher Gesinnung und treuer Freundschaft, auch mit bestem Gruße an Deine guten Freunde

Friedr. Nietzsche.

Nr. 21.

Basel, am Sonntage vor Weihnachten,
anno 1869.

Theuerster Freund,

daß ich diesmal so spät schreibe, mache ich mir wahrhaft zum Vorwurf: aber glaube mir, daß das Leben eines jungen Docenten mit reißender Schnelle vorüberrauscht, so daß unter der Hand plötzlich zwei Monate seit meinem Geburtstage vergangen sind, und mein heutiger Brief sehr post festum kommt, aber doch zugleich ad festum, nämlich zur Feier Deines eignen Geburtstages. Leider ist der Buchdrucker Schuld, daß ich nicht mit diesem Briefe gleichzeitig auch eine kleine Gabe absenden kann, nämlich meine Baseler Antrittsrede, die ich nur für den engsten Kreis meiner Freunde habe drucken lassen, und deren öffentliches Bekanntwerden durchaus unräthlich ist.

Darf ich vielleicht die Vermuthung aussprechen, daß auch eine besondere Gratulation nach Bezwingung jenes Lindwurms, genannt „Staatsexamen", heute am Platze ist? Ich habe das herzlichste Mitleid im Gedanken an diese Deine zu überstehenden Qualen empfunden, andernseits den Heroismus bewundert, daß Du in Deinen Briefen gar nichts von den wohlbekannten hochnothpeinlichen Empfindungen zu erkennen giebst. Mich hat mein Geschick in beinahe wunderbarer Weise über alle diese Schrecken hinweggetragen, wie einen Schlafenden; und ich muß

bereits die Rolle eines Examinators, so gut es geht, spielen. Deutlicher kann man gar nicht exemplificiren, wie zufällig und folglich wie unzuverlässig solche Examina sind: ich der ich, bei einer leisesten Wendung meines vergangnen Lebens, wahrscheinlich jetzt alle Nöthe des Examens zu bestehen hätte, fungire als Examinator. Im Übrigen bin ich der aufrichtigen Meinung, daß das Härteste, was man zu ertragen hat, auch das Nützlichste ist: und in diesem Sinn rufe ich Dir, victori felicissimo, zu: „Wohl bekomm's!"

Das Bild unseres Meisters, mit dem Du meine Stube geziert hast, erinnert mich, Dir von der Gründung einer societas Schopenhaueriana in Leipzig Mittheilung zu machen: sie ist angeregt durch unseren Freund Dr. Romundt. Was wirst Du sagen, daß mein bester Schüler hier, plötzlich Schopenhauerfanaticus geworden ist und die ethischen Schriften in's Französische zu übersetzen begonnen hat, ebenso wie Kants Prolegomena? Es ist nämlich ein Waadtländer, Namens Cornu.

In den nächsten Tagen reise ich ab, um die Weihnachtswochen und -freuden mit meinem edlen und genialen Freunde R. W. zu verleben, in seinem prächtigen Landsitz Tribschen bei Luzern. Würde ich vielleicht dort gute neue Nachrichten von Dir erwarten dürfen?

So sind wir nun durch alle Welt zerstreut, Rohde der ausgezeichnete Mensch, auf dessen treue Freundschaft ich gewiß stolz bin, in Rom beim Concil, Deussen, der mir schrieb, daß Schopenhauer für

ihn fast schon ein heiliger Name sei, in Minden als Gymnasiallehrer, Romundt als Erzieher in Leipzig u. s. w. — alles in Amt und Würden, an der Schwelle des „Philisteriums“. Wir haben gegen dieses Greuel aller Greuel, gegen diese graue Sphäre der Mittelmäßigkeit die herrlichsten Gegenmittel in der Verehrung unserer allerheiligsten Philosophie, in der Kunst, und — nicht am wenigsten — in unsrer Freundschaft.

Treulichst

F. N.

Nr. 22.

[Basel, 11. März 1870.]

Mein lieber Freund,

längst hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht in einem wunderlichen Glauben gelebt hätte: nämlich Deine Adresse, ja Deinen Wohnort nicht zu kennen. Ich bildete mir ein, daß Dein neuer juristischer Beruf in alle Verhältnisse eine Veränderung gebracht habe, und war schon im Begriff, mich an das Berliner Koberstein-comité zu wenden und um Auskunft über Dich zu bitten. So ist es denn gekommen, daß Du mir zwei Briefe hintereinander geschrieben hast: und beide haben auf mich einen starken Eindruck gemacht und den sehnlichen Wunsch erweckt, Dich einmal wieder zu sehen. Was denkst Du über

eine Schweizerreise in diesem Sommer, etwa im Monat Juli?

Daß wir nun auch über Richard Wagner einig sind, ist mir ein überaus schätzenswerther Beweis unseres Zusammengehörens. Denn es ist nicht leicht und erfordert einen tüchtigen Mannesmuth, um hier nicht bei dem fürchterlichen Geschrei irre zu werden. Auch trifft man mitunter sehr wackere und intelligente Leute in der Gegenpartei. Schopenhauer muß uns über diesen Conflikt theoretisch hinwegheben: wie es Wagner praktisch, als Künstler, thut. Zweierlei halte ich mir immer vor: der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Welt- und Kunstanschauung Wagners, wie sie aus jedem Tone quillt, ist den meisten Menschen unsrer „Jetztzeit" ein Greuel, wie Schopenhauers Askesis und Verneinung des Willens. Unsern „Juden" — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt die idealistische Art Wagners, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf das der „Tag der Edlen" endlich komme, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Schließlich finde ich auch bei vortrefflichen Naturen oftmals eine Anschauung der Indolenz, als ob eine eigne Bemühung, ein ernstes eingehendes Studium, um einen solchen Künstler und solche Kunstwerke zu verstehen, gar nicht nöthig sei. Wie habe ich mich gefreut, daß Du „Oper und Drama" so angelegentlich studierst! Ich habe es sogleich meinen Tribschener Freunden berichtet. Über-

haupt sind ihnen meine Freunde keine Fremdlinge: und wenn Du etwa nach der ersten Meistersinger-aufführung einen ausführlichen Brief an R. W. schreiben willst, so wird dies große Freude erregen, und man wird bereits des Genauern wissen, wer der Schreiber des Briefes ist. Auch versteht es sich, daß wir, wenn Du mich einmal besuchst, nach Tribschen reisen. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen. Für mich knüpft sich alles Beste und Schönste an die Namen Schopenhauer und Wagner, und ich bin stolz und glücklich, hierin mit meinen nächsten Freunden gleichgestimmt zu sein. — Kennst Du schon „Kunst und Politik“? Auch kündige ich Dir das Erscheinen einer kleinen Schrift von R. W. an „über das Dirigieren“, die am besten mit dem Philosophieprofessoren-Aufsatz Sch.s zu vergleichen ist.

Sehr betrübt hat mich das Schicksal Deines guten Bruders. Wir haben in Leipzig, auch nach Deinem Fortgange, uns nicht selten getroffen, und ich habe ihn immer geschätzt. Hoffentlich wird hier noch alles gut werden. So elend ist aber unser Leben: von allen Seiten gähnt das Verderbliche und Schreckliche. Es gehört viel dazu, sich einen muthigen Sinn zu bewahren. — Ach und wie sehr braucht man das Bewußtsein wahrer Freunde! Die Einsamkeit ist mitunter gar zu trostlos. Treulich Dein F. N.

Adresse an R. W.: Hr. Richard Wagner
in Tribschen bei Luzern.

Nr. 23.

[Basel, März 1870.]

Anbei der längst versprochene Aufsatz (für Dich, privatissime).

Mein lieber Freund,

in aller Eile ein paar Worte, noch dazu erfreulicher Art!

Es wird Dir gewiß Vergnügen machen, von Richard Wagner selbst zur ersten Meistersingeraufführung eingeladen zu sein. Der Meister hat dem Kapellmeister Eckert (Schönebergerufer) geschrieben, er möge für Dich in seinem Namen einen Platz reserviren, für den Tag der ersten Aufführung. Also bitte, mache dem Herrn Eckert einen Besuch und hole Dir Dein Billet.

Die ganze Sache geht von R. W. und Frau von Bülow aus: Du siehst, wie man meine Freunde kennt und ehrt. Von Herzen

Dein Fr. Nietzsche.

Basel Donnerstag.

Nr. 24.

Basel, Schützengraben 45. [2. Juli 1870.]

Theurer Freund,

ich rechne auf Deine Freundschaft: wenn ich auf die nicht rechnen könnte, so wüßte ich mich bei meinem

7

langen brieflichen Stillschweigen gar nicht zu entschuldigen.

Ich habe dies Semester in übermäßiger Weise arbeiten müssen; wöchentlich 20 Stunden Collegien und Schulstunden, das giebt eine alltägliche große Erschöpfung: man wird müde und nachlässig gegen sich — und seine Freunde.

Seit anderthalb Wochen liege ich zu Bett, mit einem verrenkten Fuße; das Schreiben wird mir schwer, und Du wirst es verzeihen müssen, daß auch heute mein Brief kurz ausfällt.

Besten Dank für Deine Mittheilungen aus Berlin. Es gehört eine große Festigkeit des Besserwissens dazu, um in einem solchen Sturm der Meinungen, wie sie Wagnersche Werke erregen, nicht irre zu werden. Das „Besserwissen" aber ist nichts Leichtes, das einem in den Schooß fällt, vielmehr das Produkt eines energischen Kampfes gegen die Zeitverflachung und einer immer ernsteren Vertiefung in die Kunstwelt der wirklich Großen, deren Zahl gewiß nicht Legion ist. Wenn wir mehr zusammen lebten, könnte Dir vielleicht manche peinliche und qualvolle Zwischenstufe des Erkennens erspart bleiben.

Eine Photographie W.'s wird Dir zugeschickt, sobald wieder neue Bilder in W.'s Besitz sind.

Herrn Wieseke sage einstweilen meinen schönsten Dank; diese Aufmerksamkeit gegen einen so entfernten Gesinnungsgenossen hat etwas Ergreifendes.

In diesem Sommer also werden wir uns sehen? Ich bin vom 15. August bis 25. September in Basel. Vorher, vom 15. Juli bis 15. August bin ich ver-

reist, noch weiß ich nicht genau, wohin; doch sollst Du es jedenfalls erfahren. Vielleicht hätten wir in den Alpen uns eine gemeinsame Zufluchtsstätte aussuchen können: doch bin ich jetzt, meines Beines wegen, ein schlechter Reisegefährte und wage nicht Dir einen Vorschlag dieser Art zu machen.

Daß ich „ordentlicher" Professor seit März bin, habe ich Dir doch wohl geschrieben.

Also alter lieber Freund!
Auf Wiedersehen!

In Treue
Friedr. Nietzsche.

Basel 2. Juli 70.

Nr. 25.

[Naumburg, 20. October 1870.]

Mein lieber Freund,

dieser Morgen brachte mir die freudigste Überraschung und Befreiung von viel Unruhe und Beängstigung — Deinen Brief. Noch vorgestern wurde ich auf das Ärgste erschreckt, als ich in Pforta Deinen Namen mit zweifelnder Stimme aussprechen hörte, Du weißt, was jetzt dieser zweifelnde Ton zu bedeuten pflegt. Sofort requirirte ich vom Rektor eine Liste der gefallenen Pförtner, die gestern Abend bei mir eintraf. Sie beruhigte mich in einem Hauptpunkte. Sonst

7*

gab sie viel Trauriges. Außer den Namen, die Du schon genannt hast, lese ich hier an erster Stelle Stöckert, dann v. Oertzen (doch mit einem Fragezeichen) dann v. Riedesel u. s. w. in Summa 16. — Alles was Du mir schreibst, hat mich auf das Stärkste ergriffen, vor Allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. Ich war nämlich doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Entrücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu thun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimatsrecht mehr). Sofort reiste ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankenpflegerdienste zu thun. Dieser Freund, mit dem ich durch 7 Wochen alles gemeinsam gehabt habe, ist der Maler Mosengel aus Hamburg, mit dem ich Dich in Friedenszeiten bekannt machen muß. Ohne seinen gemüthvollen Beistand hätte ich schwerlich die Ereignisse der nun kommenden Zeit überstanden. In Erlangen ließ ich mich von dortigen Universitätscollegen medizinisch und chirurgisch ausbilden; wir hatten dort 200 Ver-

wundete. Nach wenigen Tagen wurden mir 2 Preußen und 2 Turkos zur speziellen Behandlung übertragen. Zwei von diesen bekamen bald die Wunddiphtheritis und ich hatte viel zu pinseln. Nach 14 Tagen wurden wir beide, Mosengel und ich, von einem dortigen Hülfsvereine ausgeschickt. Wir hatten eine Menge Privataufträge, auch erhebliche Geldsummen zur Besorgung an 80 früher ausgesandte Felddiakonen. Unser Plan war, in Pont à Mousson mit meinem Collegen Ziemssen zusammenzutreffen und uns dessen Zug von 15 jungen Männern anzuschließen. Das ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die Erledigung unsrer Aufträge war sehr schwer, wir mußten, da wir gar keine Adressen hatten, persönlich in anstrengenden Märschen nach sehr unbestimmten Andeutungen hin die Lazarethe bei Weißenburg, auf dem Wörther Schlachtfelde, in Hagenau, Luneville, Nanzig bis Metz durchsuchen. In Ars sur Moselle wurden uns Verwundete zur Verpflegung übergeben. Mit diesen sind wir, da sie nach Carlsruhe transportirt wurden, wieder zurückgekehrt. Ich hatte 6 Schwerverwundete 3 Tage und 3 Nächte lang ganz allein zu verpflegen, Mosengel 5; es war schlechtes Wetter, unsre Güterwagen mußten fast geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu thun und verband Vormittag 3 Stunden und Abends eben so lange. Dazu Nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranken

in ein ausgezeichnetes Lazareth abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechruhr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. Mosengel besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines, bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage mit Opium und Tanninklystiren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeitlang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehen und mitzuleiden.

Ach, mein lieber Freund, welche Segenswünsche soll ich Dir zurufen! Wir wissen beide, was wir vom Leben zu halten haben. Aber wir müssen leben, nicht für uns. Also lebe, lebe, liebster Freund! und lebe wohl! Ich kenne Deine heldenmüthige Natur. Ach daß Du mir erhalten bliebest! Treulich

Friedrich Nietzsche (von morgen an in Basel).

Naumburg, 20. October 1870.

Heute habe ich nicht mehr zum Schreiben Zeit, da meine Abreise bevorsteht. Von Basel aus erfährst Du mehr von mir. Ich bin glücklich, endlich Deine Adresse zu haben. Meine Angehörigen begleiten Dich mit ihren besten Wünschen.

Nr. 26.

[Basel, 7. November 1870.]

Mein lieber Freund,

hoffentlich erreicht Dich auch dieser Brief bei gutem tapferen Befinden und leidlicher Stimmung. Woher diese zwar kommen soll, ist mir fast unbegreiflich — es sei denn, daß man wisse, was das Dasein ist und zu bedeuten hat. Wenn sich einmal wie jetzt die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, der ganze unendliche Reichthum des Wehes sich ausschüttet, dann haben wir das Recht, als die Wissenden mitten hindurchzuschreiten. Dies giebt eine muthig resignirte Stimmung, man hält's damit aus und wird nicht zur Salzsäule.

Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufsthätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt. Auch von Tribschen habe ich gute Nachrichten. Wagner und Frau sagen Dir die besten Grüße und Wünsche. (Du weißt doch, daß im August die Hochzeit stattgefunden hat? Ich war als Zeuge eingeladen, konnte aber nicht erscheinen, weil ich gerade damals in Frankreich war.) Wagner hat mir vor ein paar Tagen ein wundervolles Manuskript

zugeschickt, „Beethoven" betitelt. Hier haben wir eine überaus tiefe Philosophie der Musik im strengen Anschluß an Schopenhauer. Diese Abhandlung erscheint zu Ehren Beethovens — als die höchste Ehre, die ihm die Nation erweisen kann. —

Mein Brief ist einige Tage zu meinem Leidwesen liegen geblieben. Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturm, so daß einem Hören und Sehen vergieng. Ich lese dieses Semester zwei neue Collegien, griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eignen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Aeschylos vornehme. Dazu kommen Regenz-, Fakultäts- und Bibliotheks-sitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art.

Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor Allem gegönnt hätte. Jacob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe", und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus. Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist zwar nicht zu Verfälschungen, aber wohl zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unseren Philosophen". Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Colleg über das Studium der Geschichte und glaube der Einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung, dafür ist

sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegels Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise.

In diesem Sommer habe ich einen Aufsatz geschrieben „über die dionysische Weltanschauung", der das griechische Alterthum von einer Seite betrachtet, wo wir ihm, Dank unserm Philosophen, jetzt näher kommen können. Das sind aber Studien, die zunächst nur für mich berechnet sind. Ich wünsche nichts mehr, als daß mir die Zeit gelassen wird, ordentlich auszureifen und dann etwas aus dem Vollen produziren zu können.

Vor dem bevorstehenden Culturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Cultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen, mit den religiösen Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zu Gunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mag's ein Andrer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer, aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Thaten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.

Für die kommende Culturperiode sind die Kämpfer

von Nöthen: für diese müssen wir uns erhalten. Lieber Freund, mit den größten Besorgnissen denke ich immer an Dich — möge Dich der Genius der Zukunft, in dem Sinne wie wir sie erhoffen, geleiten und schützen!

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Basel 7. Nov. 70.

Nr. 27.

[Basel, 12. Dez. 1870.]

Mein lieber Freund,

was will ich glücklich sein, wenn Du die großen Ausfälle der letzten Wochen ohne jedes Leidwesen überstanden hast! Man darf nicht mehr an diese entsetzlichen Dinge denken, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Jetzt aber will ich Dir schreiben, in der Hoffnung, ja in der Voraussetzung, daß Du auch diesen fürchterlichen Gefahren entronnen bist, tapfer und glücklich, als ein Liebling des Kriegsgottes — doch ohne ihn wieder zu lieben!

Wann nun wird Dich dieser Brief erreichen! Vielleicht zu Deinem Geburtstag; und wenn Du ihn diesmal heil und gesund erlebst, so mache es ja wie Polykrates und opfere den Dämonen!

Von mir empfange die neueste Schrift Wagners

über „Beethoven“ als ein Symbol unserer innigen Gemeinsamkeit unsers Strebens und Denkens unter einer Fahne, unter derselben, auf welche als auf die allein zum Ziele führende Wagner in dieser Schrift hinweist. Ich habe sie in erhobener und ehrfürchtiger Stimmung gelesen. Es sind tiefe Geheimnisse darin, schön und schrecklich, wie die Musik selbst in ihren höchsten Äußerungen sich offenbart.

Von Tribschen habe ich Dir die Photographie Wagners zu übersenden, zugleich mit herzlichen Grüßen. Frau Wagner schrieb mir: „Hier für den philosophischen Kämpfenden die versprochene Photographie; Keinem hätte sie Wagner lieber geschickt als Demjenigen, der seine Pflicht muthig erfüllend zugleich über das Wesen der Dinge nachzudenken nicht verschmäht.“

Nun noch etwas Erfreuliches. Du warst so gütig, mich aus Deinem Kriegslager auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die für die Verbreitung des Schopenhauerischen Gedankenkreises auch in Frankreich bürgt. Einen großen Triumph erlebte ich jüngst, als ich in den Berichten der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Aufsatz des Professor Czermak fand über Schopenhauers Farbenlehre. Dieser constatirt, daß Schopenhauer selbständig und auf originellem Wege zu der Erkenntniß gekommen ist, die man jetzt als die Young-Helmholtz'sche Farbentheorie bezeichnet: zwischen ihr und der Schopenhauerschen ist die wunderbarste, bis in die Bruchzahlen genaue Übereinstimmung. Der ganze Ausgangspunkt, daß die Farbe zunächst ein physiologisches Erzeugniß des

Auges ist, sei zu allererst von Schopenhauer dargelegt worden. Sehr bedauert wird, daß Schopenhauer sich nicht von dem „wissenschaftlich unsinnigen" Goetheschen Theorem und seinem furor Anti-Newtonianus habe losmachen können. Übrigens nennt Czermak (kein Anhänger unseres Philosophen) Schopenhauer „den gewaltigsten Philosophen seit Kant". Und damit müssen wir wohl zufrieden sein.

Diese Abhandlung und Wagners Zustimmung zur Schopenh. Lehre sind auch in ihrer Art Beiträge zum Hegeldenkmal. Eigentlich polemischer Artikel bedarf es kaum mehr. Selbst das verdient für den Umschwung angeführt zu werden, daß Hartmanns Philosophie des Unbewußten — ein Buch, in dem jedenfalls die Probleme im Schopenhauerischen Sinne gestellt sind — jetzt bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Laß nun mir noch ein Paar Jahre Zeit, dann sollst Du auch eine neue Einwirkung auf die Alterthumskunde spüren und damit hoffentlich verbunden auch einen neuen Geist in der wissenschaftlichen und ethischen Erziehung unsrer Nation.

Aber welche Feinde erwachsen jetzt auf dem blutigen Boden dieses Krieges für unsern Glauben! Ich bin hierin auf das Schlimmste gefaßt, zugleich in der Zuversicht, daß unter dem Übermaß von Leid und Schrecken hier und dort die Nachtblume der Erkenntniß aufgeht. Unser Kampf steht noch bevor — darum müssen wir leben! Darum habe ich auch das gute Zutrauen, daß Du gefeit bist; die Kugeln, die uns tödtlich treffen sollen, werden

nicht aus Gewehren und Kanonen geſchoſſen! Und damit Lebwohl! Lieber Freund!

In alter Treue Dein
Friedrich Nietzſche.

Baſel 12. Dezember.

Inzwiſchen habe ich Deine Zeilen erhalten und bin herzlich erfreut, daß meine Vorausſetzung die rechte war. Gebe der Dämon weitres Glück! — Den „Beethoven“ Dir *jetzt* zu ſchicken, erlaubt die *Poſt* nicht. Du bekommſt ihn erſt im Januar.

Nr. 28.

[*Baſel*, 21. Juni 1871.]

Mein lieber, theurer Freund,

So biſt Du mir denn glücklich erhalten und integer aus den ungeheuren Gefährlichkeiten heimgekehrt. Endlich wieder darfſt Du an friedliche Beſchäftigungen und Aufgaben denken und jene furchtbare kriegeriſche Epiſode als einen ernſten, doch vorübergeflohenen Traum Deines Lebens betrachten. Nun winken neue Pflichten: und wenn Eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsſpiel, ſo iſt es der heldenmüthige und zugleich beſonnene Geiſt, den ich zu meiner Überraſchung, gleichſam als eine ſchöne unerwartete Entdeckung, in unſerm Heere friſch und kräftig, in alter germaniſcher Geſundheit ge-

funden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! Unsre deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin muthiger als je: denn noch nicht Alles ist unter französisch-jüdischer Verflachung und „Eleganz" und unter dem gierigen Treiben der „Jetztzeit" zu Grunde gegangen. Es giebt doch noch Tapferkeit und zwar deutsche Tapferkeit, die etwas innerlich Anderes ist als der élan unsrer bedauerungswerthen Nachbarn.

Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor Allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Civilisation" den ungeheuren Schaden verräth, der unserer Welt anhaftet: wie wir Alle, mit aller unserer Vergangenheit, Schuld sind an solchen zu Tage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Cultur nur jenen Unglücklichen zu imputiren. Ich weiß, was es sagen will: der Kampf gegen die Cultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Thränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich

klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Werth der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im Stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist! —

Hier folgt eine Abhandlung, die von meinem philosophischen Treiben etwas mehr verräth als es der Titel andeutet. Lies sie mit Wohlwollen; ich habe noch Vielerlei vor und bereite mich auch auf einen Kampf vor, an dem, wie ich weiß, meine Freunde starken Antheil haben werden. Wie viel wäre mündlich zu besprechen, mein theurer Freund! Und wann darf ich einmal auf Deinen Besuch hoffen?

Über Wagner wirst Du durch die Norddeutsche Allgemeine vielerlei und wie ich denke, nur Gutes gehört haben: auch über die großen Bayreuther Pläne. Es ist Alles im schönsten Gange. — In Tribschen hat man Dich in gutem Gedächtniß: ich habe erzählt, daß Du mir Deinen Besuch für den Sommer versprochen hättest.

Mein Befinden ist diesen Sommer besser. Die Witterung ist übrigens höchst wechselvoll. Heute haben wir Sturm und kalten Regen. Im Sommer, vom 15. Juli bis 13. August, bin ich in Gimmelwald, bei Mürren, im Berner Oberlande, zusammen mit meiner Schwester. Wir sind dort in einer kleinen, wundervoll gelegenen Pension bereits angemeldet.

Bist Du denn Zeuge des Berliner Einzuges ge-

weſen? — Nochmals, mein lieber Freund, ich bin glücklich im Gedanken an Deinen baldigen Beſuch. Der Rathsherr Viſcher (der als Student öfters im Hauſe Deines Großvaters in Weimar war) freut ſich auch auf Dein Hierſein. Denn alle meine Bekannten wiſſen von Deinen Schickſalen.

Lebe recht wohl und immer beſſer: Du haſt es verdient.

Ich bitte darum, Deinen verehrten Eltern empfohlen zu werden und bin, was ich war,

Dein treuer Freund
Friedrich Nietzſche.

Baſel 21. Juni 1871.

Nr. 29.

[Baſel, 18. Sept. 1871.]

Mein lieber Freund,

meinen herzlichſten Gruß zuvor!

Ich bin immer ſo zufrieden, wenn ich an Dich denke; denn es kommt mir ſo vor als ob wir auch nach 5 jährigem Intermezzo noch recht gut zuſammenpaſſen. Unſre Wege ſind doch, im letzten Grunde, nicht auseinandergegangen, und ſo haben wir uns wiedergefunden und ſo werden wir uns in aller Zukunft wiederfinden. Wie wenig Menſchen haben, nach ſolchen Zwiſchenräumen der Trennung, ſolch ein Glück mit ihren Freunden!

Ich danke Dir noch einmal für Deinen Besuch; es hätte mir in diesem Sommer nichts Angenehmeres und Tröstlicheres passiren können. Wir haben das Netz der Cultur wieder einmal gemeinsam über unsern Köpfen zusammengezogen, und es wird schwer halten, uns in dieser Gemeinsamkeit unsrer besten Absichten zu stören.

Du bist überall im besten Andenken. Frau Wagner hat mir über Dich geschrieben, sehr erfreut und dankbar: Burckhardt und Vischer senden Dir ihre besten Grüße. Kurz — mein Basel lob' ich mir; meine Freunde sind mit Basel und Basel ist mit meinen Freunden zufrieden.

Deine letzten Mittheilungen haben mancherlei Schmerzliches. Dein armer Bruder!

Jene Auseinandersetzung über Religion und Philosophie, von der Du mir erzählst, gehört gewiß zu den traurigsten Nothwendigkeiten des Lebens: ist man einmal dazu getrieben, so wappne man sich mit Weisheit und Milde. Es ist so überaus schwer, bei solchen Anfechtungen, von aller Bitterkeit sich frei zu halten: während doch, bei der großen Dunkelheit des Daseins, hier das eigentliche Bereich des Mitleidens ist. Betone nur immer durch die That Deine innerste Übereinstimmung mit dem Dogma der Liebe und des Mitleidens — das ist die feste Brücke, die auch über solche Klüfte geschlagen werden kann. —

Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu *schweigen*. Das Wort ist ein gefährliches Ding und selten bei derartigen Anlässen das rechte. Wie Vieles darf man nicht aussprechen!

Und gerade religiöse und philosophische Grundanschauungen gehören zu den pudendis. Es sind die Wurzeln unsres Denkens und Wollens: deshalb sollen sie nicht an's grelle Licht gezogen werden. —

Im Herbst werden wir uns wiedersehen können: zwar schwerlich in Mannheim: denn Wagner ist jetzt in voller schaffender Thätigkeit und deshalb wohl nur mit großer Mühe zu solchen zerstreuenden Öffentlichkeiten zu bewegen.

Aber ich komme wahrscheinlich nach Leipzig, wo ich eine Zusammenkunft mit Rohde verabredet habe. Genaueres melde ich Dir noch. Denke Dir, daß ich vielleicht das Glück habe, alle meine Freunde in diesem Sommer und Herbst in einer Reihenfolge wiederzusehen.

Du hast dieses Glück inaugurirt. Dann kam Romundt auf wenig Tage, aber doch zu unsrer großen beiderseitigen Ergötzung. Er war auf dem Wege nach Nizza und ist nun entschlossen, im nächsten Jahre sich für Philosophie zu habilitiren.

In Naumburg werde ich Pinder und Krug treffen, in Leipzig Windisch, Ritschls, Brockhausens und — Rohde. Auf meiner Rückkehr über Marburg will ich Deussen wiedersehen. — Und könntest Du nicht Mushacke mit nach Leipzig bringen, ungefähr am 10. Oktober? So wäre der Kreislauf vollständig. — Nun noch eine Bitte. Kennst Du den jungen Fürsten Hatzfeld, den Bruder der Frau von Schleinitz? Er ist Referendar und Majoratserbe. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir etwas Genaueres über seinen Charakter und seine Bildungsabsichten ꝛc. mittheilen

könntest. Den Grund zu dieser, mir sehr wichtigen Anfrage will ich Dir später mittheilen. Wenn Du ihn nicht kennst — mindestens wirst Du leicht etwas über ihn hören können.

Und nun, mein lieber treuer Freund, lebe wohl! Lebe Dich hinein in Wagnersche Kunst, wie Du Dich in Schopenhauer hineingelebt hast. Grüße mir Deine künstlerischen Freunde und denke gern

an Deinen Gebirgskameraden
Friedr. Nietzsche.

Basel Montag den 18. Sept. 71.

Nr. 30.

[Vermerk des Empfängers: 20. October 1871 nach unsrer Zusammenkunft in Naumburg.]

Hier, mein lieber Freund, empfange den „glücklich erstandenen" Faust zurück, den wir am Mittwoch an einer Stelle, wo Du gerastet hattest, wiedergefunden haben. Wir haben sehr darüber gelacht, und im Stillen dachte ich mir, daß es kaum eine freundlichere Gunst der Dämonen geben kann. Darum wollen wir diesen Dämonen, die bei unsrer Zusammenkunft sichtlich auf das Wohlwollendste sich bemüht haben, ein gemeinsames Dankopfer bringen, über das ich an Rohde soeben das Nöthige berichtet habe. Am nächsten Montag Abend um 10 Uhr wollen wir es

8*

so einrichten, daß ein Jeder von uns ein Glas dunklen rothen Weins erhebt und die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinausgießt, mit den Worten *χαίρετε δαίμονες*, die andere Hälfte aber trinkt.

Zugleich bekommst Du die Meßphotographie, auf der Du wie ein Pascha thronst: für die übrigens jeder noch 10 Sg. zu zahlen hat: als welche Summe ich einstweilen erlegt habe. Morgen reise ich nach Basel. Inzwischen empfange meinen herzlichsten Gruß und Dank. Es waren herrliche Tage. Es lebe unsre Freundschaft!

Dein getreuer Freund
Friedr. Nietzsche.

Naumburg Freitag Abend.

Nr. 31.

[Basel, 19. November 1871.]

Verzeihe mir, mein lieber Freund, daß ich Dir nicht früher für Deine Briefe gedankt habe, von denen ein jeder mich an Dein kräftiges Culturleben erinnert, als ob Du im Grunde noch Soldat seist und Deine militärische Gesinnung jetzt im Bereiche der Philosophie und Kunst zu erweisen trachtetest. Und so ist es recht; nur noch als Kämpfer haben wir gerade in unsrer Zeit ein Recht zu existiren, als Vorkämpfer für ein kommendes saeculum, dessen

Formation wir an uns, an unsern besten Stunden nämlich, etwa ahnen können: da diese besten Stunden uns doch offenbar dem Geiste unserer Zeit entfremden, aber doch irgendwo eine Heimat haben müssen; weshalb ich glaube, wir haben in diesen Stunden so eine dumpfe Witterung des Kommenden. Haben wir nicht auch aus unsrer letzten gemeinsamen Leipziger Erinnerung noch das Gedächtniß an solche entfremdete Momente, die in ein andres saeculum gehören? — Also — es bleibt dabei: und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben! Aber es gehört eine kräftige Resolution dazu und ist nichts für Jedermann!

Heute wurde ich recht an unser Leipziger Dasein gemahnt, und in einem gewissen Sinne kann ich sagen: ich knüpfe an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang nun an, wie das lustige Lied heißt. Heute nämlich, erst heute! antwortete Fritzsch, der treffliche Verleger, auf meinen damaligen Besuch: weshalb ich Dir auch gerade heute Nachricht geben muß. Denn Du und Rohde, Ihr wart es, die mich zu dem trefflichen Fritzsch moralisch und körperlich brachten: was ich bis jetzt noch zu preisen habe. Er konnte nichts dafür, daß seine Antwort sich so lange verschob. Er hatte das Manuskript sofort einem Fachmann zur Beurtheilung übersandt, und dieser hat bis zum 16. November getrödelt. Du weißt doch noch, daß das Lied „Lieber Freund, diesen Gruß zum Angebinde" für den 16. November bestimmt war, nämlich zu Krugs Geburtstag. An diesem gleichen Tage schrieb der gute Fritzsch „daß mich nicht Ärgernuß nag' und schinde" und verspricht sogar noch bis

Weihnachten fertig zu werden. Also die Ausstattung genau nach dem Muster von Wagners „Bestimmung der Oper“ ist beschlossen: freue Dich mit mir! Für eine schöne Vignette wird somit ein herrlicher Platz sein: sage dies Deinem künstlerischen Freunde, zugleich mit meinen theilnehmendsten Grüßen. Nimm Dir einmal die Wagnersche Broschüre vor, schlage den Titel auf und berechne Dir die Größe, die wir dem bildnerischen Kunstwerk geben können. Es kommt nur auf den Titel:

Die Geburt der Tragödie

aus dem Geiste der Musik.

von

Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. o. p. der klass. Philologie

Leipzig, Fritzsch.

Ich habe bis jetzt das allerbeste Zutrauen: die Schrift wird mächtig gekauft werden und auf ein Stückchen Unsterblichkeit mag sich der Herr Vignettenbildner nur gefaßt machen.

Nun noch etwas Neues. Denke Dir, mein lieber Freund, in welch seltsamer Weise jene erwärmenden Tage meiner Ferienzusammenkunft in mir hinterdrein wieder zum Vorschein gekommen sind. Nämlich in Form einer großen vierhändigen Composition, in der

alles wiederklingt von einem schönen sonnenwarmen Herbste. Genannt ist das opus, weil es anknüpft an eine Jugenderinnerung, „Nachhall einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke". Das ist doch ein lustiger Titel: man hätte ebenso gut zu viel noch erwarten dürfen „mit Punschbowle und Neujahrsgratulationen". Overbeck und ich spielen sie, es ist jetzt unser Specificum, das wir vor allen vierhändigen Menschen voraushaben. Weihnachten wird Frau Wagner mit dieser Musik beschenkt und überrascht. Auch an dieser Composition seid ihr, meine lieben Freunde, die unbewußten dei ex machina! Seit 6 Jahren hatte ich nichts mehr componirt, und dieser Herbst hat mich wieder stimulirt! Gut ausgeführt, dauert die Musik 20 Minuten.

Im Übrigen bin ich wieder in philologischer Thätigkeit, lese „Einleitung in das Studium Plato's" und „lateinische Epigraphik" und bereite für die Zeit nach Neujahr 6 öffentliche Vorträge vor „über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten".

Nächsten Dienstag hält unser neuer Philosoph seine Antrittsrede, über das „selbstverständliche" Thema: „die Bedeutung des Aristoteles für die Gegenwart." — —

Hier bist Du im guten Angedenken. Die Dämonenweihe habe ich bei Jacob Burckhardt, in seiner Stube gefeiert: er hat sich meinem Weheakte angeschlossen und wir haben reichlich zwei Biergläser guten Rhôneweines auf die Straße geschüttet. In früheren Jahrhunderten wären wir der Zauberei ver-

dächtig. — Als ich damals $^1/_2$12 Uhr Nachts nach Hause kam, ziemlich dämonisch, fand ich erstaunter Weise Freund Deussen vor, mit dem ich noch bis gegen 2 Uhr auf der Straße herumzog. Mit dem allerfrühsten Zuge reiste er ab. Ich habe eine fast gespenstische Erinnerung an ihn, da ich ihn nur bei mattem Lampen- und Mondeslicht gesehen habe.

Laß bald etwas von Dir hören, mein wackerer werther Freund! Du weißt jetzt, daß es mit der Vignette höchste Zeit ist! Sei herzlich gegrüßt von Deinem Friedr. N.

Nr. 32.

[Basel, 14. Dezember 1871.]

Mein lieber Freund,

neulich habe ich etwas vergessen, nämlich den Text zum Kaisermarsch: was Du, bei meiner großen Verwirrung aller möglichen Geschäfte, einmal entschuldigen magst. Am Dienstag habe ich nun etwas Luft bekommen: dadurch daß ich wenigstens auch den Rest vom Manuskript und die Vorrede an Fritzsch abgeschickt habe. Nach Mannheim kann ich — leider! leider! — nicht reisen, denn das Amt des Schreibers in der Regenz und eine längere Krankheit des Professors Gerlach verhindern mich, Urlaub zu nehmen.

Für die Vignette habe ich Dir bereits gedankt: Fritzsch hat mir einen bewährten Holzschneider zu-

gesichert. Er hat durch mich Deine Adresse bekommen, damit an Dich der Holzstock, zu Händen des geehrten Künstlers, eingesandt werde.

Nun der Text:

Volksgesang.

Heil, Heil dem Kaiser!
König Wilhelm!
Aller Deutschen Hort und Freiheitswehr!
Höchste der Kronen,
Wie ziert Dein Haupt sie hehr!
Ruhmreich gewonnen
Soll Frieden Dir lohnen
Der neu ergrünten Eiche gleich,
Erstand durch Dich das deutsche Reich:
Heil seinen Ahnen,
seinen Fahnen,
die Dich führten, die wir trugen,
als mit Dir wir Frankreich schlugen!
Feind zum Trutz,
Freund zum Schutz,
allem Volk das deutsche Reich zu Heil und Nutz!

|: Die letzte Zeile wiederholt :|

Mit herzlichen Grüßen,
mein lieber Freund!
Dein
F. N.

Basel, Donnerstag früh.

Wo bist Du Weihnachten? —

Nr. 33.

[Basel, 23. Dezember 1871.]

Zunächst, mein lieber und werther Freund, denke ich an die Feier Deines Geburtstages und bin beglückt, wenn ich mir vergegenwärtige, wie dieses Jahr uns wieder im allerwünschbarsten Sinne zusammengeführt hat: so daß wir mehr als je wieder uns unserer Freundschaft freuen dürfen. Unsre besten Triebe, unsre eigentlich ernst gemeinten Absichten, unsre edelsten Hoffnungen — alles hat sich wieder in dem letzten Jahre zusammenverschlungen: nachdem Dein Lebensdämon Dich glücklich durch die schrecklichsten Gefahren hindurch gerettet hat. Und so werde ich heute ein Hoch auf Dein Wohl ausbringen, in dem Glauben, daß es auch zugleich dem Aufblühen unsrer Friedenscultur gelte. Von jetzt an haben wir alle ernsten Kämpfe gemeinsam: also Hoch unsre Kriegskameradschaft im Frieden!

Leider bin ich noch nicht im Stande, Dir heute ein Exemplar meines Buches dediciren zu können. Aber empfange dafür heute das Versprechen, daß Du und die Tribschener die Ersten sein werden, die die Schrift zugeschickt bekommen. Fritzsch hat in letzter Zeit viel langsamer das Werk gefördert und doch bin ich damit recht zufrieden, seitdem ich durch Dich erfahren habe, welcher abscheulichen Gefahr meine Schrift im Falle einer Überstürzung ausgesetzt gewesen wäre. In der That danke ich Dir sehr für Deinen treuen Beistand in

der Vignettenangelegenheit: Fritzsch hat weniger Schuld, weil er so etwas nicht verstehen wird und viele Stücke von seinem übrigens trefflichen „musikalischen Wochenblatt“ und somit auch von dem Holzschneider desselben hält. Es wäre nichtswürdig gewesen, die schöne Leistung von unserm Rau so schmählich entstellt auf dem Titel wiederzufinden: und daß eine solche Stümperei auch meiner Schrift und des von mir gedachten Leserkreises nicht würdig sei, hast Du mit großem Rechte Fritzsch auseinandergesetzt; und ich danke Dir besonders dafür, weil mein Verleger auf diese Weise doch einmal aufmerksam gemacht worden ist, daß er es mit dieser Schrift so ernst wie möglich zu nehmen hat.

Der Druck ist übrigens viel compresser als in der „Bestimmung der Oper“ und damit ist auch meine Schrift weniger umfänglich geworden. Sie wird 140 Seiten haben. Acht Bogen sind fertig corrigirt.

Dein Gedanke von einer weihevollen Taufhandlung hat mir sehr gefallen, und ich werde im Stillen einmal über einen modus nachdenken. Um Dir übrigens einige Namen zu nennen, denen ich die Schrift zuschicke und die ich nöthigenfalls um Übernahme der Pathenstelle bei meinem Erstgeborenen bitten könnte, so nenne ich noch Jacob Burckhardt, Rohde (der für das litterarische Centralblatt von Zarncke eine Anzeige vorbereitet), Gustav Krug, Romundt, Frau von Muchanoff, Liszt, Bülow, Makart; auch Frau von Schleinitz wird ein Exemplar bekommen. Auch die Großfürstin Constantin. Kennst Du vielleicht den baierischen Hauptmann M. von Baligand,

dienstthuenden Kammerherrn des Königs? Er ist eines der thätigsten und begeistertsten Mitglieder des Münchener Wagnervereins und hat bedeutende Beziehungen in England, wo er im nächsten Sommer bei seinem Freunde Lord Ellerton einen englischen Wagnerverein gründen will. Mit ihm bin ich neulich Nachts von Mannheim zurück gefahren.

Denn ich war in Mannheim. Und ich kann Dir sagen: unsre größten Ahnungen über das Wesen der Musik bestätigen sich in überschwänglichem Maße! Das habe ich in Mannheim erfahren. Ich kenne keine höheren und erhabeneren Zustände als die dort erlebten und bin glücklich, mich aus zahlreichen Fesseln und Zurückhaltungen für diese Tage herausgerissen zu haben.

Von den Bayreuther Dingen hast Du wohl gehört, von der herrlichen Lage des Bauortes, von der Umtaufung des „Stuckbergs" in „Richardshöhe", von den großen Hoffnungen, die sich bei den Bayreuthern bereits in der Petition einer neuen Eisenbahn geäußert haben usw. Wagner war sehr glücklich, wie er seine „Geschäfte" abgemacht habe.

Ich habe in Mannheim meine Weihnachtsfeier anticipirt und kann diesmal nicht nach Tribschen, weil ich Zeit und Einsamkeit brauche, um meine Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" auszudenken.

Nun, mein lieber Freund, lebe wohl! Sage Deinen verehrten Angehörigen meine ehrerbietigsten Empfehlungen und bewahre mir, für das Neujahr und alle Zukunft, die herzliche Gesinnung, von der

ich so oft durch die schönsten Dokumente überzeugt werde.

In alter Treue und unter
den besten Glückwünschen
Dein Friedrich Nietzsche.

Nr. 34.

[Basel, 10. Januar 1872.]

Für Alles, mein treuer lieber Freund, was Du mir schreibst, herzlichen Dank. Heute erzähle ich Dir ganz kurz das Erfreulichste, nämlich den Eindruck, den das Buch in Tribschen gemacht hat. Wagner schrieb mir: „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen.“ Darauf noch einiges so Rührende, daß ich es nicht wiedergeben kann.

Das wird Dich baß erfreuen, nicht wahr? Bitte schreibe mir doch die genaue Adresse der Frau von Schleinitz auf, auch die Anrede, deren man sich im Briefe an sie zu bedienen hätte. (In diesen Tagen schreibe ich, auf Wagners ganz besondere Bitte, an den König von Bayern einen längeren Brief: es muß jeder von uns zusehen, wie er dem großen Bayreuther Unternehmen am besten dient.)

Ich selbst bin unwohl, muß mediziniren, hungern ꝛc. Man erlebt so viel! Jeder Tag bringt etwas Ungewöhnliches! Treu gesinnt

Dein alter Freund

F. N.

Schöne Grüße an Rau und Krüger.

Nr. 35.

(Empfängervermerk: Wagner in Berlin.)

[Basel, Mittwoch den 24. Jan. 72.]

Mein guter Freund,

ich sende Dir nur einen flüchtigen Gruß, um Dich mit ihm zu bitten, diesen beifolgenden Brief unserem Meister zu übergeben. Du wirst verwundert sein, ihn so plötzlich bei Dir zu sehn. Ich beschwöre Dich, Alles zu thun, zu sehn, zu empfinden, was ihm in einem so wichtigen Moment von Werth sein kann. Ich übertrage auf Dich für diese Tage alles das, was ich für ihn empfinde und bitte Dich, so zu handeln als ob Du ich wärst.

Sonderbare Bitten, nichtwahr? Und doch weiß ich nichts anderes Dir zu sagen, mein guter Freund.

Treugesinnt Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel Mittwoch.

Nr. 36.

[Basel, den 4. Februar 1872.]

Mein lieber Freund,

wieder nur ein paar Zeilen, voll des herzlichsten Dankes für Deine Mittheilungen, die mich aus schweren Besorgnissen befreiten oder wenigstens fast befreiten. Inzwischen habe ich auch ein Telegramm gelesen „der Alexandriner Gersdorff ist unentbehrlich geworden", das ich mir nicht ganz, aber doch fast ganz deuten kann. Was Du auch thun magst — denke daran daß wir Beide mit berufen sind, an einer Culturbewegung unter den Ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später der größeren Masse sich mittheilt. Dies sei unser Stolz, dies ermuthige uns: im Übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind glücklich zu sein, sondern unsre Pflicht zu thun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsre Pflicht ist.

Meinem Buche wird es doch schwer, sich zu verbreiten: eine ausgezeichnete Anzeige, die Rohde für das litterarische Centralblatt gemacht hatte, ist von der Redaction zurückgewiesen worden. Das war die letzte Möglichkeit, daß eine ernste Stimme in einem wissenschaftlichen Blatte sich für mein Buch erklärte: jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen stillen langsamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der

größten Überzeugung ausspreche. Denn gewisse ewige Dinge sind hier zum ersten Male ausgesprochen: das muß weiterklingen. Um mich selbst bin ich unbesorgt: denn ich will nichts für mich, am wenigsten eine Carriere zu machen. Jetzt arbeite ich heiter an meinen pädagogischen Problemen. Für die Osterferien bin ich sehr gebeten, mit einem Professor im benachbarten Freiburg (Baden) nach Athen, Naxos und Creta zu reisen: was sagst Du dazu! Besonders wenn Du hörst, wer er ist — der Sohn von Felix Mendelssohn-Bartholdy — Nun, ich werde Nein! sagen. Ich erlebe immer etwas Curioses. Den ersten Brief eines Philologen (Professor an der Universität Bern) über mein Buch, den ich fast nicht kenne, lege ich bei: gelegentlich schickst Du mir den Brief zurück.

An Deinen verehrungswürdigen Vater die besten Empfehlungen und den Ausdruck meiner Freude über seine Theilnahme.

Behalt mich lieb und habe Dank! Dank!

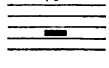
Dein Friedr. Nietzsche.

Sonntag 4. Februar 72.

Nr. 37.

[Basel, 1. Mai 1872.]

Mein lieber guter Freund,

verarge mir es nur nicht, wenn ich hier und da einmal eine Pause mit Fermate  in meinem

Briefverkehr mache: es hat sicherlich Gründe, aber äußerliche, die für unsere Freundschaft ohne Beziehung sind. Es gab viel zu thun, und ich war auch einige Zeit recht angegriffen und unwohl. Der Winter wollte überstanden sein, und mancherlei wichtige Entscheidungen mußten getroffen werden, von denen ich Dich nicht unterhalte, weil ich Dich einmal mündlich darüber sprechen werde. Nämlich in Bayreuth! Dort werde ich am Sonnabend vor Pfingsten eintreffen: ich bitte Dich, es doch ähnlich einzurichten. Heute habe ich, der Wohnung wegen, an den Oberbürgermeister Muncker geschrieben. Ich höre, daß Frau von Muchanoff, Gräfin Krokow und Frl. von Meysenbug sich auch schon angemeldet haben: ebenfalls Frau von Schleinitz. Diese hat mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, für den Du, lieber Freund, gelegentlich einmal recht schön danken kannst. Auch Rohde kommt hin, der mir gestern aus Kiel telegraphirte, er sei Professor dort geworden. Kannst Du ihm vielleicht ein Zeilchen der Gratulation schicken? Er hat Schönes vor, was Wagner und mich zugleich betrifft — es ist aber noch nicht zu verrathen. Die erste Anzeige meines Buches ist nun auch erschienen, aber wo! In der italienischen Rivista Europea! An Dohm habe ich neulich noch ein Exemplar geschickt. Habe ich Dir schon von Bülows Enthusiasmus erzählt? Und daß er mir die Dedikation eines Buches angekündigt hat? Auch daß er mir erzählte, es werde sehr bald eine zweite Auflage nöthig sein? — Sehr schön sollen ja, nach Tribschener Urtheil, die Publikationen des studentischen Wagner-

vereins sein. Ich halte den Gedanken für äußerst glücklich, daß er die „geistige Agitation“ vor allem übernehmen will, die Aufklärung über die Bedeutung dieser bevorstehenden Feste. Mache doch dem Vorsitzenden Herrn Coerper einen Besuch und deute ihm an, er möge an mich und an Rohde d. h. an die einzigen Wagner'schen Professoren die gedruckten Publikationen schicken. Vielleicht auch an E. von Hartmann (dessen Adresse ich haben möchte).

Was Du mir über Deinen Herrn Vater schreibst, hat mich sehr ergriffen: in solchen Anzeichen verehre ich den wundervollen Deutschen, ja wie ich lieber sagen möchte preußischen Ernst, von dem nun einmal Alles zu erhoffen ist, während ich gegen die oben aufschwimmende „deutsche Cultur“ jetzt im höchsten Grade bedenklich bin.

Wie geht es Deinen künstlerischen Freunden? Kommt einer von ihnen nach Bayreuth? Wie sehr ich das wünsche!

Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern giengen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich

bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrificirt zu haben.

Wir beginnen hier das Sommersemester — heute ist der Einweihungstag von Straßburgs Universität: ich denke an diese Feier mit den gemischtesten Empfindungen.

Das Sommerkolleg von Burckhardt wird etwas Einziges: es entgeht Dir viel, daß Du es nicht erleben kannst. Hast Du gehört, daß Burckhardt in den letzten Wochen einen sehr ernsthaften Ruf nach Berlin hatte. Er schlug ihn aus.

Mein lieber Freund, wie schön ist es doch, daß wir uns so bald wiedersehen. Noch schöner aber, daß wir uns, seit Jahresfrist, so recht wieder zusammen gefunden haben. Unsre schönsten Hoffnungen und Pläne laufen nun in einer Bahn. Ich höre mit herzlicher Freude daß Du an den Clavierauszügen Dich erbaust: wir müssen unsre Nibelungenstudien jetzt höchst ernsthaft beginnen, um uns für so unerhörte Dinge würdig zu machen.

Schreib mir doch vor Bayreuth noch ein Wort der Vereinbarung über unser Wiedersehen.

In herzlicher Liebe

Dein F. N.

Basel 1. Mai [72].

Nr. 38.

[Basel, 3. Juni 1872.]

Mein lieber Freund,

habe nur keine Besorgnisse meinetwegen: das Sichervorauszusehende findet mich gerüstet. Nie werde ich mich in eine Polemik einlassen. Es ist Schade, daß es gerade Wilamowitz ist. Du weißt vielleicht, daß er mich noch im vorigen Herbst freundlicher Weise besuchte. Ich dachte mir damals, der sollte nur in richtiger Umgebung und unter gutem Einflusse stehen, dann würde er, bei seiner Begabung, bei seinem reinen Eifer, auch vielleicht für den Bildungsgrad reif werden, den nun allerdings mein Buch voraussetzt, und den es jetzt bei ihm nicht antrifft.

Ich bitte Dich mir das Schriftchen recht schnell zuzuschicken: unsere Buchhändler sind zu langsam.

Auch Dich, mein lieber Freund, bedauere ich bei dieser unerwarteten Episode: warum mußte es nur gerade Wilamowitz sein? Alles Andre aber, was Du mir schreibst, ist ja außerordentlich schön und anmuthend. Dein Wartburgerlebniß kann Dir in der Erinnerung wirklich wie ein Eisenbahntraum erscheinen.

Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig ernsten Erinnerungen wird uns Niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend müssen wir nun durch's Leben

gehen und vor Allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen.

Wie glücklich war ich, Dich und Rohde dort zu haben! Das wird uns immer fester zusammenbinden.

Lebe wohl und ertrage!

Mein lieber Freund!

In Treue, aber eilig

Dein F. N.

Montag.

Nr. 39.

[Basel, 10. Juni 1872.]

Mein lieber Freund,

damit Du ganz über mich beruhigt bist und nicht etwa glaubst, daß ich in irgend welcher Erregung meinen Tag verbringe, schreibe ich Dir, daß ich das Pamphlet gelesen habe und sofort gänzlich beruhigt war. Da trifft mich ja kein Wörtchen! Alles ist, bis in's Kleinste hinein, Verdrehung, Unverstand und Bosheit. Freilich verdient das Bürschchen eine Züchtigung, und in welcher Form sie erfolgen wird, soll Dir der mitfolgende Rohdesche Brief sagen.

Mir thut es herzlich leid um den jungen bethörten Menschen, und ich empfinde wie Du ein wahres

Leidweſen, wenn ich an ſeinen guten Namen denke. Es hilft Nichts! Er muß öffentlich beſtraft werden: wir unter uns wollen aber nicht vergeſſen, daß das die Frucht der jetzigen Jugenderziehung und der jetzigen Philologie iſt: und wenn Wilamowitz [— —], ſo ſoll ihn das immer daran erinnern, wie ſchmählich er mißleitet, verführt, aufgereizt, wie ſchlecht er unterrichtet worden iſt. Ich denke, mein lieber Freund, daß ich nun eine Erfahrung mehr habe, eine typiſche Erfahrung; nun weiß ich auch, was ich bis jetzt nicht wußte, wie ich ſo Etwas ertragen kann. Gerüſteter und muthiger als je blicke ich in die Zukunft und die Entwürfe einer neuen Schrift (noch nicht der pädagogiſchen) wachſen in mir. Ruhe und Contemplation und einfache Zufriedenheit ſind wieder zurückgekehrt, ſobald ich die Schrift geleſen hatte.

Alſo betrübe Dich nicht und denke an unſre Bayreuther Gemeinſamkeiten! Wir Freunde haben Alles jetzt gemein.

In herzlicher Liebe

Dein F.

Nr. 40.

[Baſel, 24. Juni 1872.]

Dein Brief, mein lieber Freund, iſt immer noch eher in meine Hände gekommen, als die Nordd. Allgem. mit ihrer Sonntagsfreude. Ich danke Dir von

Herzen für die mir bewiesene warme Theilnahme und Liebe: die ganze Angelegenheit ist ja allmählich aus einer Schande eine Ehre geworden und Niemand dürfte zufriedener sein als der gute Fritzsch. Wenn nun noch Rohde als philologischer Würgeengel sich des „Wilamowitzschen Wisches“ gegen „Fritz Nietzschens Fritzsch-Witz“ annimmt (— zur Übung im Sprechen anempfohlen! —) so werden wir heil und gesund, ja mit Blumen und Bändern geschmückt, den Kampfplatz verlassen. Heute ist gerade:

„Johannistag, Johannistag!
Blumen und Bänder, so viel man mag!“

Mein lieber Freund, ich melde Dir hiermit feierlich, daß ich zur Aufführung des Tristan nach München kommen werde! Also sehen wir uns wieder, es ist herrlich! Nur daß ich gar nichts weiß, wann die Generalprobe, wann die erste Aufführung ist. Das musikalische Wochenblatt sagt, am 28. werde der Tristan aufgeführt. Ich will gleich an Bülow telegraphiren.

In Eile und Treue
immer der Deine
F. N.

Nr. 41.

[Basel, Ende Juni 1872.]

Schnell, schnell, mein lieber Freund! Reise sofort ab! Am Freitag Abend erste Aufführung des

Triſtan, am Sonntag zweite Aufführung. Wir müſſen das Werk zweimal hören!

Ich reiſe Donnerstag Morgen ab, ich bitte Dich komme! Sonntag Nacht muß ich wieder zurück fahren. Bülow telegraphirte ſehr erfreut über mein Kommen.

Dein getreuer, in ſchönſter Hoffnung ſchwebender

Freund F. N.

Ich will Hôtel Marienbad wohnen: ich bitte Dich auch dahin zu kommen. Barerſtraße 4 in der Nähe des Obelisks.

Nr. 42.

[Baſel, d. 20. Juli 1872.]

Mein lieber Freund,

da haſt Du mir wieder einmal ſchöne Dinge geſchrieben, in der That! Deine Rückreiſen werden immer bedeutungsvoller. An dieſes letzte Ergebniß anknüpfend berichte ich zuerſt, was ich heute aus Zeitungen erfahre, daß Bülow wahrſcheinlich Generalintendant in München wird — wohingegen Hr. von Perfall die Stelle eines Oberceremonienmeiſters erhalten ſoll: Nachrichten glücklichſter Natur, deren Commentar Du Dir ſelbſt geben wirſt — falls ſie nur wahr ſind. Wir müſſen alſo

unſern Jubel noch etwas zurückhalten. Wären ſie wahr — was von unſern Hoffnungen hienge nicht mit dieſen Ereigniſſen zuſammen!

Nun aber, lieber Freund! Vor Allem erinnere ich Dich an Deine ſchöne freiwillige und mir damals wahrhaft erſtaunliche Verheißung, daß Du im Auguſt wieder in München ſein würdeſt! Vernimm nun: daß auch ich nicht widerſtehen kann!

Wir müſſen wieder zuſammen die Feſtwoche Lohengrin, Holländer, Triſtan erleben und wollen diesmal, mit Weisheit uns auch den bildenden Künſten überlaſſen! Dies iſt mein Plan.

Die Univerſität München feiert ja ihr Jubiläum, ich werde wohl, als einer der Vertreter von Baſel, dabei erſcheinen. Ich bitte Dich recht von Herzen: komm! Für die gütige Beſorgung der beſchwerlichen Verſendung der Anzeigen herzlichen Dank, lieber Freund! Inzwiſchen reift Rohdes Gegenſchrift: ihr wahrſcheinlicher Titel, den ich aber geheim zu halten bitte, iſt

Die Afterphilologie des
Dr. U. v. W.-M.
Sendſchreiben eines Philologen
an Richard Wagner.

Es ſind zwei Bogen im Druck, bei Fritzſch.

Morgen will ich an Frl. von Meyſenbug in Schwalbach ſchreiben. Meine Zeit verſtreicht unter der Conception von ſchönen griechiſchen und zukunftsphilologiſchen Gedanken — das macht glücklich.

Empfiehl mich, ich bitte Dich, Deinen verehrten Angehörigen und verzeih, wenn ich heute kürzer bin.

Um so länger will ich in München sein — ich denke wirklich mit Entzücken an das dritte Mal, den Tristan zu schlürfen! Es ist der gesündeste Trank, den ich kenne — ich kam so glücklich-heiter in Basel an, wie ein Bräutigam.

Auf Wiedersehen, theurer, lieber Freund!

F. N.

Basel, c. 20. Juli, es kann aber auch später sein. Ich bin aber so „unhistorisch".

Nr. 43.

[Basel, 2. August 72.]

Mein lieber, armer Freund, wie geht es denn jetzt? Das ist ja eine ganz abscheuliche Geschichte: denke nur daran, was wir noch Alles hören müssen in unserm Leben (mehr als andre Menschen). Also ich bitte Dich herzlich, befleißige Dich Deiner Genesung — „ach eine recht dumme Bitte", wirst Du sagen.

Im Übrigen bin ich nicht in München. Ich will nicht leugnen, daß ich fast augenblicklich die Lust verlor, als ich von Dir die Schmerzenskunde vernahm. So ist's besser. Entweder zusammen — oder gar nicht.

Eben habe ich zum zweiten Male an Fräulein von Meysenbug geschrieben (Schwalbach, Hôtel Stadt Mainz). Sie kommt wahrscheinlich in nächster Zeit

nach der Schweiz und wir wollen in irgend einem schönen höheren Punkte uns begegnen. Es ist ein so liebevolles und ausgezeichnetes Wesen — wie heimisch waren wir doch bei ihr in München! Übrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen „Aus den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen. Höchst lehrreich und schrecklich!

Die Rohdesche Schrift ist fertig und, so viel ich weiß, bereits bei Fritzsch.

Ich selbst arbeite meine Bildungsvorträge um.

Die Proklamation habe ich noch nicht gemacht. Bis jetzt fehlen mir alle Gedanken dafür — Gott weiß, wo sie stecken. Aber ich kann mich nicht zwingen. Dazu war es grenzenlos heiß in Basel.

Von Fräulein Kestner (der Tochter Lotte's) habe ich Goethesche Briefe (originaliter) geschenkt bekommen.

Romundt läßt seine philosophische Schrift hier drucken. Wir bilden einen angenehmen Kreis, der treffliche Overbeck als dritter — Brockhaus übrigens geht im Herbst nach Kiel, verläßt unsern „Kopf“ also.

Ich esse jetzt, seit Anwesenheit meiner Schwester, mit ihr in den drei Königen.

Nun, mein lieber Freund, mag es Dir recht gut und immer besser gehen! Im Herbst komme ich nach Norddeutschland. Sehen wir uns? Ich denke doch? Zuletzt müßten wir wirklich noch Rundreisebillets im Interesse unsrer Freundschaft haben.

Verzage nicht: ich kenne auch das Quälende der Ohrleiden und weiß auch wie gefährlich sie sind. Ich

bin nicht eher ruhig bis ich von Deiner totalen Genesung höre.

Dein getreuer
Friedrich N.

Nr. 44.

Hôtel Bodenhaus [5. Oktober 1872.]
Splügen. Bitte schreibe aber nur nach Basel.

Mein lieber Freund,

ich bitte Dich mir zu verzeihen, daß ich so lange geschwiegen habe: das Sommerhalbjahr ist für mich erst seit vorigem Sonnabend zu Ende, bis dahin aber war ich gleichmäßig für Choephoren und vorplatonische Philosophen Tag für Tag in Thätigkeit, hatte aber außerdem noch den Besuch von Mutter und Schwester, so daß augenblicklich ich alle nur möglichen Briefschulden habe. Hierher, an die Postgrenze der Schweiz und Italiens, habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkst) sehr zufrieden, sehr glücklich! Wunderbare reiche Einsamkeit, mit den herrlichsten Straßen, auf denen ich stundenlang gehen kann, in meine Gedanken versunken, ohne in einen Abgrund zu fallen: so bald ich aber um mich sehe, ist etwas Neues und Großes zu sehen. Die Menschen kommen nur mit den Posten hier durch, ich esse mit ihnen zu Tische —

meine ganze Berührung mit ihnen! — sie sind wie die Platonischen Schatten vor meiner Höhle.

Wenn Du diesen Brief heraus conjicirst, so bist Du ein ordentlicher Philologe.

Wenn ich dann einmal weiter reise, so werde ich Brescia in's Auge fassen, um auch dort wieder auszuruhen, d. h. wahrhaft zu *reisen*, wahrhaft zur Erholung zu reisen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers studieren, des Moretto, und nur diese: so werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben.

Leider also werden wir uns in diesem Herbst nicht sehen; mein Plan für Norddeutschland war schon im Geiste fertig gedacht, und *Du* kamst recht ausdrücklich in diesem Plane vor — da verführte mich das herrlichste Wanderwetter zum Wandern.

Übrigens hatte ich mir vorgenommen, bei dieser norddeutschen Reise, auch ein — zwei Tage selbst Berlin zu berühren. Ich wollte nämlich das Atelier Deiner künstlerischen Freunde einmal mit Augen sehen. Besonders begierig bin ich, einmal Etwas von dem Goethedenkmal durch Dich zu hören. Ich las eine sehr feindselige Beurtheilung von einem Dr. Meyer (in dem Lützow'schen Kunstblatt), aber doch in einem Tone geschrieben, der der ungeheuchelte Ausdruck der Bewunderung ist, der Bewunderung einer *großen* Begabung. Da wurde eine Nebenfigur, ein bärtiger Mann, als Repräsentant der Tragödie auf's Höchste hervorgehoben — wäre es Dir nicht möglich, liebster Freund, meinem Wunsche nach Anschauung gerade *dieser* Figur irgendwie zu

Hülfe zu kommen, durch Zeichnung oder Photographie?

Nun habe ich Dir noch von ein paar herrlichen Tagen zu berichten, in denen Deiner so oft, auch mit Gläserklingen gedacht wurde. Ja, wir vermißten Dich unter uns — Frl. von Meysenbug, Olga Herzen und ihr Bräutigam Dr. Monod aus Paris. Welche ausgezeichnet gute und nicht genug zu schätzende Menschen! Auch Herr Monod, den Du noch nicht kennst, paßt außerordentlich gut in diesen Kreis, er ist Historiker, in Deutschland gebildet und, obschon echter Franzose, von dem edelsten Wunsche beseelt, nicht gegen das deutsche Wesen die Unparteilichkeit zu verlieren. Kennst Du von ihm die vielgelesene Schrift Français et Allemands, Schilderung seiner Kriegserlebnisse? Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Dir die 8 Artikel *über die Franzosen* in der Augsburger Allgemeinen nachzulesen, welche sie in den letzten zwei Monaten aus der Feder des *Professor Hillebrand* in Florenz hatte, höchst merkwürdige Artikel, die zu schreiben wenig Deutsche befähigt gewesen wären.

Endlich — weißt Du, daß es von der guten Fräulein von Meysenbug eine Selbstbiographie giebt? Sie überraschte mich damit — denn ich wußte Nichts davon — indem sie mir eines Tages ein in *Basel* erschienenes Buch Mémoires d'une Idéaliste schenkte. Sehr lehrreich und rührend! Lies es ja!

Meine französische Übersetzerin bei Genf arbeitet tüchtig: und Herr von Senger übersandte mir seitdem herzliche und tief empfundene Zeichen seiner

Neigung. Neulich erſchien in prachtvoller Ausſtattung der neue große Kiepertſche Atlas von Hellas von 1872, als Geſchenk. — Romundt hat eine Schrift drucken laſſen: ſobald ich nach Baſel zurückkomme, ſchicke ich Dir ein ſehr ſchönes Exemplar davon, mit der Bitte, es in meinem Namen Frau von Schleinitz zu überreichen.

Inzwiſchen, alter lieber Freund, denke an mich, wie ich immer in herzlicher Liebe mich Deiner erinnere. Lebewohl!

Dein Friedr. Nietzſche.

Nr. 45.

[Baſel, 18. Oktober 1872.]

Mein lieber guter Freund,

ſchön, ſehr ſchön! Herrliche Nachrichten das! Nun ſiehſt Du, Dein Lebensſchiff kommt ganz allmählich immer mehr in's allein gemäße, allerbeſte Fahrwaſſer: ein ganzes tüchtiges Leben haſt Du jetzt zu Deiner Bildung vor Dir, kein ſogenanntes „Amt“ verzehrt Deine guten Stunden und Deine Heiterkeit, ſondern im guten alten römiſchen Stile gehſt Du, ohne politiſche Begierden, auf's Land, um dort Dir ſelbſt, Deinen edlen Zielen und Deinen Freunden zu leben. Man hat ſchwer und ohne Ende zu thun, ehe man von ſich ſagen kann, was Aeſchylus vom Oreſt ſagt:

ἔξω κομίζων ὀλεθρίου πηλοῦ πόδα.

Denn „der verderbliche Schlamm“ der Gegen-

wart ist übermäßig groß und droht jeden zu ersticken.

Inzwischen nun ist die Hauptaufgabe, Dich für Deine italienische Reise gut vorzubereiten. Ich war ja jetzt eben etwas in Italien (einen Tag, nämlich in Bergamo), gestehe Dir aber, daß es ohne bequeme Handhabung der Sprache rein unausstehlich dort ist. Also vor Allem sprechen können und geschwind sprechen. Dann scheint es mir als ob man mit der Lektüre von Burckhardts Cicerone aufstehen und schlafen gehen müßte: es giebt wenig Bücher, die so die Phantasie stimuliren und der künstlerischen Conception vorarbeiten. Freilich hast Du die allerschönste und unmittelbarste Vorbereitung im Umgang mit Deinen trefflichen Bildhauer-Freunden. Sage ihnen doch von mir etwas Herzliches: was Du mir über sie schriebst, erfüllt mich mit der größten Begierde, einmal mehr von ihnen zu hören und zu sehen. Wie glücklich bist Du, sie um Dich zu haben! Mitten in dem entsetzlichen, ekelhaften Berlin! Du hättest es gewiß dort nicht so lange ausgehalten.

Die Rohdesche Gegenschrift ist immer noch nicht in meine Hände gelangt: die Romundtsche Erstlingsleistung verspricht Gutes, ob sie schon noch etwas sehr „Erstling" ist. Doch gefällt sie mir sehr durch den spezifisch philosophischen Zug, der recht unmodern und namentlich „unhistorisch" den Leser anweht. Ich bin bei Dem ruhig, zumal ich ihn jetzt in der Nähe habe. Du wirst an ihm einen reinen braven und ernstsinnigen Menschen haben, der sich

in unserem Kreise wohl und heimisch fühlt, ob er gleich unmusikalisch ist — immerhin, er ist nicht ohne alles „Dionysische", um mich meiner Schulsprache zu bedienen.

Lieber Freund, der Sommer im nächsten Jahre wird ja über alle Erwartung reich und fruchtbar für uns werden — Du bringst Deine frischen Italien-Eindrücke zu uns — zusammen bereiten wir uns durch das Studium des Nibelungenwerkes vor. Burckhardt, Romundt, Overbeck und ich — wir begrüßen Dich mit Jauchzen, wenn Du Deinen Fuß nach Basel setzen wirst. In Florenz triffst Du die guten Frauen noch, wenn Du nur vor Ostern dort eintriffst — lies nur die Memoiren! Du wirst Dich wundern.

Aus Bayreuth hat mir Frau W. zum Geburtstag geschrieben, sie war krank und hat zu Bett gelegen. Eine Halsentzündung überfiel sie, nach den Beschwerden des Umzugs in's zweite Provisorium. Anfang November beginnt die Rundreise an allen Theaterstationen. Haus und Stadt behagen wohl, man erwartet den Besuch Liszts. Der Schlund wird festgemauert, Conferenzen finden statt usw.

Frau Wagner hat in den Tagen der Genesung wieder mein Buch vorgenommen und schreibt, sie müsse „immer von Neuem über die Meisterschaft Ihrer Darstellung staunen; Besseres, geehrter Freund, werden Sie nie schreiben, ich halte eine größere Vollendung, als sie in diesem Buche herrscht, für unmöglich; aber anderes und gleich Gutes werden Sie uns geben, und auf anderen Gebieten." — Wie

wird Einem da zu Muthe! So übermüthig und beschämt zugleich! Vor allem aber fühle ich dann, daß ich, um mich selbst mit einer Produktion zu befriedigen, nach großen kühnen und sehr idealen Zielen zu ringen habe. Du hast von „Einfachheit und Größe" gesprochen: das ist ein Klang aus meiner Seele, dort liegen auch meine Ideale.

Wir wollen uns auch fürderhin freund und nahe bleiben, nicht wahr, mein alter guter Gersdorff?

Treulichst Dein F. N.

Nr. 46.

[Basel, 12. Dezember 1872.]

Herzlich geliebter Freund

das ist nun auch vorbei, und das gemischte Gefühl, das jeder Todesfall in uns erzeugen muß, ist hier besonders stark. Er hat es überstanden, dieses Dasein — wir müssen's eben noch überstehen und zu dem Schwersten, was wir zu überstehen haben, gehört gewiß die sicher eintretende immer größere Vereinsamung — Geschwister, Eltern, Freunde — alle gehen davon, allmählich wird alles Vergangenheit und wir uns selbst.

Nun lebst Du Deinen Eltern noch mehr als sonst; und wir alle, Deine Freunde, müssen wünschen und von Herzen dazu thun, daß auf Dir als auf einem kräftigen guten und schönen Fundamente die

Hoffnung Deines Geschlechtes ruhe. Du siehst gewiß jetzt muthiger in die Zukunft als vor ein paar Jahren und wirst es selbst genug empfinden, welches Heil für den Sterblichen in einem ernsten, bewußten und alle Tiefen unsrer Natur erregenden Streben liegt. Allmählich läuft alles Rechte und Tüchtige, dessen wir fähig sind, auf einer Bahn, nach einem Ziele; wir erstarken in dieser Empfindung und werden von den heftigen Schlägen des Schicksals nicht mehr zertrümmert.

Ich bin glücklich Dich bald wieder zu sehen und mich Deiner Tapferkeit erfreuen zu können. Es ist ja eine ernste Bildungsreise, die Du unternimmst, und wenn Du, vor ihrem Beginne, noch einmal das schreckliche Bild der Natur, mit Sarg und Begräbniß gesehen hast, so wirst Du Dir immer bewußt bleiben, auf welchem Schrecken auch das schönste Dasein und die befreiendste Kunst ruht, aber ebenso, wie wir das Himmelreich, sei es nun das der Religion oder der Kunst oder des reinen Erkennens, immer brauchen, um das Erdenreich oder die Erdenluft ertragen zu können. —

Für mehrere Briefe habe ich Dir zu danken, lieber Freund, und wenn ich so schwer zum Antworten kam, so hieng es diesmal an einer kleinen Erwartung: ich wollte Dir gerne meine Photographie mitschicken und es dauerte längere Zeit, ehe ich mich zum Photographirtwerden entschließen konnte und ehe der Photograph fertig wurde. Hier bekommst Du das erste Bild, das er mir sendet. Die Nacht bevor es aufgenommen wurde, wurde ich durch ein

großes Feuer erschreckt, auch habe ich ein paar Stunden durch Wassertragen usw. mit geholfen, kurz, es wird wohl an der Photographie etwas zu merken sein, daß ich die Nacht vorher nicht geschlafen hatte. Sie hat etwas Wildes und Bojarenhaftes.

Fräulein von Meysenbug (Florenz via Alfieri 16) schreibt mir, daß es ihr eine sehr große Freude sein würde, Dich wiederzusehen. Sie hat mir ihr Bild geschickt und erzählt von dem Eindrucke, den meine Vorträge über Bildungsanstalten auf sie und die anderen Zuhörer machen. Es ist jetzt gerade ein sehr günstiger Augenblick, daß diese nach Florenz gelangt sind, da man dort mit der Reform des Erziehungswesens und der Lehranstalten fast ausschließlich beschäftigt ist.

Was macht denn der arme Wilamowitz? Ich weiß nicht, woher ich hörte daß er auch nach Italien reise; wobei nur zu wünschen wäre, daß Ihr nicht zusammentrefft.

Ein paar beglückte reine Tage habe ich mit Wagners in Straßburg zusammen verlebt und mich der unbedingten Zugehörigkeit zu diesen Beiden auf das Schönste versichert. Sie freuten sich recht über meine Gesundheit und über mein „Resolut"-sein, im Goethe-Mazzinischen Sinne. Dessen bedarf es aber auch, denn ich erlebe mancherlei, was man nur sehr gepanzert erträgt.

Ich habe jenen Spruch auf das Bild geschrieben und meine, es sollte auch für Deine Italienreise ein schönes Motto abgeben.

Weihnachten werde ich mit den Meinigen in

Naumburg zusammen sein, aber mit den ersten Tagen des Januar bin ich wieder in Basel und erwarte Dich.

Ich drücke Dir, Du lieber Freund, die Hand und wünsche Dir stillen und ertragenden Muth in so schweren Zeiten.

Von Herzen der Deinige
Friedrich Nietzsche.

Basel, Donnerstag 12. Dez. 1872.

Nr. 47.

[Naumburg, d. 23. Dezember 1872.]

Auf dem Couvert: Anbei ein Buch in Papier mit gleicher Adresse.

Mein theurer Freund,

heute begrüße ich Dich zu Deinem Geburtstage und wiederhole Dir alle jene herzlichen und besonders lebhaften Wünsche, die heute und in den letzten Zeiten alle die Dir Zugehörigen, seien sie verwandt oder befreundet, Dir ausgesprochen haben. Wir wollen alle von Herzen Dein Bestes, wie wir uns freuen, Deinem Lebenslauf in aufsteigender Linie mit theilnehmenden Blicken und zu unserer steten Genugthuung folgen zu können. Wenn ich mich erinnere, wie näher und immer näher sich die Lebenspfade und Lebensziele von uns Beiden verschlungen haben

— oder um genauer zu reden, wie sie sich immer mehr genähert haben, und endlich in Eins zusammengeflossen sind, wie zwei Bäche, die in einem Strom und zu einem Meer hin zusammen zu fließen den kaum bewußten Willen haben — wenn ich mir das vorhalte, Pforte Universitätszeit Leipzig Kriegsjahre Tribschen, so weiß ich daß das letzte Jahr auf diesen Freundschaftsbund Siegel auf Siegel gedrückt hat und daß von nun an unsre Zueinandergehörigkeit als wohl verbrieft und versiegelt unsern Lebensrest durchdauern wird.

Also lieber alter Freund, freuen wir uns heute auch unsrer Freundschaft; ich wünsche mir heute das Beste, wenn ich es Dir wünsche.

Das Buch, das ich Dir hiermit überreiche, ist das mir von Romundt gewidmete und überhaupt somit das Erste, das mir gewidmet ist — also ein Freundschafts-Denkmal! Weshalb ich wünsche, daß es auch in Deiner Bibliothek sei.

Nun zum Schlusse eine Anfrage in Betreff Deiner Reise. Ich schreibe also von Naumburg aus, wo ich gestern Abend eingetroffen bin; meine Absicht ist, spätestens Sonnabend Abend nach Neujahr von hier zurückzureisen, so daß ich Sonntag Abend in Basel bin. Wäre es nun nicht möglich, daß wir einen Theil zusammenreisten, etwa gar mit einer kleinen Variation über Bayreuth? Ich frage an bei Dir und bitte um Vorschläge.

Meine Angehörigen tragen mir herzliche Grüße auf: auch bitte ich Dich, mich Deinen verehrtesten Eltern von Neuem wieder anzuempfehlen.

Jetzt schreibe ich noch an Frau Wagner: dieselbe bekommt von mir ein Manuskript mit folgendem Titel und Inhalt:

Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen
und nicht zu schreibenden Büchern.

1. Über das Pathos der Wahrheit.
2. Der griechische Staat.
3. Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten.
(Die ganz neue Vorrede kennst Du auch noch nicht.)
4. Der Wettkampf.
5. Über das Verhältniß der Schopenhauerischen Philosophie zu der deutschen Cultur.

Diese fünf Vorreden, die Dir alle noch fremd sind (wie auch Wagners), wirst Du möglicherweise in Bayreuth lesen.

Leb wohl lieber Freund und
behalte mich lieb.
Treulichst
Dein F. N.

Naumburg, 23. Dez. 72.

Nr. 48.

[Gersau, Februar 1873.]

Mein lieber Freund, in Basel trommelt man während der drei Fastnachtstage so entsetzlich, daß ich mich hierher nach Gersau, am Vierwaldstätter

See, auf diese Zeit geflüchtet habe: als wo ich in Nebel und Regen, ohne die Möglichkeit spazieren zu gehen, mäßig mißvergnügt, aber doch wenigstens in Ruhe sitze. Hier endlich will ich Dir meinen längst geschuldeten Brief schreiben und hoffe, daß die Florentiner Freundin ihn Dir „übermittelt" (wie Tischendorf in Leipzig immer zu sagen pflegte). Ich will gleich mit der Hauptsache beginnen: neulich Abend habe ich ein Fest gefeiert, eigentlich nur zu Deinen und Deiner Freunde Ehren: es müssen Dir, bei dem wiederholten Gläserklingen und dem fortwährenden Herbeiwünschen, die Ohren kräftiglich geklungen haben. Ich setze voraus, daß Du das Resultat des Tegethoff-Preisausschreibens weißt und daß Du wie ich, in einen wahren Entzückens-Taumel gerathen bist: also Rau hat den zweiten Preis (mit 2000 Gulden) und Otto den dritten (mit 1000 Gulden), den ersten hat der Baseler Bildhauer Schlöth in Rom, doch ist unter Kunstkennern kein Zweifel, daß Rau den ersten und zwar bei weitem den ersten verdient hat und daß nur durch einen herbeigezogenen Laien die letzte Entscheidung so absurd ausfiel. Ich las und las immer wieder über die Entwürfe „Lissa" und „fortes fortuna juvat" und vor allem über den ersteren, alle Zeugnisse waren voller Enthusiasmus: das sei nicht von Michel Angelo entlehntes Räuspern, sondern eine gewaltige Urkraft, die sich hier in die Erscheinung dränge usw. Kurz ich vermuthete Rau und war außer mir vor Vergnügen, als ich endlich die Entscheidung hörte. Den Ottoschen Entwurf hat übrigens die Wiener Kunst-

kritik für ein Werk von Begas gehalten und sich also in einer für Otto höchst schmeichelhaften Weise geirrt. Die Namen der Sieger gehen durch alle Zeitungen, es waren 22 Entwürfe eingesandt. Ich will an Rau schreiben, weiß aber kein Mittel ihn zu erreichen als etwa durch einen per adr. von Begas bezeichneten Brief. Ich habe mich seit lange über nichts mehr gefreut und habe, an diesem wichtigen Grenzpunkte im Schicksale Deines Rau, wirklich das ganze Herz voll von Segenswünschen — daß er ja auf der guten großen Bahn bleibt. —

Übrigens finde ich, daß Du selbst mit Deinem Geschmack an beiden Künstlern glänzend legitimirt dastehst. Ich gratulire, mein lieber Freund und wünsche Dir nochmals für Deine italienischen Erfahrungen den gleichen auslesenden deutschen Geschmack und Ernst, den Du dort erwiesen hast. Denke Dir, daß ich, seit Deiner Abreise lange Zeit unwohl war, zu Bett liegen mußte und bis heut zu Tage mich nicht völlig erholt habe. Ein langwieriger Grippenzustand mit unerschöpflichem Schnupfen. Inzwischen ist das Preisausschreiben des Allgem. Deutschen Musikvereins publicirt worden: ich habe durchgesetzt, was ich wollte, nämlich bedeutende Erhöhung des Preises (auf 300 Thaler statt 100 oder 50, wie ursprünglich beabsichtigt war) und Zahlung desselben als Patronatsschein. Die Preisrichter sind außer mir Prof. Heyne in Basel und Prof. Simrock in Bonn. — Von dem Meister und Frau W. habe ich herrliche Briefe, es kam zu Tage was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nicht-

kommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist — Das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte, denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von Neuem und kann gar nicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt. Um so glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. Kennst Du die wundervolle Schrift Wagners, die jetzt eben zum ersten Male gedruckt ist „über Staat und Religion", vom Jahre 1864, zuerst als privatestes Mémoire an den bayrischen König verfaßt? Sie gehört zu dem Tiefsten aller seiner litterarischen Produkte und ist im edelsten Sinne „erbaulich". — Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich's noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen für mich nothwendigen beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte

diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden als ich es schon bin. — Bitte, liebster Freund, Deine offene Ansicht! — Meine Schrift wächst und gestaltet sich zu einem Seitenstück zur „Geburt". Der Titel wird vielleicht „der Philosoph als Arzt der Cultur". Ich will eigentlich Wagner zu seinem nächsten Geburtstag damit überraschen. —

Zur Vermählungsfeier von Fräulein Olga habe ich eine eigne vierhändige Musik nach Florenz geschickt, mit dem Titel „Une Monodie à deux": der als Prognostikon einer guten Ehe aufgefaßt werden möge. Der Spieler rechts ist Madame Monod, der Spieler links Monsieur Monod.

Und nun herzlich geliebter Freund und „im Irrgarten der Liebe taumelnder Cavalier" (so nennt Dich Wagner), habe herzlichen Dank für Deinen reichen und glücklichen Brief und denke gern

Deines Fr. Nietzsche.

Nr. 49.

[Basel, 5. April 1873.]

Theuerster Freund,

die Telegraphen haben zu thun und fliegen bald nach Heidelberg bald Nürnberg bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort,

treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor 8 Tagen dachte Keiner von uns an so etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbander auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt Erinnerung wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß alles wieder so schön zu Stande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gut macht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch, der mir wieder die Augen rein machte und die dummen „fliegenden Mücken" verscheuchte, an denen ich zuweilen laborire. Überhaupt, mein Freund, es giebt so Vieles in Deinen Briefen, dessentwegen ich immer das Glück preise, einen solchen Freund zu haben; und ich genieße schon eine eigne Freude, die kräftig geschwungenen und freien Züge Deiner Handschrift zu sehen, denn sie verrathen mir schon alles, wie es jetzt mit Dir steht. Daß Du übrigens meine Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten abgeschrieben hast, das ist eine ganz eigne Geschichte nach

eigner Melodie zu singen und nie zu vergessen. Ich habe mir dabei meine Gedanken gemacht und mache sie mir noch, so oft mir diese Geschichte einfällt. Sie fällt mir oft genug ein. Zuletzt mache ich noch einmal den sechsten Vortrag, nur damit Du etwas Fertiges von mir in den Händen hast.

Nach Bayreuth bringe ich ein Manuskript „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt, ich werde immer strenger gegen mich, und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die vierte desselben Themas) zu wagen. Auch war ich genöthigt die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre usw. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures.

— Sehr hübsch ist Deine Begegnung mit Wilamowitz und Deine Rettung, die wohl ein Dankopfer werth war. Weißt Du, daß der Schäker ein zweites Heft unter gleichem Namen hat drucken lassen, mit Schimpfereien und Sophistereien und einer Widerlegung nicht werth. Besonders gegen Rohde gerichtet wendet sich zum Schluß die Schrift in's allgemeine, weg von den zwei „verrotteten Gehirnen", die Worte Davids Strauß gegen Schopenhauer werden wörtlich auf mich angewendet, und so kommt ein Bild von mir heraus als ob ich Herostrat, Tempelschänder usw. sei. Das Schriftstück

ist von Rom aus datirt. Neulich wurde ich in einem Blatte als der „in das Musikalische übersetzte Darwinismus und Materialismus“ bezeichnet, das Ureine wurde mit „Darwins Urzelle“ verglichen; ich lehre den „Developpismus des Urschleims“! Ich finde, daß die geehrten Gegner verrückt zu werden anfangen. Irgend ein Bonus Meyer läßt neulich über Wagners Bayreuther Werk seine Meinung laut werden, daß selbst die „brutale Bauwuth der Römer“ so etwas nicht gewagt habe. Der Haß scheint in hellen Flammen zu sein.

Das habe ich Dir erzählt, daß ich zu Fräulein Olga Herzens Verheirathung eine Musik gemacht habe. Sie und ihr Monod haben mir darauf geschrieben, letzterer aber sehr als Franzose und politischer Mensch, was mir bei einer so privaten Sache nicht am Platze schien. Muß man denn sofort gleich von les tristes évènements des dernières années reden? Mir wird sofort übel dabei. Ich bedaure die arme Florentinische Freundin sehr und weiß gar nicht zu helfen. Sie hatte mich eingeladen, Ostern zu ihr zu kommen, mir fehlt es aber an zusammenhängenden Ferien. Ich habe nur 8 Tage und nach einer Examenunterbrechung, die mich hier zu sein zwingt, noch einmal 8—12 Tage: nichts mehr! Da kann ich nicht nach Florenz.

Unter mir, ich meine im ersten Stock des Hauses, arbeitet Professor Overbeck, unser werthgeschätzter Freund und Gesinnungsgenosse, an einer Brandschrift „die Christlichkeit unsrer heutigen Theologie“. Unser Haus wird einmal berüchtigt werden.

Romundt hat sehr viel Glück als Akademiker: die Studenten haben ihm mehrfach die größte Theilnahme verrathen. Er ist in dem rechten Fahrwasser und es kommt mir so vor, als ob wir Alle es wären. Allein mein armer Rohde wandelt einsam dort oben herum. Da muß noch geholfen werden.

In diesen Tagen ist der junge Professor Vischer-Heusler in Rom eingetroffen: ich habe ihm Deine Adresse gegeben.

Deinem Herrn Vater sage meine Empfehlungen. Wann kommt denn Rau nach Rom? Und was für eine Adresse hat er? (nämlich bisher in Berlin). Nun nochmals, geliebter Freund, herzlichen Dank für Deine zwei Briefe, ich wollte ich wäre bei Dir. Übermorgen aber tauschen wir die Rollen; dann sitze ich bei Wagners und meine, Du säßest gerne dabei.

Getreulich

Dein Fried. Nietzsche.

Nr. 50.

[Basel, 27. September 1873.]

Nun, mein geliebter Freund! Heute giebt es endlich bei mir Ferien, das neunte akademisch-pädagogische Semester ist abgethan! Schnell also mag ein Gruß von mir hin zu Dir eilen, um Dir noch einmal zu sagen, was Du weißt — daß dieses neunte Semester Dein Werk ist. Was wäre da alles zu

sagen, wenn es unter uns darauf ankäme, durch Worte zu danken! Genug, ich habe viel verloren, als ich mit dem zu Ende eilenden Semester auch Dich verlor, und hier und da beschleicht mich das Gefühl der Einsamkeit, das ich aber kräftig unterdrücke, um mir recht klar zu machen, was mir an den übrig gebliebenen Freunden eigentlich übrig geblieben ist. Nur daß auch diese, wenn ich mit ihnen zusammen bin, über Deinen Verlust klagen: so daß uns, um das allgemeine Beraubtsein zu ertragen, die Klage endlich immer in Dein Loblied umschlägt. Dann preisen wir uns, Dich als Freund zu haben und erleichtern es uns, daß wir Dich recht entbehren.

Das zwölftel Last, das jeder von uns mehr zu tragen hat, ist viel zu gering taxirt; und — da es auch einiges Erfreuliche inzwischen gab — so fehlte uns bei der Freude ein ganzer voller Mensch, nämlich Du.

Von R. W. traf ein herrlich-heiterer Brief ein, in Betreff der Straußiade schrieb er „ich habe wieder darin gelesen und schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will!"

Daran wollen wir uns doch genügen lassen, nicht wahr, lieber Freund?

Übrigens ist der Zeitungs-Spuk groß und fast unerträglich gewesen! Alle Baseler Zeitungen haben Artikel, zum Theil verschiedenartige, gebracht, darunter auch einen begeisterten: in summa 5 Artikel. Dann Karl Hillebrand in der Augsburgerin — höchst

merkwürdig, doch so, daß für mich fundamentale Differenzen übrig geblieben sind, und ich im Ganzen Frau W. zustimme, wenn sie sagt „K. H. kennt die Franzosen besser als irgend ein Franzose, aber er kennt die Deutschen nicht mehr."

Die Gesundheit ist wandelbar gewesen, doch hoffe ich alles von der nächsten, ruhig-produktiven Ferienzeit. Denn nur wenn ich etwas hervorbringe, bin ich wirklich gesund und fühle mich wohl. Alles Übrige ist schlechte Zwischenaktsmusik.

Fuchs hat die angemeldeten Compositionen geschickt — sie sind recht schön. Baumgartner brachte zwei herrlich gebundene (Juchten-Gold) Exemplare meiner Schriften, in die ich mich einschreiben mußte. Leutsch hat hier seinen Besuch angemeldet — er soll einige Wahrheiten zu hören bekommen. Ritschl schweigt, Fritzsch schweigt — doch schreibe ich vielleicht noch heute.

Ein Brief von Frl. von Meysenbug traf kurz nach Deiner Abreise ein, ich lege ihn bei.

Heute ist alles blauer Himmel, und ich vermuthe, daß Du sehr glücklich sein wirst.

Lebe wohl, mein lieber getreuer Freund,
mehr darf ich nicht schreiben.

Dein
Friedrich Nietzsche.

Basel Samstag.

Herzliche Grüße und Wünsche von Overbeck, Romundt, meiner Schwester und Vischers.

Nr. 51.

[Basel, 18. Oktober 1873.]

Der beifolgende Brief L. Rau's will gleich befördert sein, deshalb nur sechs Worte. Herzlichen Dank für Deinen Geburtstagsbrief: am Tage selbst gieng mir's schlecht genug, wie überhaupt seit Deiner Abreise; aber ich schlage mich durch, besonders jetzt, wo es wieder einmal noth thut, gesund zu sein. Man verlangt von mir einen „Aufruf an die deutsche Nation", zu Gunsten Bayreuths; „wird besorgt", wie Tausig sagte. — Von Fritzsch, trotz wiederholtem Brief und Rohdes Besuch keine Nachricht: dagegen bin ich hinter eine ganz und gar unheimliche Machination gekommen, die meine schleunige persönliche Intervention in Leipzig verlangt. Ich will brieflich nichts Genaueres sagen, weil ich mich fürchte, darüber dem Papier etwas anzuvertrauen. Genug daß eine ganz unvermuthete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenminen zu Stande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer „wir leben Samarow". Gespenst R. N. natürlich betheiligt. — —

Mitten in aller Noth und Aktion ist ein Stück der neuen Unzeitgemäßheit (2 Capitel) geschrieben, das Ganze entworfen.

Die Straußiade hat in Basel in summa 9 Zeitungsartikel erlebt. Zuletzt hat mich sogar der Volksfreund feurig in Schutz genommen. —

Lebewohl, treuer glücklicher Freund, Alle grüßen von Herzen! Verzeih die unausstehliche Krakelei.

6 Preisarbeiten angelangt und wie ich glaube, verurtheilt.

Lebwohl! Alle guten Geister mit Dir und uns.

F. N.

18. Okt. 1873.

Nr. 52.

[Basel, 27. Oktober 1873.]

Mein lieber Freund, sofort schreibe ich wieder, weil ich aus Deinem Schreiben ersehe, daß ein Brief von mir nicht an Dich gelangt ist; nun wäre daran nichts gelegen, wenn nicht gerade in diesem Briefe als Einlage ein Brief von Rau gelegen hätte, den Rau selber als sehr wichtig bezeichnet und um dessen Bestellung er mich bat, weil er Deine Adresse nicht hatte. Wende Dich also an die Post in Bologna: dort muß sich unter poste restante mein Brief sammt der Einlage vorfinden.

Du hattest mir früher geschrieben, daß Du 10 Tage in Bologna bleiben würdest: auf diese Notiz hin konnte ich es verantworten, wenn ich dorthin adressirte. Hoffentlich giebt es kein Malheur.

Mittwoch reise ich nach Bayreuth ab: wirst Du Dich wundern zu erfahren, daß die nöthige Anzahl von Vertretern des Patronats nicht zusammen gekommen ist: so daß die Vereinigung am 31. des Monats viel mehr einen privaten als einen offiziellen Charakter haben wird. Man hat von mir einen „Aufruf an die Deutschen“ verlangt: ich habe ihn an einem Vormittage (nämlich vorigen Mittwoch) gemacht, und bereits am Sonnabend Abend bekam ich ihn fertig aus der Druckerei. Ich sende ein Exemplar an Dich mit der Bitte einer Beurtheilung: natürlich hat er jetzt noch nicht die ihm erst in Bayreuth zu ertheilende Gültigkeit: weshalb ich bitte, Dein Exemplar vorläufig geheim zu halten. Ich denke an eine Art der Unterzeichnung, wie wir sie damals in München ausgedacht haben: so daß die einzelnen Stände und Gesellschaftsklassen vertreten sind. Bist Du eventuell bereit, Deinen Namen mit darunter zu setzen? Du wirst an Rohde und Overbeck Kameraden haben.

Große Befürchtungen, die ich in meinem Bologna-Briefe an Dich andeutete, sind fast ganz gehoben: denn Fritzsch hat endlich geschrieben, und sehr artig und warm. Er bittet um das Manuskript der Nr. 2 der U. B., und versichert, daß er noch in diesem Jahre zu einer 2ten Auflage der Nr. 1 schreiten müsse, wenn der Verkauf in der Weise der letzten Woche fortgehe. Honorar-Bedingungen acceptirt. Für die neue Auflage der „Geburt“ ist der Januar fixirt. Gespenst N. ist bei den Russen.

Die grünen Hefte der „Grenzboten“ haben neu-

lich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Cultur". Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei, Behörden, Collegen, ausdrückliche Erklärung, daß ich an jeder deutschen Universität in Verschiß gethan würde, Erwartung, daß man das Gleiche in Basel thut. Mittheilung, daß ich durch ein Kunststück Ritschls und die Dummheit der Baseler aus einem Studiosus zum ordentl. Professor geworden sei usw. Schmähungen auf Basel als „Winkeluniversität", ich selbst werde als Feind des deutschen Reiches denunzirt, den Internationalen zugesellt usw. Kurz ein wohlzuempfehlendes heiteres Documentum. Schade, daß ich Dir's nicht zusenden kann. Selbst Fritzsch bekommt einen Tritt: es wird schmählich befunden, daß ein deutscher Verleger mich genommen habe. Also, liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, „Eingang bei dem Publikum gefunden".

Neun Basler Zeitungsblätter haben nun über mich gesprochen, in allen Tonarten und in summa höchst ernsthaft im Vergleich zu dem Grenzboten-Wütherich und Farceur.

Mit Rohde habe ich gute Vorsätze umgetauscht: für nächsten Herbst ist eine Zusammenkunft aller Freunde verabredet: wobei wir natürlich auf Dich wie auf uns selber rechnen. Da soll schon etwas heraus kommen. Versammlungsgegend ist vorläufig der Genfer See. Indessen darüber wollen wir später berathen.

Das Rüsselgespenst ist wieder da, aber nicht

im „Kopf“! Alle Freunde grüßen von ganzem Herzen.

Der ich bin und verharre als Euer
Liebden Getreuer

F. N.

Basel Montag.

Nr. 53.

[Basel, 7. November 1873.]

Diktirter Brief,
von Dr. Romundt geschrieben.

Liebster Freund,

Erkenne die Schriftzüge des Goï. — Also ich war von Mittwoch Abend bis Montag Morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammengekommen, lauter Delegirte der Vereine und ich, der einzige Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsencourier Davidson, das würdige Paar Batz und Voltz, dann Baligand und, um gleich die Besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg. Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? — Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her Dir wohlbekannte Sauwetter,

so daß wieder einmal bei dem Besuche unsrer Bundeshütte der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen mußte. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung im Dreck, Nebel und Dunkelheit war die Hauptsitzung im Rathhaussaal, in der mein Mahnruf von Seiten der Delegirten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestirte gegen eine Umarbeitung und empfahl Prof. Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabrikats. Dagegen wurde Heckels vortrefflicher Vorschlag, bei sämmtlichen deutschen Buchhändlern Sammelstätten zu errichten, approbirt. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Akt, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesammtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojekte und dergleichen, die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloß ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der Sonne, an dem auch Frau Wagner und Frl. von Meysenbug als die einzigen Frauen theilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen beiden und bekam deshalb nach einer italienischen Oper den Namen Sargino, der Zögling der Liebe. Batz hielt eine Tischrede auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicher Weise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlußsitzung bei Feustel, in der der Entwurf Sterns acceptirt wurde. Du wirst ihn lesen, denn er wird eine große Publicität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagners sehr gut geheißen,

wird von ſtattlichen Namen unterzeichnet noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen, optimiſtiſch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden ſollte. Nachmittags ſahen wir uns bei ſchönſter Abendſonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürſtenloge. Der Bau ſieht viel ſchöner und proportionirter aus als wir etwa nach den Plänen vermuthen. Es iſt nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbſttage zu ſehen. Nun haben wir ein Haus und das iſt jetzt unſer Wahrzeichen.

Dein Brief traf zur rechten Zeit bei Wagners ein. Hier fangen wir das Winterſemeſter an; ich leſe mein Colleg über Plato und wälze das andere, zu dem ſich auch Theilnehmer gefunden haben, zu Gunſten meiner Augen ab. Overbeck iſt nun auch vom Proteſtantenverein in die große Fehme gethan durch die Hand ſeines Spritzenmeiſters Daniel Schenkel, und Alfred Dove hat ſeine Theologie umdüſtert bis zur Selbſterwürgung genannt, worin wir den Vorſpuk der Puſchmannerei ſehen.

Wir alle werden uns von Herzen freuen, Dich wieder unter uns zu ſehen. Die Abende ſind ſo traulich lang und der „Kopf" wieder gereinigt.

Lebe wohl alter lieber Freund,
und herzlichen Dank für Deine guten Briefe.
Sorge Dich nur nicht!

Dein Fr. N.

Herzliche Grüße ſenden Overbeck und der Fabrikant dieſes Lapidarſtils.

Nr. 54.

[Naumburg, 26. Dezember 1873.]

Herzlich geliebter Freund,

ich war krank, lag zu Bett — hier in der Heimat; die alte Litanei! So komme ich denn zu spät für Deinen Geburtstag, ebenso für den der Frau Wagner. Nun, Ihr werdet mir Beide nicht so böse sein, wenn Ihr die Ursache meines Säumens kennt.

Deinen Brief aus Bayreuth habe ich noch nicht gelesen: er ist nach Basel von hier abgeschickt worden; ich hoffe von Herzen, daß gute Nachrichten darin stehen. Rohde hat gestern an mich geschrieben, Overbeck vorgestern. Fritzsch druckt also bereits an der Unzeitgemäßheit 2, wenn ich recht berichtet bin; ich habe einen Contrakt aufgesetzt, nach dem der Druck bis Ende Januar beschlossen sein muß, während ich versprochen habe, bis zum 7ten Januar mein Manuskript fertig abgeliefert zu haben. Fritzsch besitzt Vorrede Cap. I II III IV V VI VII; heute habe ich hier das Capitel X angefangen.

Dies meine Thätigkeit: nun gleich eine herrliche Neuigkeit! Schaffe Dir doch gleich aus Görlitz an „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers", Berlin Verlag von Robert Oppenheim 1874. Du wirst eine unbändige Freude haben, ich überlasse Dir zu errathen, wer der Autor ist. Es giebt immer wieder neue Hoffnungen, und unsre „Gesellschaft der Hoffenden" wächst heran.

Heute Nachmittag spazierte ich mit Wilhelm P. und seiner Braut und empfand die ganze gutmüthige Ironie, die dieser doppelschlächtige Zustand auf unser Einen (der an der „Idee" hängt) machen muß: ohne daß wir etwa diesem Zustand dauernd entgehen könnten.

Man hat mir hübsche Geschenke gemacht, z. B. einen vergüldeten Korb als Mappe für große Photographien, wie die Deinigen sind, schöne Holzschnitzerei mit Blumen von meiner Schwester, als Lokal und Ansammlungsstätte für Briefe; auch die Prinzeß Therese von Altenburg hat mich mit üppigen Juchtensachen bedacht. Dann noch einige große Raffaels.

Mein guter Freund, ich denke mit herzlicher Empfindung, ja Rührung an alles das, was ich Dir in diesem Jahre verdanke, wie viel Trost Hülfe und That, und werde am Sylvestertage Dich mit einem besonderen Glase feiern. Nicht wahr, wir gehören zusammen und bleiben uns treu, mögen nun hunderte von Meilensteinen oder auch Weiber dazwischen treten. Es wird Dir wohl manchmal etwas einsam sein und Du wirst unsrer Theeabende in Basel gedenken; dann berühren sich gewiß unsre entgegenkommenden Wünsche und Hoffnungen, die Hoffnungen auf das nächste Jahr, 1874! Möge es tapfer überstanden werden.

„Freunden zum Trost,
„Feinden jedoch
„Zu ewigem Neide!"

Dein Getreuer

F. N.

Deinen verehrten Eltern meine Empfehlungen, ebenfalls an Dich die herzlichen Grüße der Meinigen.

Nr. 55.

[Basel, 18. Januar 1874.]

Nun, alter lieber Freund, es geht im neuen Jahre recht ordentlich mit mir und Du kannst ohne alle Sorge an mich denken. Ich habe meine Lebensweise verändert und gehe nicht mehr in den „Kopf", frühstücke vielmehr ½ 12 Uhr mit Suppe und esse eigentlich nur ausnahmsweise zu Mittag. Jedenfalls bekommt diese vereinfachte Eßeinrichtung meinem Magen. Sodann habe ich bis Ostern vor, nichts Neues zu schreiben und dadurch mein Nervenunwesen auszuheilen. Also die Philosophen liegen wieder brach; aber Ostern geht die Thätigkeit wieder los und zwar ist es mein Wunsch, einen Schlag gegen den Einjährigen-Freiwilligen zu führen. Ich glaube, das ist das Schlimmste, was man den Bildungsphilistern augenblicklich anthun kann. Dazu befaßt sich der Reichstag mit den Militärgesetzen; meine Vorschläge haben eine gewisse Art von politischer Möglichkeit und es wäre ganz gut, den Leuten zu demonstriren, daß wir nicht ewig in der Höhe und Ferne, unter Wolken und Sternen leben. Aber nun heran mit militärischer Litteratur, vornehmlich Geschichte des Heerwesens. Kannst Du mir irgendwie dabei helfen, getreuer Helfer und Freund?

Der Druck der Nr. 2 rückt von der Stelle. Zwei Bogen sind corrigirt und abgeschickt, heute oder morgen trifft der dritte ein, so daß bis Ende Januar ungefähr alles in Ordnung sein kann. Das letzte Capitel habe ich natürlich in Naumburg geschrieben und am Neujahrstag, zu dessen Inauguration, fertig gemacht. Mit wahrer Rührung empfing ich Deine Abschrift und die sie begleitenden Zeilen und pries mich glücklich Dich als Freund zu haben. Denke nur ja daran, wie wir es im Herbst zu einer Zusammenkunft bringen können; und damit Du siehst, daß auch andre Leute diese Zusammenkunft wünschen, sende ich Dir etwas von Candrian. Rohde will auch kommen; man hat ihn übrigens in Kiel wieder einmal mit einer ordentlichen Professur übergangen, es ist ein Skandal! Gegen Romundt hat sich denn auch hier die Furcht vor Schopenhauer geltend gemacht und es ist ganz unmöglich, daß er jetzt (ja wie ich glaube, daß er jemals) hier die ordentliche Professur für Philosophie erhält. Wir wollen froh sein, wenn man ihn mit einer außerordentlichen Professur, und vielleicht etwas Geld abfindet.

Mit Ritschls hatte ich in Leipzig einen Wortkampf, der nichts Peinliches, aber etwas Schmerzliches und Hoffnungsloses hatte. Bei Fritzsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hatte unsre Phantasie verdorben. Es wird doch noch eine Preisarbeit, nach gelungener Umarbeitung, gekrönt, die des Professor Dr. Koch. Die

evangelische Kirchenzeitung soll meine Straußiade gepriesen haben. Übrigens gehe ich seit dem neuen Jahr nicht mehr auf die Lesegesellschaft und fühle mich befreit, nicht mehr das Zeitungsgeschwister zu hören. Mit Rankes erstem Buch sind wir fast fertig. Von Deinen Übersetzungen hoffe ich später einmal etwas zu profitiren, nicht wahr das ist erlaubt zu hoffen? Dem alten Vischer geht es noch nicht gut. Frau Vischer-Heusler hat den Typhus, die Arme! An Bayreuth wage ich gar nicht mehr zu denken, denn sonst ist es mit aller Nervenerholung zu Ende.

Nun wir wollen tapfer bleiben.

Lebe wohl für heute, liebster Freund und verzeihe, wenn ich Dir keinen Brief, sondern nur ein Notizenbündel schicke. Overbeck und Romundt denken Deiner wie ich selbst, mit Treue und mit der Sehnsucht getrennt lebender Freunde. Muß es sein? Muß es sein? Nicht selten kommt mir das schmeichelnde Bild, daß ich, einige Jahre älter, mich einmal zu Dir, in Dein Asyl, flüchte und daß wir mit einander die Felder betrachten und die Sonne untergehen sehen.

Lebewohl!

F. N.

Die zurückgelassenen Sachen folgen bald. Hug war nicht im Stande den Tannhäuser anzunehmen, besonders wegen des französischen Textes. Es macht mir übrigens rechtes Vergnügen, Dir mein Exemplar anzubieten; so daß ich Dich jetzt im Besitz von allen Wagneriana weiß; oder fehlt die herrliche Faustouvertüre?

Nun bist Du also auch wieder Onkel geworden. Bei Deiner Erzählung dachte ich mir verschiedenes Unsägliches.

Deinen verehrten Eltern meine besten Grüße.

Nr. 56.

[Basel, 11. Februar 1874.]

Lieber guter Freund, nur ein kleines Briefchen, um Dir zu melden, daß ich die Kiste (die seit einer Woche in meiner Stube steht) doch noch nicht fortschicken will, ich habe nämlich Aussicht, in spätestens 2 Wochen die Exemplare der zweiten Unzeitgemäßheit hineinzulegen, da will ich doch warten und setze voraus, daß es Dir ziemlich gleichgültig sein muß, ob die Sachen ein paar Wochen früher oder später kommen. Die letzten Correcturbogen sind vorgestern angekommen. Es ist alles schön von Statten gegangen; in summa sind es 7 Druckbogen (111 Seiten).

Ich habe mich seit Weihnachten aller litterarischen Thätigkeit enthalten und bin im Ganzen zufrieden. Dafür ist vielerlei im Kopfe durchgedacht worden, neuerdings viel Staatlich-Politisches: vorher „Richard Wagner in Bayreuth", wiederum vorher „Cicero und der romanische Begriff der Cultur"; Alles dies wird zu seiner Zeit wieder lebendig werden. Karl Hillebrand hat mich eingeladen, an einer „italienischen Revue" theilzunehmen, deren Redakteur er sein wird;

das Werk erscheint buchweise, die besten, auch Dir bekannten italienischen Namen sind dabei, von Deutschen sind allein eingeladen Jacob Burckhardt, Gregorovius, Hermann Grimm, Paul Heyse; ich habe natürlich abgesagt, ebenso Burckhardt.

Weißt Du schon, daß Heinze der Nachfolger von Eucken geworden ist? Er hat schon neulich hier einen Besuch gemacht.

Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und daß er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist. — Es greift mich etwas an. —

Für die Militaria Dir und Mende schönsten Dank. „Wird besorgt" wie Tausig sagte. Baumgartner sitzt mir gegenüber und hat eben zwei Briefe geschrieben, die ich ihm diktirt habe, an die arme Meysenbug und an Hillebrand.

Also „vorwärts allezeit mit strengem Fechten."

Voll guter Hoffnung

Dein

F.

Basel 11. Febr. 1874.

Nr. 57.

[Ohne Datum.]

Hier liebster Freund, hast Du Deine Kiste. Sie birgt zwei Exemplare der Nr. 2. Eins für Dich, das andre für Deinen Herrn Vater.

Hoffen wir alles Gute. Ich erwarte bei einzelnen Menschen diesmal eine ergreifende Wirkung, bei denen welche sehr schon am historischen Übel gelitten haben. J. Burckhardt hat mir einen schönen Brief geschrieben.

Beiläufig: er hielt Dich für den Verfasser der ästhetischen Ketzerbriefe. Vielen Dank für Deine militärischen Zusendungen, ebenso für Videant consules. Nächstens mehr.

— Vivat sequens Nr. 3.

Der Getreue.

(Gestern Abend feierten wir die 2.)

Nr. 58.

[Basel, 1. April 1874.]

Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu thun, damit daß ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntniß heraus erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als producirendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viel Unfreie, was mir anhaftet. Von

einem wirklichen Produciren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Thaten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Ascet vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über.

Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sei ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen — es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei.

Die regelmäßige Arbeit in einem Amte ist so gut weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt, man leidet so weniger.

Im Herbst also — ach Du verstehst das „Also" doch? — müssen wir uns sehen, beim concilium subalpinum sive Rhaeticum. Wenn wir alle zusammen sind, kommt ein ganzer Kerl heraus, der keinen Grund hat sich zu betrüben. Gemeinsam und zusammen sind wir ein Wesen, welches „Freude trinken" darf — an den Brüsten der Natur. Sage mir doch ganz genau, wann es Dir erlaubt ist hier-

her zu kommen? Rohde hat im letzten Briefe definitiv zugesagt. Overbeck auch, Romundt (seit gestern unser Hausgenosse) auch. Ich der ich die wenigsten Ferien habe, denke doch die erste Hälfte des Oktober zur Disposition zu sein. Kannst Du diese Zeit uns schenken? — Lieber theurer Freund! —

Hast Du zufällig gehört, daß Professor Plüß in Schulpforte, Nachfolger Volkmanns, in der Naumburger Litteraria einen „begeisterten" Vortrag über die Geburt der Tragödie und die Straußiade gehalten hat? Sehr scherzhaft und unglaublich, nicht wahr? — [— —]

Die gute Meysenbug schickte mir schöne frische Blumen, Frühlingsboten vom mittelländischen Meere.

Ich lege einen schönen und auch für Dich lehrreichen Brief Rohdes bei; gelegentlich wieder zurück zu geben!

Herrliche Briefe der Bayreuther.

Dank für die Druckfehler: aber der wichtigste fehlt, Höderlin für Hölderlin. Aber nicht wahr, es sieht wunderschön aus? Aber es versteht kein Schwein.

Meine Schriften sollen so dunkel und unverständlich sein! Ich dachte, wenn man von der Noth redet, daß solche die in der Noth sind, einen verstehen werden. Das ist auch gewiß wahr: aber wo sind die, welche „in der Noth" sind?

Erwarte jetzt nichts Litterarisches von mir. Ich habe für mein Sommerkolleg viel vorzubereiten und thue es gern (über Rhetorik).

Übrigens ist viel seit Weihnachten durchdacht und ausgedacht worden.

Sei herzlich gegrüßt und grüße Deine verehrten Eltern. Ja wenn man keinen Freund hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.

Fridericus.

Basel erster April 1874.

Nr. 59.

[Basel, 8. Mai 1874.]

Lieber treuer Freund, ich schrieb lange nicht und es kommt mir so vor, als ob Du Dich vielleicht darüber beunruhigen könntest. Dazu ist aber kein Anlaß, es ist mir gut gegangen und jede Depression, Melancholia ferne und tief unter mir. Ich muß durch meinen letzten Brief einen falschen Eindruck hervorgebracht haben: weißt Du, ich wiederhole es, es war nicht die Sprache der Depression, höchstens einer gewissen noch nicht wunsch- und wahnlosen Resignation. Inzwischen habe ich meine dritte Unzeitgemäße so weit fertig, daß wenn Du da wärest, der Guß beginnen könnte; das Sommersemester nimmt mich aber jetzt in Anspruch und deshalb lege ich, da mich nichts drängt, diese Papiere etwas zurück. Titel: (aber zu verschweigen!) „Schopenhauer unter den Deutschen". Es wird schön, sage ich Dir. Zweitens habe ich fertig und bin „ganz erschröcklich zufrieden" damit — den Hymnus an die

Freundschaft, für 4 Hände und ebenso viele Freundesherzen. Ich habe noch nichts Besseres gemacht, es klingt aber auch „nich e Bischen“ deprimirt! Sondern vielmehro im Gegentheil!

Endlich wollte ich Dich fragen: hast Du eine Ahnung, an wen bei der Adresse zu denken ist:

E. Guerrieri-Gonzaga
Via del Pallone 1
Firenze.

Ich bekam aus Florenz einen bedeutenden und warm empfindenden Brief und bin gebeten unter der angegebenen Adresse zu antworten. Frauenhand.

Der Druck der Geburt der Tragödie ist fast vollendet. Dr. Fuchs hat mehrfach und, ich kann nicht anders sagen als rührend, geschrieben; ich bin wieder geneigt, ihm zu helfen und zu nützen, so gut ich nur kann; auch hört er wirklich auf das, was ich ihm schreibe und vertraut mir in einer ganz und gar unbedingten Weise. Wir wollen ihn also, christlich zu reden „in unser Gebet aufnehmen“.

Freund Krug und Pinder machen in diesem Herbste Hochzeit.

Collega Heinze ist hier eingetroffen und gefällt mir sehr: ein guter und tüchtiger Mensch.

Meine Schwester ist bei mir zu Besuch, und Tag für Tag schmieden wir die schönsten Pläne eines idyllisch-arbeitsamen und einfachen Zukunfts-Lebens.

Nun lebe wohl, Getreuester! Und bleibe uns allen durch That und Gesinnung unser „absolutes

Ideal" wie Dich Wagner kürzlich in einem Briefe bezeichnete.

Dein Friedrich N.

8. Mai 1874 Basel.

Kann man gelegentlich ein Stückchen Deiner Übersetzungen zu sehen bekommen? —

Romundt und Overbeck gedenken treulichst Deiner und freuen sich auf den Herbst.

Romeo und Julia von Hartmann folgt — ich kann Dir's nicht ersparen — ein wahres Höllengelächter höre ich aus Deinem Munde bereits erschallen; später nachdem man gelacht hat, hat man allen Grund, sehr ernst zu werden —

Nr. 60.

[Basel, 1. Juni 1874.]

Mein liebster bester und allergutster Freund, eigentlich bin ich ein wenig böse, daß Ihr mir gar nicht glauben wollt, daß es mir gut, ordentlich und gebührend geht. Freilich nicht gerade „sehr gut", Censur Nr. 1 — aber was will man auch hier unter dem wechselnden Mond? Vielleicht bringe ich es aber, aus Trotz gegen Euch, noch zur Nr. 1. Also nur keine Besorgnisse.

Herzlichen Dank für Deine beiden Briefe und insbesondere für Deine Bayreuther Mittheilungen. Ich habe mich einen halben Tag an dem Gedanken

berauscht, mit Dir dort zusammenzutreffen. Es gieng aber nicht! — Bitte, schreibe doch einmal ein Wörtchen an den armen Rohde, der recht bedenklich schweigt. Ich weiß daß es ihm dann übel geht — und neulich schrieb er einmal wirklich erschütternd traurig. Der verdient solche Briefe, wie Ihr sie mir schreibt — ich verdiene sie gar nicht!

Wirklich himmlisch ist der Gedanke, Dich und die Bayreuther in einer Heiraths-Überlegungs-Commission zusammen sitzend zu denken! Ja — a — a — aaber! muß ich da doch auch sagen; besonders wenn es auf den Rath hinausläuft, es gäbe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du daß die Weiber zu mir kämen, zur Musterung ob sie die rechten wären? Ich finde dies Thema ein wenig unmöglich. Oder beweise das Gegentheil und mache einmal für Dich die Nutzanwendung. —

Im Sommer will ich also nach Bayreuth gehen: nur fürchte ich an der Hitze zu leiden. Wir haben hier eine in dieser Hinsicht ganz eindrucksvolle Witterung.

Leb wohl, leb wohl, Getreuer
Unbesorglich-sein Sollender!

Dein Fridericus.

1. Juni 1874.

Nr. 61.

[Basel, 4. Juli 1874.]

Nun, liebster guter Freund, ich will Dir bei aller Sommersonnengluth doch etwas erzählen. Erstens man sehnt sich nach Kühlung. Zweitens man schreibt tüchtig an der Unzeitgemäßen, hoffte bis zu den Ferien fertig zu werden, kann es aber nicht, weil der Körper hinderlich ist und eine kleine Aufmunterung bedarf. Dagegen ist alles schon im schönen Zusammenhang, es wäre schade, wenn ich's verdürbe oder vergäße. Wahrscheinlich gehe ich mit meiner Schwester etwas in's Engadin. Mit Bayreuth bin ich über den guten Vorsatz nicht hinaus gekommen; es scheint mir nämlich, daß sie dort ihr Haus und ihr Leben in Unruhe haben und daß gerade jetzt unser Besuch nicht passen würde. Über mein Befinden sind sie übrigens beruhigt, Ihr habt alle euch in Schwarzseherei überboten. Endlich — ich kann jetzt nichts Anderes denken als das Fertigwerden und Gutwerden von Nr. 3. — Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte — und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen — von Basel aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja Beide, daß Wagners

Natur sehr zum Mißtrauen neigt — aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zuguterletzt — denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich Niemand zu etwas zwingen.

Dies alles recht herzlich und menschlich aufzunehmen!

Denke Dir, daß der gute alte Vischer seit ein paar Tagen im Sterben liegt und die Familie um ihn versammelt ist. Du weißt, was ich an ihm verliere. —

Eben meldet man mir den Tod des Appellationsraths Krug, des Vaters meines Freundes. Mein Freund Pinder, ebenso wie Gustav Krug, machen im Herbst Hochzeit — und so blühn die Geschlechter weiter.

Für unsre Zusammenkunft habe ich etwas sehr Schönes — ich bitte Dich aber, auch Deinerseits etwas mitzubringen. Vielleicht die italienischen Übersetzungen!

Doch nur wenn Du Zeit und Muße hast! Adieu,

lieber getreuer Freund.

4. Juli 1874.

Nr. 62.

[Basel, 9. Juli 1874.]

Denke Dir, theurer Freund, vorgestern haben wir den Rathsherrn Vischer zu Grabe geleitet. Er starb auf die schmerzhafteste Weise, an Nieren- und Blasenleiden. Wir sind alle recht betrübt, ich zumal, der ich weiß, was ich an ihm verloren habe. — Sein Nachfolger wird voraussichtlich der Partei des „Volksfreundes" angehören. —

Hier giebt es eine wahnsinnige Hitze, vom frühen Morgen an. Sonntag will ich in Zürich etwas Musik hören (unter Hegars Leitung).

[— —]

Etwas ganz Rührendes habe ich von Seite des alten Oswald Marbach erlebt. Er hatte mir, obwohl wir uns nicht kennen, seine ausgezeichnete Übersetzung der Oresteia überschickt, als Dank für die ihm inzwischen bekannt gewordene „Geburt der Tragödie", über die er sich aussprach. Ich antwortete ihm, wenngleich spät. Und nun hat er sich in einem neuen Briefe gegen mich ausgeschüttet, daß es ergreifend zu hören ist: wie er sich nur zweier Begegnungen in seinem Leben freuen könne; die eine sei die mit Wagner, die andre die — mit mir. — Nun das klingt wunderlich, aber als an einer subjektiven Thatsache darf man daran nicht rütteln und mäkeln.

Die Florentinerin heißt Marchesa Guerrieri; sie hat schon zwei Mal geschrieben.

In mir gährt jetzt sehr Vieles, nnd mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte? — Brieflich natürlich überhaupt nicht. Und furchtsam dürft Ihr auch nicht sein; ich meine, Ihr solltet an einen ordentlichen Fatalismus in Betreff Eures Freundes glauben und damit aller Sorgen für seine Gesundheit usw. enthoben sein. Wenn er noch etwas erreichen soll, muß er es auch erreichen können. Die Macht über die Mittel gehört zum Handwerk.

Lebe wohl getreuer Lieber.

Dein

Fridericus.

Basel, den 9. Juli 1874.

Nr. 63.

[Bergün, 26. Juli 1874.]

Mein lieber Freund, herzlich habe ich mich über Deinen wohlgemuthen und vertrauensvollen Brief gefreut und kann Dir heute in einer gleichen Stimmung antworten. Voran die Mittheilung, daß ich doch noch einen Theil meiner Ferien in Bayreuth zubringen werde — nämlich von dem Tage an, wo meine Nr. 3 fertig sein wird: an ihr wird hier auf der Höhe rührig gearbeitet. In der Tiefe brachte ich nicht mehr eine Zeile fertig und hielt fast das ganze Thema für zu schwer für mich: hier oben aber ist

mir Vertrauen und Kraft wieder gewachsen — obwohl mir auch jetzt noch vor einem gewissen Capitel graut. Nun gab es mancherlei Erlebnisse inzwischen: so ist leider der gute Fritzsch als Verleger für mich und Overbeck unmöglich geworden — weil er, aus zwingenden Gründen, seine Verlegerthätigkeit sistiren will. Zwar hatte er auch die Nr. 3 wieder angenommen, aber mit dem sauersten und verdrießlichsten Gesicht von der Welt, so daß ich bereits meinen Cyclus von Unzeitgemäßen beschlossen und verpfuscht sah. Da passirte etwas Unerwartetes: ein Brief erschien von einem jungen Verleger und wie es scheint Verehrer, E. Schmeitzner aus Schloßchemnitz in Sachsen — und jetzt ist bereits alles in Ordnung gebracht: ich habe für alle Unzeitgemäßen einen sehr bereitwilligen und voraussichtlich rührigen Verleger. So kann ich denn mein schweres Tagewerk fortsetzen — das Schicksal gab mir wahrlich ein günstiges Zeichen!

In einer Woche treffe ich mit der Marchesa Guerrieri in Stachelberg zusammen, wohin zu kommen sie mich gebeten hat. Es soll eine ausgezeichnete Frau sein, nach Frl. von Meysenbugs Urtheil und nach ihren eignen Briefen zu schließen.

Hier (in Bergün: vide Bädeker) bin ich mit Romundt in einer göttlichen Gegend. Wir sind die einzigen Pensionäre eines Hôtels, an dem täglich hundert Reisende vorbei passiren, auf dem Wege nach St. Moritz oder zurück. Einen See wie den Flimser haben wir freilich nicht: neulich suchten wir einen drei Stunden, auf der Höhe von 6000 Fuß, badeten und schwammen darin, aber erstarrten fast

zu Eis und kamen feuerroth wieder heraus. Heute suchten wir eine Schwefelquelle auf, die noch nicht benutzt ist; auf dem Rückwege warf eine Ziege vor meinen Augen ein Zicklein, das erste lebende Wesen, welches ich gebären sah. Das Junge war viel behender als ein kleines Kind und sah auch besser aus, die Mutter leckte es und benahm sich wie mir schien sehr vernünftig, während Romundt und ich furchtbar dumm dabei standen.

Heute Abend werden wir Risotto essen, sagt mir eben derselbige Romundt und hat es bereits bestellt.

Als wir neulich in Chur ankamen, waren wir plötzlich inmitten der ganzen Flimser Gesellschaft, Travers, Rohrs Hindermanns; Fräulein Bertha sah wieder so vortrefflich aus, daß ich mich fast ärgerte, nach Bergün abzufahren. Nun wie wird's im Herbste, bei der großen Zusammenkunft der Verschworenen? Hoffentlich ist bis dahin meine Nr. 3 gedruckt und gelangt als eine Art Festgabe in Eure Hände.

Nun lebe wohl getreuester und lieber Freund und nimm meine und Romundts herzlichste Grüße.

F. N.

Adresse immer nur Basel.

Nr. 64.

[Basel, 24. September 1874.]

Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußtheil unsres Sommerhalbjahres und ich

athme tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, daß Du Dich darüber freuen wirst. Der Druck, sehr beschleunigt und in Folge dessen eine Last mehr, ist beinahe fertig, und wenn Du ankommst, wird wohl bereits ein Exemplar fix und fertig vorliegen. Es gab schwere Tage und überlästige Nächte — ach, und ich wünschte oft: wenn nur einmal etwas Heiteres und Gutes von außen her käme, da man selber gar nichts Heiteres mehr aus sich herauspumpen konnte! Und da weiß ich was ich eines Morgens, gerade mitten in der bedürftigsten Zeit, mich über Dein Geschenk gefreut habe, mein lieber getreuer Freund, der Du wahrhaftig eine Witterung davon gehabt haben mußt, warum Du es Mitte September schicktest und nicht später. Es kam so zur rechten Zeit! und ich war auf das Glücklichste überrascht, und wenn Du später das fünfte Capitel lesen wirst, so erinnere Dich, daß ich während dem öfter aufstand, um das kunterbunte Kinkerlitzchen anzusehen und anzulachen. — Übrigens hat es Rohde und wer es sonst gesehen hat, sehr gelobt.

Der arme Rohde war unser Genosse gerade

während der gequälteſten Zeit und wird ſchwerlich einen angenehmen Eindruck mit fortgenommen haben: denn auch Overbeck war in der geſpannten Thätigkeit eines Menſchen, der bis zu einem nahen Termine eine große Maſſe Manuſkript druckfertig zu machen hatte; bis zum 5. Oktober ſoll auch ſeine Schrift (der erſte Band ſeiner Studien zur Kirchengeſchichte) fertig ſein, und faſt jeden Tag kommt jetzt ein Correcturbogen. Rohde hat es ſchwer beklagt und gebüßt, daß aus unſrer gemeinſamen Herbſtzuſammenkunft nichts geworden iſt. Wir freuen uns nun ſehr auf Deine Ankunft, geliebter Freund. Bringe uns Deinen Lebensmuth, Deine rührige Geſundheit und Energie mit; denn mitunter iſt es hier, als ob wir verzagen müßten. [— —]

Ich will jetzt Deinem Beiſpiele folgen und Walter Scott leſen; ich muß mich jetzt recht gründlich erholen, will noch eine Fußwanderung machen, ein Gewäſſerchen, meinem Magen zum Heile, trinken und verſuchen guter Dinge zu ſein. Auch Milch ſoll, gemäß Deinem Vorbilde, reichlich mir zugemolken werden.

Der treffliche Emerſon, welchen ich mit in Bergün hatte, iſt mir ſammt meiner ganzen vollen Reiſetaſche geſtohlen worden: das ſchöne Exemplar vom Ringe des Nibelungen (mit Wagners Widmung) war auch dabei. Moral: man ſoll ſeine Reiſetaſche auf Bahnhöfen nicht unbehütet liegen laſſen, ſonſt iſt gleich ein ſchandliches und tückiſches Thier da, welches Reiſetaſchen auflauert.

Melde Du lieber Freund doch des Kürzesten, wann Du eintreffen willst.

Dich herzlich erwartend

Dein Fridericus.

Nr. 65.

Basel, den 16. November 1874.

Mein lieber Freund, aus meinem langen Schweigen wirst Du wohl schon entnommen haben, daß ich mich mit beiden Beinen in die Winterſemeſter-Noth hineingestürzt habe und daß ich jetzt tüchtig zu ſchwimmen habe. Mitunter vergeht einem Hören und Sehen, folglich auch alles Briefſchreiben. Wenn Du einmal nach Bayreuth ſchreibſt, ſo ſage doch gelegentlich, ich hätte noch nie einen ſo arbeitsvollen Winter gehabt und müßte mit Hülfe eines Stundenplanes von Morgens 8 — Abends 11 oder 12 es zu erzwingen ſuchen: nämlich 7 Stunden Univerſität, 6 Pädagogium, lauter neue Felder (darunter griech. Litteraturgeſchichte, wie Du weißt). Es geht toll zu, aber bis jetzt bin ich wohl und heiter, beſonders auch darüber daß Magen und Augen es ganz gut aushalten. An Unzeitgemäße Dinge iſt lange nicht zu denken, das Amt reißt mich nach andren Seiten fort. Seufzen behalte ich mir vor, auf die Zeit, wo ich dazu Zeit haben werde.

Heute iſt des muthigen Freundes und Bruders

Overbeck Geburtstag; er ist 37 Jahre geworden. - Wie glücklich waren wir alle zusammen bei Deinem Hiersein! Es war die vergnügteste Woche des ganzen Jahres; ich zehre daran und muß bei einigen Erinnerungen immer lachen.

Anbei einiges Herrliche und Unglaubliche aus Bayreuth: wer freut sich so, wie Du darüber?

Den schönsten Dank für Deinen Brief und die Bitte, über die Brieffaulheit eines Fleißigen nicht böse zu sein. Adieu alter guter Freund.

Nr. 66.

[Naumburg, 24. Dezember 1874.]

Mein lieber getreuer Freund, ich sitze hier zu Naumburg, in heimatlichster Stimmung, gestern kam ich an, schlief gut und heute morgen soll Deiner und der Frauen Wagner gedacht sein. Es gab in den letzten Wochen ein großes Drängen, so daß ich nicht zum Briefschreiben kam, doch ist es mit der Gesundheit gerade noch gegangen, und ich glaube auch, es wird gehen. Die Geschichte des griechischen Epos habe ich in meinem Colleg jetzt bis zu Ende erzählt, da aber die ganze Litteratur der Griechen heran soll, wird sich dies Colleg wohl über 3 Semester hinziehen. Diese Ferien will ich dafür mit aller Litteratur verschont sein, habe aber alle meine Jugendcompositionen um mich gehäuft, daraus soll

etwas gebraut werden „dran sich der Lenz erkennen läßt", ich meine zur Erinnerung, für das Alter. Viel ist mir in den letzten Monaten durch den Kopf gegangen, und ich bin mehrfach wieder unzeitgemäß befruchtet worden; doch wann werde ich wieder Zeit finden? Quaeritur.

Am Tage meiner Abreise aus Basel erschien ein Gedicht, verfaßt von dem Übersetzer des Petöfi, Th. Opitz; ich lege es gelegentlich einmal bei. Die darin ausgedrückte Wirkung scheint diesmal bei allen meinen ordentlichen Lesern eingetreten zu sein (nur Frau G. fand sich diesmal „deprimirt", von der Größe der Aufgabe erschreckt, frauenzimmerlich-zimperlich!); der alte Präsident Turneysen schrieb mir sehr gut, und daß Frau Baumgartner eifrig und glücklich daran übersetzt (bis jetzt bis zu Capitel 5) habe ich Dir wohl erzählt, sie hat viel Übung und Geschmack, aber bei vielen ihrer Sprachbemerkungen danke ich doch dem Himmel ein Deutscher zu sein, ich möchte nichts mit einer so ausgelitzten Sprache wie die französische ist zu thun haben. Unser lieber junger Freund Baumgartner hat mich vorgestern auf die Bahn begleitet bei der Abreise, und zwar angethan mit der Paradepracht eines blauen Husaren, er sieht wohl und reichlicher aus als früher, und ist wirklich sehr gut aufgehoben in seiner Schwadron; der Offizier, der ihn und die Mit-Freiwilligen ausbildet, ist Prinz Löwenstein, sein oberster Chef der regierende Reuß. Baumgartner schickt Dir seine besten Grüße, Dein Verwandter Graf Rothkirch ist bei einer andren Schwadron. — Mit dem Dr. Fuchs ist wieder Friede

und Freundschaft eingetreten, das moralische Kindbettfieber überwunden; denke Dir, daß er sich in Hirschberg (Schlesien) eine neue Heimat gegründet hat; er schreibt kräftig, heiter und beruhigt, auch sehr dankbar — wofür eigentlich? Ich freue mich herzlich über diese Erfahrung. — Rohde schickte Kieler Sprotten nach Basel und einen sehr schönen Brief, er formt weiter an seinem „Roman", der immer dicker wird wie ein Schneemann; schrieb auch einiges über Erotica und will bemerkt haben, daß er „zu alt oder zu dumm oder zu verstudirt sei, als daß dergleichen seine Gedanken ganz oder nur vorwiegend und namentlich auf einige Dauer fesseln könnte."

— Overbeck ist in Dresden, * * * (dessen Geburtstag am 27. Dezember ist) in * * *, letzterer hat nun endgültig seine Universitätsdinge auf Nichts gestellt, ich will sagen, er geht Ostern ab und fort — und wohin? Wir wissen's noch nicht, eine tüchtige Lehrerstellung soll heraus kommen, nöthig ist es wahrhaftig, daß er die verfluchte Philosophirerei kalt stellt, er wurde recht tottig dabei und wird es täglich mehr, wie er selbst fühlt, und wir mit ihm fühlen. — Für Deinen letzten Brief und die Mittheilung des Bayreuther Briefes herzlichen Dank; wir wollen allesammt dem Himmel und der Unterwelt und wo sonst noch Götter sich aufhalten, danken, daß das Nibelungenwerk gethan ist. Dem trefflichen Rau wünsche ich empfohlen zu werden und und zu bleiben, das ist ein guter Mensch, und wie er seine Sachen ordentlich vorwärts führt, ist gut zu hören, auch zum Nachmachen. Krug und Pinder,

beiläufig, werden mir in diesen Tagen ihre Weiberchen präsentiren, alles kommt zur Weihnacht.

Nun mein herzlieber Freund, Du weißt, daß wir über den Tag Deiner Geburt nicht klagen und fluchen; wie immer auch das Menschenloos im Ganzen sei, gewiß beklagens-, vielleicht fluchenswerth — aber gute Freunde ist eine sehr achtenswerthe Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserm Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten, über das Individuum hinaus; gelegentlich müssen wir auch nun unsre andre Schuldigkeit thun und für einen kräftigen geistig-leiblich ebenbürtigen Nachwuchs sorgen. Aber was auch geschehe, der Hymnus auf die Freundschaft soll immer fort erschallen; und dabei werde ich immer mit Lob und Dank an Dich gedenken, mein lieber treuer Gersdorff!

Empfiehl mich Deinen verehrten Eltern und sei selber herzlich gegrüßt von meiner Mutter und Schwester.

Und nun tapfer hinüber in's neue Jahr.

Dein

Friedrich Nietzsche.

Naumburg, den 24. Dez. 1874.

Nr. 67.

[Basel, 17. April 1875.]

Endlich, liebster Freund, kommt Nachricht, endlich! Aber Du bist nicht böse. Wie gut wir uns zusammen vertragen, ist ja so erstaunlich, daß es bei jedem Darandenken mich zur Bewunderung und zum Dankgefühle begeistert. Ich glaube wirklich, wir können gar nicht auf einander böse sein; wir haben uns an die schönste Vertraulichkeit unter einander gewöhnt, so daß alles Schleichende, Grämliche, Übelnehmerische aus unserem Verkehre verscheucht ist, das heißt aber gerade die Ratten, die sonst an den besten Freundschaften zu nagen pflegen.

Ich schreibe heute scheußlich, meine Feder inspirirt mich zur Idee des Klexes und des Schmirakels.

Habe herzlichen Dank für Brief und Sendung, vor allem aber für Deinen Besuch; ich kam über jene Wochen hinweg wie in einem ganz angenehmen Traum; darauf brach die * * * sche Mirakel- und Ratten-Wirthschaft wieder los, es war um alle Geduld zu verlieren, heftige Abende bis um die Stunde Eins wurden zur Regel; die Buchhändler-Absicht verflog nach dreiwöchentlicher Besprechung in alle Winde, denn ich mußte förmlich * * * eine Anleihe bei meiner Phantasie eröffnen, weil er sich gar nichts Kommendes und Mögliches vorstellen kann. Overbeck und ich dachten mehr an das was ihm noth that als er selber, alle Augenblicke verfiel er wieder

in Läſſigkeit; das ganz Unentſchiedne ſeines Weſens kam noch am Tage der Abreiſe faſt auf eine komiſche Spitze, als er nämlich einige Stunden vor der Abreiſe nicht fort wollte; Gründe gab es nicht und ſo ſetzten wir es durch, daß er Abends reiſte; es gieng leidenſchaftlich traurig zu und er wußte und ſagte es immer wieder, daß nun alles Gute und Beſte, was er erlebt habe, zu Ende ſei; er bat viel weinend um Verzeihung und wußte ſich nicht vor Trauer zu helfen. Eine eigenthümliche Schrecklichkeit brachte mir noch der letzte Augenblick; die Schaffner ſchloſſen die Wagen zu, und * * *, um uns noch etwas zu ſagen, wollte die Glasfenſter des Coupés herunter laſſen, dieſe widerſtanden, er bemühte ſich immer wieder und während er ſich ſo quälte ſich uns verſtändlich zu machen — erfolglos: — gieng der Zug langſam fort und nichts als Zeichen konnten wir machen. Die gräßliche Symbolik der ganzen Scene war mir ebenſo wie Overbeck (wie er mir ſpäter geſtand) ſchwer auf die Seele gefallen, es war kaum auszuhalten. Übrigens lag ich den nächſten Tag mit einem dreißigſtündigen Kopfſchmerz und vielem Galle-Erbrechen zu Bette.

*** will alſo Gymnaſiallehrer werden, ich wußte es, daß es gemäß dem einzigen Geſetz, das bei ihm waltet, dem der Schwere, ſo kommen müßte. Ich dachte mir, er werde etwas von Deiner Rüſtigkeit im Unternehmen des Schweren und Neuen gelernt haben. —

Mir iſt es nicht gerade gut ergangen bei alledem; das ekelhaft lange Winter-Halbjahr iſt *noch* nicht zu Ende! Erſt nächſten Donnerstag bekomme ich etwas Freiheit. Meine Arbeit iſt

fast nicht von der Stelle gerückt. Doch bin ich wieder dabei und will mich ordentlich dazu halten, die freien Tage zu nützen. [— —]

Concerte in Berlin u. s. w. stehen bevor, das weißt Du. Die Götterdämmerung erscheint am 1. Mai im Klavierauszug. Doch das ist auch nichts Neues.

Was machen die Liebes-Angelegenheiten? Man muß dem Schicksale hier und da einmal eine Tatze geben.

Lebewohl, mein herzlich geliebter Freund, Overbeck und Frau Baumgartner grüßen Dich auf das Wärmste.

Am Samstag waren wir mit Herrn Cook, dem Freunde Proudhon's zusammen; es war toll. [— —] Viel Geheimnißvolles.

Basel 17. April 1875.

Nr. 68.

[Basel, 8. Mai 1875.]

Die Antwort auf Nr. 3 voran, liebster Freund! Ich sprach heute mit Miaskowski und fand ihn in dieser Angelegenheit durchaus nicht ablehnend; er überlegt sich die Sache gründlich und ich glaube zu verstehen, weshalb sie ihm im Grunde ganz förderlich erscheint. Er will sehr gern in's „Reich" zurück und möchte ebenfalls sehr gern viel Schüler

haben, da er ein passionirter Lehrer ist, drittens hat er hier nicht viel Gehalt und das Leben ist theuer (ich meine er hat 4000—4500 Francs). Endlich hat er gerade eine spezielle Neigung für die landwirthschaftlichen Fragen seiner Disciplin und glaubt deshalb schon an einer Akademie wie der von Hohenheim an seinem Platze zu sein. Er wünscht nun vor allem in einem Briefe des Direktors eine nähere Auskunft: über die Vorlesungen, die man von ihm verlangt, über die Schülerzahl, ob das Fach obligatorisch ist, über die wöchentliche Stundenzahl, über den Gehalt und etwaige Accessorien desselben, über die Wohnung und deren Umfang und so weiter. Er ist vielleicht dazu bereit, Pfingsten einen Besuch in Hohenheim zu machen; jedenfalls bitte Dr. von Rau, daß er jetzt bald sich brieflich an M. wendet. Das Vorstadium der Angelegenheit ist ganz gut erledigt. Übrigens: im Vertrauen gesagt. M. hat mir freiwillig versprochen von der Sache hier durchaus keinen Gebrauch, etwa zu einer Gehaltserhöhung zu machen. Man hat mit einem anständigen Menschen zu thun. — Nicht wahr, im Herbst Antritt der Stelle? Ist eine gewisse Steigerung der 1900 Gulden möglich oder nicht? Doch, wie gesagt, das Weitere geht uns nichts an, das mögen die Betheiligten unter sich ausmachen.

Übrigens ist es toll, liebster Freund, daß Du nun gar noch Professoren berufst und daß ich solche in's „Reich" hinüber lootsen muß. Es war viel Hohngelächter in mir, als ich die Mission ausführte.

Nun zu Nr. 2, den ich zusammen mit Nr. 1 be-

kam. Ich war nämlich verreist, auf 8 Tage, weil die Maschine gar nicht mehr in Gang zu bringen war und ich zum zweiten Male wie nach * * *'s Weggang zu Bett liegen mußte. Da nahm ich mir den elenden Rest meiner Ferien zwischen die Beine und trabte fort. In Bern wohnte ich, als einziger Gast, in dem schönen Hôtel Victoria auf dem Schänzli und lief von dort aus auf Bergen und in Wäldern herum, immer allein und dachte mir viel aus. Oft genug kamst Du vor, und in allen meinen Zukunft-Plänen, die immer mehr auf das Erzieherische hinauswollen, bist Du gar nicht mehr zu entbehren. Auch die Frage von Mann und Weib habe ich viel überlegt und möchte jetzt Dir auch zur allergrößten Vorsicht rathen. Es ist furchtbar, wie die Männer an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor, als ob wir bessere Aufgaben hätten als dem ganzen Ehe-Capitel unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Mündlich im Sommer viel mehr darüber, ich bin jetzt mit Gründen und Erwägungen vollgestopft.

Ich habe die Tücke in „Über Land und Meer" wohl gefühlt, dieser Schmierer hatte übrigens Schopenhauer nicht einmal selber in die Hand genommen, sondern nur die Stellen aus der Vorrede von der Leopardi-Übersetzung, die Brandes gemacht hat, abgeschrieben. In der Westminster-Review ist ein größerer Aufsatz über meine 3 ersten Unzeitgemäßen, höre ich; er soll ziemlich wüthend sein. Doch freut's mich, daß Engländer mich lesen. Von Hillebrand ist erschienen: „Zeiten, Völker und Menschen", darin

sind auch seine Aufsätze über mich mit abgedruckt. Mit der vierten Unzeitgemäßen steht es noch schlecht: zwar habe ich ungefähr 40 Seiten mehr von solcherlei Notizen, wie Du sie zusammengeschrieben hast. Aber Fluß und Guß und Muth fehlt noch für's ganze. Inzwischen habe ich das Sommer-Halbjahr angefangen, das mir viel lästiger ist, der Augen wegen, die mich öfter schmerzen. Ich stehe nach 5 Uhr auf, das thut mir wohl. Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne thun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein. * * * hat geschrieben, bis jetzt noch ohne Amt. Auch Rohde, dem man zu einem Rufe nach Dorpat gewinkt hat; doch meint er, es werde nichts daraus. — Heinze ist weiß Gott schon wieder von Königsberg fortberufen und geht nach Leipzig, im Herbst. In Naumburg ist Pinders Vater gestorben; traurig. Pinder Sohn erwartet ein Kind für diesen Sommer. —

Im Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs 1864 fand ich eine Reisebeschreibung über den Piz Morteratsch; bei Öffnung der Flasche im Steinmann auf der Spitze ergab sich, daß dieser Berg das dritte Mal bestiegen worden ist „von Ernst von Gersdorff aus Berlin mit den Führern Ambück und Walther". Im gleichen Bande steht ein ganz außerordentlicher Aufsatz von Rütimeyer „die Bevölkerung der Alpen", vom höchsten Interesse: von demselben Gelehrten empfehle ich noch (vielleicht sind beide Schriften etwas für Deinen Vater, zu einem Geschenk für ihn) „Vom Meer bis nach den Alpen", Bern 1854. Dalpsche Buchhandlung.

Und damit sei es genug. Mein guter lieber Freund, ich möchte, wir lebten bei einander, da wir's erprobt haben, wie gut es geht. (Es geht mit wenig Menschen, selbst mit vielen Freunden nicht!)

Ich habe einige Blicke in die Abgründe und blauen Seefluthen der „Götterdämmerung" gethan, immer im Stillen noch etwas aus Bayreuth erhoffend.

Dein ganz Getreuer

Friedrich N.

8. Mai 1875.

Ich sah Burckhardt noch nicht, nächstens über Stuart Auskunft. Ich dächte, es sei ein gut berühmtes Werk.

Lies einmal die Augsburger Zeitung über das Berliner Concert Wagners (Freitagsnummer, gestern). Hat sich der Ton verändert! „Der Größten Einer"!

Nr. 69.

[Basel, 21. Mai 1875.]

Ein paar Zeilchen, Freund! Das Werk von Stuart und R. ist immer noch all und eins auf diesem Gebiete und sehr werthvoll; doch erscheint jetzt eine neue billige Ausgabe und es ist wirklich fraglich, ob nicht noch billiger als Deine antiquarische.

Burckhardt räth etwas zuzuwarten und gute Buchhändler zu befragen; die Italiener können das Beschummeln nicht lassen.

Es ist mir nicht gut gegangen: sehr häufige Magen-, Kopf- und Augenschmerzen! Doch wird jetzt verständig gelebt, meine Schwester ist da, wir wohnen prächtig in der Baumannshöhle, sie in meinen, ich in Overbecks Zimmern. —

Keine Zeile der Unzeitgemäßen Nr. 4! Für das ganze Semester zurückgelegt. Denn die Tagesarbeit für alle Collegien (13 Stunden) zwingt, ich habe keine Zeit.

Schmeitzner hat keinen Verleger für die französische Übersetzung gefunden. Von meiner Nr. 3 sind gegen 350 Exemplare verkauft.

Frau Wagner hat mir ein herrliches Medaillon von Wagner geschickt, ich habe noch nicht gedankt, auch noch nicht zum Geburtstag schreiben können, der Augen halber!

Verzeihe also, wenn ich aufhöre.
Geht's Dir gut?

F. N.

Freitag.

Weißt Du etwas von Frl. von Meysenbug? Haben wir sie verletzt? Ich habe seit unserer Sendung nichts von ihr gehört. Ich fürchte sehr, die Monod-Geschichte, Du weißt, die Recension!

Schreib' ihr doch, bitte, und versprich ihr einen langen Brief von mir. Jetzt kann ich nicht.

Nr. 70.

[Basel, Juni 1875.]

Mein lieber Freund, meine Schwester dankt Dir herzlich für Deinen Brief und Deine treue Sorge, ich will Dir aber doch selber melden, wie mir's geht. Ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir und vielleicht eine noch schlimmere vor mir. Der Magen war gar nicht mehr zu bändigen, auch bei der lächerlich strengsten Diät, mehrtägige Kopfschmerzen der heftigsten Art, in wenig Tagen wiederkommend, stundenlanges Erbrechen, ohne etwas gegessen zu haben, kurz, die Maschine schien in Stücke gehen zu wollen, und ich will nicht leugnen, einige Male gewünscht zu haben, sie wäre es. Große Abmattung, mühsames Gehen auf der Straße, starke Empfindlichkeit gegen Licht; Immermann kurirte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwartete immer Bluterbrechen. Ich mußte 14 Tage lang Höllenstein-Auflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt giebt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin. Er will, daß ich in den Ferien nicht nach Bayreuth gehe, ich sage garnichts darüber, Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe ist. Indessen möchte ich gerne das nächste Jahr noch erleben und will deshalb in diesem Jahre thun, was ich soll. — Unter solchen Umständen wurde es zur Nothwendigkeit, mich mit Hülfe meiner guten Schwester häuslicher einzurichten; wir haben eine Wohnung, nahe an der

alten, und beziehen sie nach den Sommerferien. Ich habe meine Vorlesungen und Stunden bei alledem fortgesetzt und nur an den schlimmsten Tagen, wo ich immer zu Bette liege, unterbrochen. Wohin ich die Ferien gehe, hängt vom Erfolg der jetzigen Kur ab, jedenfalls in ein Bad. Ich hoffe sehr viel von der neuen Häuslichkeit mit meiner Schwester zusammen, wir wollen zusehen, eine recht exakte Lebensweise zu erfinden.

Daß ich nicht muthlos bin, kannst Du daraus sehn, daß ich neulich einen Entwurf für meine Collegien auf 7 Jahre hin gemacht habe. Aber viel Quälerei hat das Leben. Zudem haben Krankheiten etwas Würdeloses und sind nicht einmal ein Unglück.

Willst Du in Bayreuth darauf vorbereiten, daß ich im Juli nicht kommen werde? Wagner wird recht böse sein, ich selbst bin es auch. Übrigens habe ich doch noch zu seinem Geburtstag geschrieben, mit vieler Überwindung, denn es gieng mir übel. Es ist etwas Herrliches darum, wie er's aushält.

Lebe wohl mein lieber Freund.

Ist Miaskowski berufen? Ich habe ihn seitdem nicht gesprochen, er wartete gewiß sehr darauf. Übrigens wäre es die höchste Zeit, denn jeder hier Angestellte muß 4 Monate vor dem Anfang des nächsten Semesters (1. Nov.) seine Entlassung begehren.

Nr. 71.

[Basel, 7. Juli 1875.]

Hier, geliebter Freund, einen Brief von Fräulein von Meysenbug an Dich, der an meine Adresse kam und ebenso einen an mich, zur völligen Instruktion. Du theilst mir aus dem Deinen wohl gelegentlich mit, was in meinem etwa nicht steht. Ich freue mich außerordentlich wieder von unserer treuen Freundin gehört zu haben, nach so langem Schweigen.

Habe Dank, Treuester, für Deinen Brief, ich entgegne sofort auf Eins. Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, daß mein Leiden Migräne sei? Von dieser Bestimmtheit weiß Immermann nichts, der mir selber sagte, er experimentire nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas Neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, daß die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen ist groß. — Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito.

* * * ist ein Querkopf, ich schickte ihm, um ihn etwas zu ergötzen, ein paar Pfund Thee und Baseler Leckerli nebst Büchern. Ich höre lange nichts,

endlich kommt es heraus, daß er großen Verdruß daran gehabt hat, weil er aus unbegreiflichen Schlüssen Frau B. als die Senderin betrachtet hat, seltsame Briefe geschrieben und die arme Frau in Verlegenheit gebracht hat. Dabei hatte ich einen Begleitbrief geschrieben. Es ist toll. „Es sei ein Unstern über der Kiste gewesen", schreibt er heute; dieser Unstern ist,' scheint mir, sein eigner Querkopf.

Also von Rohde weißt Du? Der Arme!! Ich habe auf ein Mittel gesonnen, ihn etwas zu zerstreuen.

Mit Bayreuth bin ich fast Deiner Meinung. Es geht nicht, ich halte es nicht aus, davon zu bleiben. Warte nur ab, es soll schon noch etwas von mir erfunden werden.

Die besten Glückwünsche zu den Prädikaten, welche Dein Freund Rau Dir über Frl. v. X. mitgetheilt hat. Daraufhin würde ich an Deiner Stelle alles thun und bald, denn diese Eigenschaften sind die schätzenswerthesten und seltensten bei Frauen. Wenn Du Dich auf Rau verlassen kannst, so sage ich wirklich „was Du thun willst thue bald!" —

Nun lache nur über meine Paränesen. Du siehst doch, daß ich das Weltverbessern noch nicht aufgebe, wenn ich an Dich denke. Der Muth hört nur bei mir mitunter auf, doch nur für kurze Zeit.

In aller Liebe und Herzlichkeit

der Deine.

Nr. 72.

[Basel, 12. Juli 75.]

Nur einen kurzen Bericht, mein geliebter Freund. Nächsten Freitag, am ersten Tag unserer Ferien, reise ich fort und zwar in ein kleines Schwarzwaldbad, genannt Steinabad, bei Bonndorf. Es dient eigens den Magenleidenden, hat eine dreifach modificirte Diät und einen erfahrenen alten Arzt. Da wollen wir alles hoffen, auch daß ich am Ende der Ferien noch nach Bayreuth kann. Kannst Du mich nicht auf ein paar Tage dort besuchen? Wie glücklich würde ich sein. Mir ist es, bei der größten Vorsicht und Enthaltung, im Ganzen besser gegangen, die Chininkur dauert noch fort. Freundlichsten Dank für die Nachrichten aus Bayreuth. Eine Bemerkung! war nicht in den Worten von Frau Wagner, die Du mir schriebst, etwas Kaltes? Doch ich kann mich täuschen und bin vielleicht jetzt ein zu empfindlicher oder auch falscher Wärmemesser. Einen Anlaß habe ich nicht gegeben. Inzwischen hat sie einen Brief von mir bekommen. Sie wird den Kopf voll haben, die arme Frau! Wer ihr doch helfen könnte!

Meine Schwester ist seit einer Woche wieder in Naumburg, wo es viel vorzubereiten giebt, daß wir am Ende der Ferien hier unser neues Heimwesen gründen können. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich und sehe mit viel Vertrauen in das Kommende. Mein schöner Entwurf für die nächsten 7 Jahre war

nur möglich bei einer solchen Ordnung und Regelung meines Alltaglebens. Nun habe ich doch eine ganz vertraute hülfreiche Seele um mich. Nicht mit einem Worte habe ich sie überredet, sie hat sich ganz freiwillig entschlossen.

Mit Jakob B. bin ich wieder auf dem guten alten Fuße, er schüttete neulich sein Herz einmal aus, wir gingen $^3/_4$ Stunden im Kreuzgang auf und ab.

Ein herrlich gelungener Stich vom alten Vischer ist als Geschenk bei mir eingetroffen, das Werk von unserm ausgezeichneten Weber.

Hier tobt seit 3 Tagen das eidgenössische Sängerfest, mit vielen Tausenden und großer Üppigkeit des Empfangs und Schmucks. Ich natürlich — odi profanum Männergesangs-vulgus et arceo.

Mit getreuestem Gruße
und dem innigen Wunsche
Dich zu sehen und zu sprechen
Dein Freund F. N.

Basel, 12. Juli 1875.

Nr. 73.

[Steinabad b. Bonndorf, 18. Juli 1875.]

Hier, geliebter Freund, die ersten Nachrichten aus dem Steinabade.

Ein trefflicher sorgfältiger Arzt gefunden! So

hoffe ich wenigstens. Der Ort selbst ist ein ordentliches waldreiches schönes Schwarzwaldthal; es erinnert an Flims, doch hat es vor ihm ebene und mannigfache Waldspaziergänge voraus. (Sonst freilich war es dort viel schöner, aber der Wald rückt einem hier recht auf den Leib, das soll anerkannt werden, zumal der Augen wegen.)

Mein Leiden ist erkannt als „chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens". Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Carlsbader Sprudelsalz u. s. w. Auch Blutigel soll ich am Kopf bekommen.

Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder einmal zu Bett, und heute bin ich schwach und matt. Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, daß ich mich an einen wirklichen Spezialisten (und zwar einen außerordentlich erfahrenen und bewährten) wendete. Die übermäßige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirekt aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant, weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser

Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengerung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weißt Du es genauer als irgend Jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei, aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, daß er aus dieser Stellung vertrieben werden kann.

Es sind gegen 40 Menschen hier, für mich keine Gesellschaft.

Der erste Brief, der eintraf, war ein sehr herzlicher von Frau Wagner, mit dem Wunsche, ihr eine Bestellung von Straßburger Confitures und Bonbons zu machen. Wird besorgt! Ich habe schon an Frau Baumgartner deshalb geschrieben.

Ist Dir's nicht möglich, einmal auf eine Sonnabend-Sonntag-Partie hierher zu kommen?

Die Eisenbahn geht bis Stühlingen, und von da sind es noch 3 Stunden zu gehen. Ich wenigstens gieng sie, es fahren täglich auch zwei Posten, eine um 9 Uhr 20 Vormittags, eine andere Nachmittags um 3.

Da fällt mir aber doch ein, daß es für zwei Tage eine unmögliche Partie ist. Denn es hieße ja her- und zurückreisen.

Wie lange dauert Euer Semester noch?

Ich treibe in aller Stille, um mich zu zerstreuen und etwas Nöthiges zu lernen, „Handelsbetriebslehre und Entwicklung des Welthandels". Sag's nicht weiter. Es soll mir nur eine Vorbereitung auf national-ökonomische Studien sein.

Es regnet hier fast immer, aber ich gehe im Regen durch den Wald, er ist immer schön und ruhig.

Deiner treu gedenkend

F. N.

Steinabad bei Bonndorf, badischer Schwarzwald.
Montag.

Nr. 74.

[Steinabad bei Bonndorf, 21. Juli 1875.]

Ja, liebster Freund, Du kommst mir nur um ein klein wenig zuvor, denn als ich meinen letzten Brief an Dich abgelassen, fiel mir erst ein, wie es mit Deiner Zeit jetzt stehen werde und wie Du ein Recht hättest mich unbescheiden zu nennen „ob meines unverschämten Geilens willen" oder wie die schöne Wendung originaliter lautet. Nein, ich gehöre nicht zu den gewaltthätigen Menschen, die immer Recht haben wollen und fast immer auch haben, selbst in der Freundschaft; sondern meine Unüberlegtheit ist die Schuld, Dir etwas anzumuthen, was, wie ich mir hätte selbst sagen sollen, Dir jetzt nicht möglich ist. Ich hätte nur so gern noch etwas vor Bayreuth über Bayreuth mit Dir geredet, da Du doch wohl nicht nur als Gersdorff sondern auch als Nietzsche hingehen wirst — vermuthlich wenigstens, wie die Anzeichen meines Schlechtbefindens errathen lassen.

Wie mir's geht, hat Dir mein letzter Brief erzählt; inzwischen haben wir die Diät sehr verändert (auf meine Bitte esse ich viel weniger — beiläufig eine der seltsamsten Möglichkeiten der Sprache — ich habe das viele Fleischessen satt). Ein schönes Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hôtels, ich benutze es allein, den andern Sterblichen ist's zu kalt. Frühmorgens um 6 bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich 2 Stunden spazieren, alles vor dem Frühstück. Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und und verborgenen Thälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten 7 Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedesmal wohl zu Muthe, wenn ich daran denke. Wir müssen unsere Jugend noch benützen und manches recht Gute noch lernen. Und allmählich wird's doch ein gemeinschaftliches Leben und Lernen, immer wieder kommt einer zur Gemeine hinzu, wie diesen Sommer ein sehr fähiger und früh gereifter (weil frühleidender) Schüler, der stud. jur. Brenner in Basel. Auch wurde mir von einem jungen Manne erzählt, der nach Australien abgieng und sich vorher mit meinen Schriften versah. Von einem Briefe des Fürsten Rudi Lichtenstein (in Wien) habe ich Dir erzählt? Heute mußte ich wieder einer Wiener Buchhandlung melden, daß eine Schrift von mir über Homer nicht

veröffentlicht sei, sie fragte, wie nun schon mehrere, im Namen „eines treuen Anhängers“. Das weißt Du doch auch, daß ich nun ein zweites ausgearbeitetes und sehr inhaltreiches Manuskript über J. Burckhardt's griechische Cultur habe, als Geschenk von dem kleinen guten Dr. jur. Kelterborn (der auch schon ein Amt hat).

Nun beginnt nach den Ferien meine Häuslichkeit und ein so vernünftig ausgedachtes Leben und Wirken, daß ich noch zu etwas kommen kann. Ich bin jetzt sehr hinterher, die argen Lücken unserer Erziehung (ich denke an Pforte und die Universitäten und andres) an mir selber nachträglich auszustopfen; und jeder Tag hat sein kleines Pensum, ganz abgesehen noch von dem Hauptpensum, welches mit dem Colleg im Zusammenhange steht. Wir müssen noch eine gute Strecke Wegs immer steigen, langsam aber immer weiter, um einen recht freien Ausblick über unsre alte Cultur zu haben; und durch mehrere mühsame Wissenschaften muß man noch hindurch, vor allem durch die eigentlich strengen. Aber dieses ruhige Vorrücken ist unsre Art von Glück, und viel mehr will ich nicht. Mit der Schriftstellerei ist es nun für längere Zeit vorüber, glaube ich. Aber mir scheint, zu einem rechten Weck- und Mahnruf reichen meine vier Schriftchen auch gerade aus, sie sind für Jünglinge und junges Streben.

Hast Du Schuré's le drame musical in 2 voll. gelesen? Er sandte es mir zu und hat mir viel Freude damit gemacht: Band I enthält als Bild das griechische Theater von Egesta, Band II das Innere

des Bayreuthers. Und meine „Geburt" hat er verstanden und mitempfunden, daß es eine Lust ist, so frei und von innen her. Für mein Gefühl ist alles Französische zu beredt und, bei Behandlung solcher Dinge wie der Musik, etwas zu lärmend und öffentlich. Aber das ist der Fehler der Sprache, nicht Schuré's.

Liebster Freund, ich glaube jetzt wirklich, daß ich nicht nach Bayreuth kommen kann, die Zeit von 4 Wochen ist für eine solche Kur an sich schon zu kurz; sollte es durchaus nöthig sein, so würde ich sie auf 5 Wochen verlängern, nur um alles zu thun, was ich bei einer so ernsthaften Sache mir schuldig bin. Aber im Herbst, nicht wahr, da habe ich Dich wieder in Basel? Was wird sich da alles erzählen lassen! Und meines Studirzimmers sollst Du Dich freuen!

Herzliche Glückwünsche auf Deinen Weg! Ich folge Dir in treuer Liebe als

Dein Freund Friedrich.

den 21. Juli.

Bonndorfs Lage: fasse Donaueschingen, die nächste Eisenbahnstation in's Auge. Von da nach Löffingen 3 Stunden Post, von da bis Bonndorf 2 Stunden zu Fuße. Dabei ist das Steinabad. Diese Mittheilung als Correctur meiner Angaben im letzten Briefe, aber keinesfalls als Ermunterungen zum Kommen! Ja nicht mißverstehen, theurer Freund.

Nr. 75.

Basel, 26. Sept. 1875, Sonntag.

Mein geliebter Freund, gestern lief das Semester zu Ende, mein dreizehntes Semester, und von heute an giebt es vierzehn Tage Ferien. Gern hätte ich eine kurze Fußreise gemacht, denn mich verlangt im Herbst immer darnach, den Pilatus noch einmal bevor es Winter wird zu sehen; je länger ich nun in der Schweiz bin, um so persönlicher und lieber wird mir dieser Berg; aber draußen ist es schauerlich naß und früh-novemberlich, und ich werde warten oder verzichten müssen — wie so oft im Leben. Man merkt doch recht, daß man die zwanziger Jahre hinter sich hat. Eine gewisse Art von Enttäuschung, aber eine solche, welche zur eignen Thätigkeit spornt, wie die frische Luft des Herbstes, begleitet mich jetzt fast aus jedem Tag in den andern.

Also inzwischen habe ich mit Hülfe meiner Schwester mich häuslich eingerichtet, und es ist gut gelungen. So bin ich endlich, seit meinem dreizehnten Lebensjahre, wieder in traulicheren Umgebungen, und je mehr man sich von allem, was Andre erfreut, exilirt hat, um so wichtiger ist, daß unsereins seine eigne Burg hat, von wo man zusehen kann und wo man vom Leben sich nicht mehr so gehudelt fühlt. Ich habe es durch das glückliche Wesen meiner Schwester, das mit meinem Temperament auf das beste zusammenstimmt, vielleicht günstiger getroffen als sehr viele

Andere; unsere Nietzschische Art, die ich mit Freude selbst an allen Geschwistern meines Vaters wiedergefunden habe, hat nur am Für-sich-sein seine Freude, weiß sich selber zu beschäftigen und giebt eher den Menschen als daß sie viel von ihnen fordert. Dabei erträgt es sich vortrefflich, als Denker und Lehrer zu leben — wozu man nun einmal sich verurtheilt fühlt.

Ich knüpfe an dieses Lob meiner begonnenen Häuslichkeit das Lob Deines Entschlusses oder vielmehr den herzlichen Ausdruck meiner Freude, Dich überzeugt und entschlossen zu sehen, eine gute Ehe zu schließen. Bringe aber ja in diesem Herbste die ganze Angelegenheit durch eine Reise nach * * * in's Reine und Fertige, ich rathe es Dir nur mit dem Wunsche, daß Du nicht zu lange am fürchterlichsten Elemente des Lebens, an der Ungewißheit leiden mögest.

Darf ich glauben, daß wenn Du mich noch vor Anfang Deines Semesters besuchst, Du mir eine glückliche Nachricht mitbringst? Im andern Falle stelle ich mir vor, daß eine neue Berliner Winter-Saison Deinem Vorhaben ernstlich gefährlich werden könne. — Doch davon verstehe ich wenig.

Unser Freund Rohde, der immer in den Unglückstopf des Lebens zu greifen pflegt und sich gewöhnlich etwas Herbes herauslooſt, war hier bei mir und meinte zuletzt, es sei der einzige Ort auf der Erde wo er sich noch zu Hause fühle. [— —] Er reiste von hier nach München und hörte dort den Tristan, mit übermäßiger Erschütterung. In den nächsten Tagen wird

er wohl in Rostock sein, wo er an der Philologen-Versammlung Theil nimmt und einen Vortrag „über die Novelle bei den Griechen" hält. — Ich habe bei diesem Zusammensein mit Rohde mehr gehabt als bei allen bisherigen, er war in seltenem Grade vertrauend und liebevoll, so daß es mir herzlich wohl that, ihm [— —] noch etwas sein zu können, [— —] —

Nun kommt auch bald unser Baumgartner zurück, er wird der Insasse meiner früheren Wohnung. Mannichfaltig zurechtgewiesen und belehrt kehrt er heim, er hatte mancherlei Unglück: so stürzte er neuerdings sehr gefährlich mit seinem geliebten Pferd, kam selber noch davon, mußte aber das Pferd sofort erschießen.

Mit J. Burckhardt geht es immer gut. Ich hörte gestern, er habe sich in Lörrach zu einem vertrauten alten Freunde über mich ausgesprochen, sehr günstig, man wollte mir gar nicht sagen, wie. Nur das Eine erfuhr ich: er habe gemeint, einen solchen Lehrer würden die Baseler nicht wieder bekommen.

Man rückt jetzt wieder an unsrer Sommerferienordnung. Im ungünstigen Falle ist es möglich, daß die Bayreuther Feste nächstes Jahr und die Jahre darauf mich nicht sehen werden; höchstens daß man mir einmal Urlaub für ein paar Tage giebt. Es kann aber auch günstiger werden, als es bis jetzt ist: wenn nämlich der ganze Monat August als Ferienzeit festgesetzt würde. Komme es nun, wie es wolle, ich will schon zusehen, nicht ganz darum betrogen zu werden, wie dies Jahr.

Mit meiner Gesundheit verbinde ich gute Hoffnungen, wenn ich die neue Lebensweise fortführe, die ich jetzt seit den Ferien auf Rath des Dr. Wiel eingerichtet habe. Ich esse alle 4 Stunden: um 8 Uhr ein Ei, Cacao und Zwieback, um 12 ein Beefsteak oder etwas Andres von Fleisch, um 4 Uhr Suppe, Fleisch und wenig Gemüse, um 8 Uhr kalten Braten und Thee. Jedermann zu empfehlen! Ein Gleichgewicht ist da erreicht, bei dem man an Verdauungsfiebern der gewöhnlichen Diners nicht zu leiden hat.

Doch giebt es Rückfälle meines Magenleidens; und sehr viel guten Willen, gesund zu werden, muß ich haben. — Für die Besorgung der Briefe, welche ich nach Bayreuth schickte, danke ich sehr; beide sind angekommen; und von beiden Seiten sind auch Antworten darauf eingetroffen. — Sehr gute Nachrichten von * * *! Wie ich mich freue! Ein Brief mit völliger Veränderung der Gemüthsart traf ein, wie von einem Genesenden. Er hat mehr zu thun und zu placken als je im Leben, aber er fühlt die segensreiche Wirkung und sagt selbst, es müsse sich inzwischen etwas in ihm gedreht haben. Er ist Gymnasiallehrer in Oldenburg und hat bis jetzt den ganzen griechischen Unterricht in Unter- und Obersekunda gegeben und bekommt von jetzt ab das Deutsch für Prima. Und es geht! Seine Adresse ist: per adr. Frau Oberjustizrath Mencke, Petersstraße 17. Oldenburg im Großherzogthum.

Miaskowski geht also Ostern nach Hohenheim, die Sache ist also erledigt, nachdem sie lange schwebte.

Meine Adresse ist: Spalenthorweg 48.

Liebſter Freund, Litteratur mache ich nicht, der Ekel gegen Veröffentlichungen nimmt täglich zu. Wenn Du aber kommſt, will ich Dir etwas vorleſen, was Dir Freude machen wird; etwas aus der unpublicirbaren Betrachtung Nr. 4 mit dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth“. — Stillſchweigen erbeten.

Lebe wohl, mein Getreueſter und Geliebter.

Dein F. N.

Die beſten Grüße auch von meiner Schweſter.

Bitte, empfiehl mich Deinen verehrteſten Eltern. — Sei guten Muths. Du darfſt es ſein.

Nr. 76.

[Baſel, 16. November 1875.]

Mein lieber Freund, ich ſchreibe um Dir zu ſagen, daß ich nicht ſchreiben kann; der Alp der Überarbeitung ſitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann in der Dir bekannten Weiſe leidvoll und ſchleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe. Wenn alles gut am Tage geht und gar kein unvorhergeſehenes Elend mich faßt, werde ich mit der Tagesarbeit gerade fertig und ſtrecke dann alle Viere von mir. Hauptcolleg 10 Mann, Nebencolleg 6 Mann, Seminar 10 Mann und wirklich viel guter Wille und auch mehr Talent als früher darunter.

Ich gehe gar nicht mehr zu Besuchen aus; wenn ich ermattet bin, lieſt mir meine Schweſter etwas Walter Scott. Allergrößte Bewunderung für Robin den Rothen!

Heute iſt Overbecks des Treuen Geburtstag. Zwei junge Muſiker aus Leipzig ſind als Verehrer meiner Schriften an die hieſige Univerſität gekommen und hören bei Overbeck und mir Collegien. Meine Ferien im nächſten Sommer ſind feſtgeſetzt, vom 15. Juli bis 13. Auguſt. Ich kann doch viel mitnehmen, wenn mir nur der Zutritt zu den Proben erlaubt würde! Vielleicht auch kann ich ein paar Tage mich vertreten laſſen.

Wenn ich es nur bis dahin aushalte! Mich ſchaudert mitunter, die Arbeit iſt zu groß.

Verzeih, daß ich ſoviel von mir rede.

Noch Eins: kannſt Du mir vielleicht gerade jetzt etwas leihen, 100 Thaler, eventuell auch 50 thun es. Rückzahlung wird verſprochen Oſtern 1877, ebenfalls werde ich 5 Prozent Zinſen zahlen. So eine neue Einrichtung wie ich jetzt habe macht das Berechnen für die erſte Zeit etwas ſchwierig, ich möchte niemanden lieber als Dich um dieſen Dienſt erſuchen. Verzeihung!

Dir mag es beſſer gehen als mir es geht, liebſter Freund. Das wünſche ich von Herzen, und wirklich iſt an meine Freunde zu denken immer noch das Einzige, was mich etwas mit dem Daſein verſöhnt, das mir ſonſt immer ſinnloſer erſcheint. Dieſe Mühe! dieſe Haſt! Dieſer naive Glaube jedes Menſchen, daß um ihn die Sonne und alle Welt

sich dreht! Ich strotze von Erfahrungen dieser Art und möchte lachen, wenn ich nur könnte.

Dein getreuer
Friedrich Nietzsche.

Dienstag, den 16. Nov. 1875.

Meine Schwester grüßt mit mir von ganzem Herzen.

Nr. 77.

[Basel, 13. Dezember 1875.]

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein Brief und heute morgen, recht am Beginn einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher: da soll man schon guten Muthes bleiben, wenn man so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirklich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner Freundschaft — der Ausdruck klingt Dir hoffentlich nicht zu thierisch — daß Du gerade auf diese indischen Sprüche verfallen mußtest, während ich mit einer Art von wachsendem Durst mich gerade in den 2 letzten Monaten nach Indien umsah. Ich entlieh von dem Freunde Schmeitzners, Hrn. Widemann, die englische Übersetzung der Sutta Nipâta, etwas aus den heiligen Büchern der Buddhaisten; und eins der festen Schlußworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch genommen „so wandle ich einsam wie das Rhinoceros". Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark auf, zumal wenn

ich krank zu Bette liege, daß ich verlange, davon etwas mehr zu hören, aber nicht verquickt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, so daß ich mich vor Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, magst Du auch aus beiliegendem Briefe des unsäglich leidenden * * * ersehen; man *soll* sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch worin kann man es aushalten, wenn man wirklich nichts mehr *will*! Ich meine, das *Erkennen-Wollen* bleibe als letzte Region des Lebens-Willens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtmehrwollen, ein Stück Purgatorium, so weit wir auf das Leben unbefriedigt und verachtend zurückblicken, und ein Stück Nirwana, insofern die Seele dadurch dem Zustande reinen Anschauens nahe kommt. Ich übe mich darin, die *Hast* des Erkennen-Wollens zu verlernen; daran leiden ja die Gelehrten alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gewonnenen Einsicht. Nun bin ich immer noch etwas zu straff zwischen die verschiedenen Anforderungen meines Amtes eingespannt, als daß ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Hast gerathen *müßte*: allmählich will ich mir schon alles zurechtrücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch *verdiene*, bis ich den Zustand meiner Seele gefunden habe, der der mir gleichsam verheißene ist, der Gesundheits-Zustand derselben, wo sie nur noch den Einen Trieb, das Erkennen-Wollen, übrig behalten hat und sonst von Trieben

und Begehrungen frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird), das Bewußtsein ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten und Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer und Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt — nun, das soll einmal ein Ende haben.

Später einmal, wenn Du Dein Haus sicher und wohlbedacht gegründet hast, wirst Du auch auf mich als einen länger weilenden Feriengast rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der Vergegenwärtigung Deines späteren Lebens und denke, daß ich Dir auch noch einmal in Deinen Söhnen nützen kann. Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Haß, Bestrebung, Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube, wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Er-

fahrung; und ich denke bei allem, was mich freut „wie wird sich Gersdorff dabei freuen!". Denn, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr hinüber, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheute Weiber giebt — dann wirst Du nicht mehr lange

„einsam wandeln wie das Rhinoceros".

Treugesinnt der Deine

Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße und Glückwünsche meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deinen verehrten Vater. Ich schickte Dir Rütimeyers Programm, hoffentlich kam es an.

Nr. 78.

[Basel, 18. Januar 1876.]

Mein geliebter Freund, habe Dank für Deine guten Nachrichten, ich erwartete sie mit Sehnsucht, jetzt kann ich doch mit Dir hoffen und weiß, daß einem von uns etwas Gutes zu Theil werden soll — so wie es dieser Eine auch verdient und nöthig hat. Es scheint mir, daß alles so gut eingeleitet ist, daß wir mit Fassung nun zu Ende warten dürfen. Das Ende kommt doch wohl Ostern?

Es macht mir Mühe zu schreiben, ich will drum kurz sein. Liebster Freund, ich habe das schlimmste schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe! Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen einen förmlichen Zusammenbruch, ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Centralwirkung so zu leiden hatten. Mein Vater starb 36 Jahr an Gehirnentzündung, es ist möglich, daß es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf dem Kopf früh morgens, auf Immermanns Rath, angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas besser. Doch ist es nicht einmal Reconvalescenz, der unheimliche Zustand ist nicht gehoben, alle Augenblicke werde ich an ihn erinnert. Man hat mir bis Ostern das Pädagogium abgenommen, an der Universität unterrichte ich wieder. Ich bin geduldig, aber voller Zweifel, was werden soll. Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut thut, auch schlafe ich ordentlich, Milch und Schlaf sind die besten Dinge, die ich jetzt habe. Wenn nur wenigstens die fürchterlichen tagelangen Anfälle ausbleiben wollten! Ohne sie kann man sich doch wenigstens aus einem Tag in den andern schleppen.

Meine Schwester liest mir viel vor, weil mir Lesen und Schreiben schwer fällt. Walter Scott hätte ich neben Milch und Schlaf nennen sollen.

Etwa den 19. März will ich wo möglich an den Genferſee gehen, bis dahin iſt der Winter noch zu rauh, und Spaziergehen in der Kälte iſt mir eher ſchädlich als nützlich. Meine Mutter wird in Kürze hier eintreffen.

Bitte behalte den Inhalt des Briefes für Dich, wir wollen die Bayreuther nicht beunruhigen! Ach Bayreuth! Entweder ich darf nicht hin oder ich kann nicht hin — ſo ſchwebt es mir jetzt vor der Seele. Aber es ſoll noch eine dritte Möglichkeit geben, und wenn ich denke, was ich alles ſchon durchgemacht habe, ſo muß ich wohl glauben, auch noch über dieſen Winter hinwegzukommen.

Lebe Du wenigſtens wohl, ich muß mein Glück immer mehr im Glück meiner Freunde ſuchen. Alle meine eignen Pläne ſind ja wie Rauch; ich ſehe ſie noch vor mir und möchte ſie faſſen. Denn es iſt traurig, ohne ſie zu leben, ja kaum möglich. — Kannſt Du Oſtern etwas mit mir zuſammen gehn, alſo etwa an den Genferſee? Eine ganz vorläufige Anfrage. Schreibe doch an Frl. von Meyſenbug, ſie frägt theilnehmend nach Dir. In alter Treue

der Deinige

F. N.

Bald ſollſt Du Beſſeres aus Baſel hören, ich verſpreche Dir's.

Nr. 79.

[Basel, 24. Januar 1876.]

Liebster Freund, die Adresse von Frl. v. Meysenbug ist genau diese:

132 Monte Caprino
Campidoglio, Roma.

Bis jetzt kein neuer Anfall, aber Fortdauer des Zustandes selbst, der mir Bedenken einflößt. Ich gebe aber meine Stunden an der Universität, lebe mit der größten Vorsicht und Regelmäßigkeit. So wird es wohl besser werden müssen. Gänzliches Ausspannen, wie Du anräthst, ist nicht so leicht durchzuführen, mir scheint ein mäßiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer.

Und dann hilft die Nähe meiner Schwester, Overbecks, zumal des glücklichen Overbecks — was sollte ich in der Ferne! Ich wünschte jetzt nichts lieberes zu hören als zu hören, daß Du Ostern nach Berlin müßtest, müßtest, weil sie zog, nach Goethe, im Gedichte Um Mitternacht. Das gäbe dann Neuigkeiten, bei denen einem Freunde einmal von Herzen wohl werden müßte. Wohl und gesund!

Nun gedenke meiner, ohne Sorge, ich bitte Dich und vor allem — gedenke Deiner, in der Overbeckschen Weise.

Dein Freund.

Sonntag.

Nr. 80.

Basel, Dienstag. [23. Febr. 1876.]

Mein geliebter Freund, wenn Dir mein Plan zusagt, so wollen wir es so machen: komme am ersten Tage Deiner Ferien nach Basel, wir ziehen dann sofort (etwa am 5. oder 6.) weiter und suchen uns einen bescheidenen Aufenthalt am Genfersee. Wir wollen zusammen die eben angelangten 3bändigen Memoiren einer Idealistin lesen, ich scheue mich ordentlich vor einem unbedachtsamen Einschlürfen eines so herrlichen reinen Getränkes. Ich freue mich von ganzem Herzen auf unsere stillen Wanderungen und Gespräche. Durch Einsamkeit und Leiden bin ich ganz vollgepfropft worden.

Ich kann endlich sagen, daß es jetzt zum Besseren geht, nach einem sehr langen peinlichen Gleichmaße des schlechten Befindens. Doch habe ich endlich alle meine Vorlesungen einstellen müssen, erst seitdem spüre ich den Fortschritt.

Overbeck läßt Dich herzlich grüßen und Dir sagen, daß er am 5. März nach Zürich zu seiner Braut reise, und sich sehr freuen würde, wenn er am 4. Dich sehen könnte. Geht es nicht, und kannst Du, was sehr zu bedauern wäre, erst am 5. ankommen, so bietet er Dir seine Wohnung zum Nachtquartier an. Bitte schreibe nächstens noch ein Wort über Deine definitive Entschließung. Deine Andeutungen über Berlin u. s. w. schmerzen mich, es scheint mir

so überflüssig und ungerecht, daß Du noch die Schule von dergleichen Schwierigkeiten durchmachen müßtest. Doch muß man manche Beschwerde selbst dankbar als eine Abschlagszahlung an den bösen Charakter des Daseins hinnehmen, das wissen wir ja; wir sind ja alle von großen und plötzlichen Übeln umlauert, denke nur an * * *

Wie ich mich sehne, Dich wieder zu haben!

Dein F. Nietzsche.

Nr. 81.

[Basel, 24. Februar 1876.]

Nun höre einmal, liebster Freund, mich an! Der Brief von Frau Wagner verändert die Lage und glücklicherweise nimmt meine Gesundheit täglich zu, so daß ich jetzt Dir einen zweiten Vorschlag mache. Immermann nämlich ist meiner Absicht entgegen, mich an einem Winkel des Genfersees niederzulassen, und räth mir Zerstreuung und Bewegung von Ort zu Ort an. Was ich mir nun diese Nacht ausdachte, hat auch die Zustimmung meiner Schwester erlangt, ist also meinem jetzigen Befinden nicht mehr widersprechend (was es noch vor 14 Tagen gewesen sein würde). Also: ich hole Dich am 28. Februar in Hohenheim ab und wir fahren zusammen gen Wien. Ich nehme an, daß Du dort der Gast Deines Freundes sein wirst und denke, daß ich durch seinen Rath ein

beſcheidenes Unterkommen in einem benachbarten Gaſthofe finden werde.

Wir nehmen ein Rundreiſebillet für 30 Tage von Stuttgart aus (über Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Linz, Wien, Linz, Paſſau, Regensburg, Nürnberg, Nördlingen, Stuttgart), II. Klaſſe, 39 Gulden ſüddeutſcher Währung.

Es ſteht nun ganz bei Dir, zwiſchen den Vorſchlägen zu wählen oder etwas Drittes vorzuſchlagen. Nun bitte ich Dich ſo herzlich wie möglich, wenn Dir aus irgend einem Grunde das Alleinreiſen und die Trennung unſrer Ferienprojekte erwünſcht iſt, mir dies zu ſagen. Wir ſind ja ſo glücklich, offen ſein zu dürfen, ja uns nicht einmal unter uns entſchuldigen zu müſſen. Alſo gebrauche das Vorrecht der Freiheit der Geſinnung.

Schreibe mir ſchnell eine Antwort, auch darüber, ob es vielleicht bequemer iſt, in Stuttgart zuſammenzutreffen und mit welchem Zuge. Nach Bayreuth verrathe von meinem Kommen nichts, ich freue mich diesmal angenehm zu überraſchen. Der Deinige.

Nr. 82.

[Baſel, März 1876.]

Liebſter Freund,

Du ſiehſt, wie es ſteht, denn ich kann ſelber nicht ſchreiben und muß, bildlich geſprochen, zur Feder und Hand meiner Schweſter greifen. Es war Thorheit, für mich an Wien zu denken, eine entſchuldbare

Thorheit für Einen, der sich möglichst weit von der Monotonie eines leidenden Zustandes hinwegsehnt. Aber schon vor der Ankunft Deines Briefes war ich durch eine Verschlechterung meines Befindens hinreichend darüber belehrt, daß ich mir nichts dergleichen zutrauen dürfe, nur hatte ich gewünscht, gerade für den Fall, daß ich nicht mitreiste, daß mein zweiter Vorschlag für Dich die Veranlassung zu genußreicheren Ferien würde als Du Dir jetzt in Begleitung eines Kranken versprechen darfst. Wie die Dinge nun gegangen sind, habe ich diese Absicht freilich nicht erreicht, was ich herzlich bedaure, zumal ich denken muß, daß mein letzter Brief Dich nur verwirrt und gequält hat. Wir lassen es also jetzt, wie schon mein Telegramm besagte, beim Alten, und der sechste dieses Monates soll also vorläufig der Termin Deiner Ankunft sein, vorausgesetzt, daß die Wünsche Deiner Eltern diesem Entwurfe nicht zuwider laufen.

Die Baumannshöhle steht bereit, Dich in ihrem Schlund aufzunehmen, und von der Höhle soll es dann weiter zu See, Wald und Fels gehen. Den genaueren Plan wollen wir dann erst hier gemeinschaftlich miteinander ausdenken. — Ich lese schon seit ein paar Wochen keine Collegien mehr und bin die Beute von Schmerz und Langeweile zugleich. Es verlangt mich nach Gesundheit ebenso sehr als nach Veränderung!

Mit den herzlichsten Grüßen meiner Mutter und Schwester bin ich der Deinige

F. N.

Nr. 83.

[Basel, am Tage nach Charfreitag 1876.]

Liebster Freund, am Abend vor dem grünen Donnerstag bin ich von Genf wieder zurückgekommen und habe dort 6 Tage zugebracht, sehr reiche Tage mit mancherlei Erfahrungen. Die Woche vorher, welche ich nach Deiner Abreise noch als einziger Gast in der Printanière aushielt, benutzte ich namentlich zu einer innerlichen Sammlung und Säuberung und wurde über vieles Kränkliche und Grillenhafte und Verzagte wieder Herr, namentlich aber hielt ich meine Ziele mit neuer Begierde mir vor Augen und verlor den Hang (mit dem ich auch Dich gequält habe!) gegen mich selbst ungerecht zu sein. Ich fand das „gute Gewissen" wieder, bis jetzt zu meiner Befreiung soviel gethan zu haben als ich konnte und damit auch andern Menschen einen wahren Dienst gethan zu haben. Auf dieser Bahn gehe ich wieder vorwärts und lasse mich auf desperate Rückblicke und Vorblicke nicht mehr ein. Ich verdanke sehr viel dem Buche unsrer herrlichen Freundin Meysenbug und werde den einen Sonntag, den ich in der höchsten moralischen Nachbarschaft mit ihr verbrachte, von früh bis Nachts im Freien, nicht vergessen.

Der Genfer Aufenthalt kam gerade im rechten Augenblick, als eine Art Bestätigung und Verstärkung des einsam-Beschlossnen. Vor allem habe ich, zur Bereicherung von uns Allen, einen wahren Freund

hinzugefunden, in Hrn. von Senger. Ich wüßte in wenig Worten gar nicht zu sagen, wie viel ich dabei gewonnen habe. Du wirst ihn kennen lernen, einstweilen sage ich nichts.

Wenn wir uns wiedersehen, will ich Dir von Ferney, dem Sitze Voltaires (dem ich meine ersten Huldigungen brachte) erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen und freiheitathmenden Genf, von Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf (einem berühmten Communard), von dem Concert populaire, in dem meinetwegen die Benvenuto-Cellini-Ouverture von Berlioz gemacht wurde, von der Frau Sengers, einer höchst charaktervollen Engländerin und seinen merkwürdigen Kindern Leila und Agenor, von Madame de Saussure, Banquier Köckert (ehemaliger Virtuos), von zwei liebenswürdigen Russinen in einer englischen Pension, von Ausflügen in's Savoyische, von der Entdeckung, daß ich ein großer Klavierspieler sein soll, von zahlreichen moralistischen Gesprächen, von Herrn Jansen und dem Makler u. s. w. u. s. w. In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige That. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den *großen Erfolg* nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte.

Mit einer Nutzanwendung *für Dich*, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei *nicht* zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in Betreff Deiner Verehelichung sagte. *Um keinen Preis* eine Conventionsehe! (wie es *alle* mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von Andern proponirten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine Losung in dieser Sache.

Nochmals danke ich Dir von ganzem Herzen für die Aufopferung Deiner Ferien und Deine treuen Freundesdienste, über deren Werth für mich Du Dir auch keinen Augenblick einen quälenden Gedanken darfst beikommen lassen. Ein anderes Mal soll es heiterer und muthiger zugehen, diesmal war ich im Ganzen doch krank und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer.

In dankbarer Liebe

der Deinige

F. Nietzsche.

Meine Schwester und der Rektor Overbeck grüßen herzlich.

Nr. 84.

[Basel, 26. Mai 1876.]

Für alle Deine Nachrichten, geliebter Freund, den besten Dank; sie haben mich bei gutem Befinden angetroffen; es scheint wirklich, daß die Unheimlichkeit des winterlichen Zustandes wie ein Gespenst vorübergegangen ist, es ist jetzt wieder heimlich bei mir.

Das Wort, mit seinem Doppelsinn, erinnert mich daran, daß ich etwas ausplaudern kann, das im übrigen noch Geheimniß ist (und einstweilen bleiben soll): daß ich vorhabe, von Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Frl. von Meysenbug folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubniß der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu Theil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke! Wir werden in größter Einfachheit in Fano (am adriatischen Meere) leben. Das ist meine Neuigkeit. — Alle meine Hoffnungen und Pläne zur endlichen geistigen Befreiung und zum unermüdlichen Weitergehen sind wieder in Blüthe; das Zutrauen zu mir selber, ich meine zu meinem besseren Selbst, erfüllt mich mit Muth. Selbst der Zustand meiner Augen ändert

nichts daran. (Schieß findet sie noch schlechter als damals, ich brauche einen Schreiber, das ist die Thatsache.) Collegien sind sehr gut besucht, in einem c. 20, in dem andern c. 10 und ebenso im Seminar. — Geheirathet wird nicht, zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „civilisirte" Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen. — Immer mehr kommen mir die griechischen Philosophen, als Vorbilder der zu erreichenden Lebensweise, vor die Augen. Ich lese die Memorabilien des Xenophon mit tiefstem persönlichen Interesse. — Die Philologen finden sie tödtlich langweilig, Du siehst, wie wenig ich Philologe bin. —

Rohde's „Roman" ist da — sehr lesenswerth auch für Dich, übrigens ein Zeugniß der tollsten Art für die guten und seltenen Eigenschaften des Autors. Gestern schrieb mir Wagner einen längeren Brief, zum Stolz- und Glücklichmachen, so weit er mich betrifft.

Der arme arme Rau! — Wir sollen alle an den Unwerth des Lebens bei Zeiten glauben lernen, jeder bekommt seine Art von tödtlicher Wunde. Ich sinne, wie ich ihm eine kleine Freude machen kann, zum Zeichen meines großen Mitleides.

Ich höre mit Bedauern, daß Overbeck gerade um die zweite Serie der Festspiele Dich gebeten hat. Das paßte schwerlich in Deine Absichten hinein. Aber in irgend welchen Dingen ist man immer zuletzt unfrei und muß sich damit trösten, das Vernünftigste gewollt zu haben. — Meine Schwester hat

Dr. Fuchs für die dritte Serie eingeladen, schon vor lange; er wäre richtig, wie sich jetzt ergiebt, ohne diese Beihülfe, gar nicht hingekommen. —

Der neue Emerson ist etwas alt geworden, kommt es Dir nicht auch so vor? Die früheren Essays sind viel reicher, jetzt wiederholt er sich, und schließlich ist er mir gar zu sehr in das Leben verliebt. —

Lebewohl, behalte mich lieb, ich bin Dein
alter Getreuer

F. N.

Basel, den 26. Mai 1876.

nebst Overbecks und meiner Schwester herzlichen Grüßen. Geht es an, so vergiß den trefflichen Musicum Peter Gast nicht.

Nr. 85.

[Basel, 21. Juli 1876.]

Liebster guter Freund, Du hast mich sehr ergriffen durch Deinen Brief, ich danke Dir von ganzem Herzen. Du weißt wirklich besser als irgend einer, wie mir zu Muthe ist. — Das Buch hat sich legitimirt, ich denke mit großer Ruhe daran. Wagner schrieb „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? u. s. w.“ Auch Frau Wagner und Jakob Burckhardt haben Zeugniß abgelegt. —

Und * * *s Verlobung? Ja es giebt Wunderbares zwiſchen Himmel und Erde! „Das Gute ſiege", ſagt Aeſchylus.

Unverſchämte Bedingungen von Bayreuth aus haben mich genöthigt, meine Wohnung dort zu kündigen. Kann ich die eine Woche, wo Du ein Zimmer frei haſt, bei Dir wohnen?

Ich gratulire Dir zum Overbeckſchen Kunſtwerk, an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich ſie mir kaum zutraute. Durch Geiſt, Witz und Zartheit des Gedankens haſt Du alles, was Overbeck ſonſt bekommen hat, aus dem Felde geſchlagen, davon bin ich überzeugt. Es iſt eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundſchaft.

Lebe wohl, Getreueſter!

F. N.

Geſundheit von Tag zu Tag jammervoll! Was ſoll's nur werden! —

Sonſt wunſchlos, wahnlos! —

Nr. 86.

[Sils-Maria, 28. Juni 1883.]

Mein lieber alter Freund Gersdorff,

inzwiſchen habe ich erfahren, daß Dir Etwas ſehr Schmerzliches widerfahren iſt — der Verluſt Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter

Troſt, Dich nicht allein im Leben zu wiſſen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du in Deinem letzten Briefe an mich Deine Lebens-Gefährtin erwähnteſt. Wir haben es in unſerer Jugend ſchwer gehabt, Du und ich — aus verſchiedenen Gründen; aber es wäre eine ſchöne Billigkeit darin, wenn unſerem Mannes-Alter einiges Milde und Tröſtliche und Herzſtärkende begegnete.

Was mich betrifft, ſo habe ich eine lange ſchwere Aſkeſe des Geiſtes hinter mir, die ich freiwillig auf mich nahm und die nicht Jedermann ſich hätte zumuthen dürfen. Die letzten ſechs Jahre waren in dieſem Betracht die Jahre meiner größten Selbſtüberwindung: wobei ich noch abſehe von dem, was mich Geſundheit, Einſamkeit, Verkennung und Verketzerung überwinden ließ. Genug, ich habe auch dieſe Stufe meines Lebens überwunden — und was jetzt noch vom Leben übrig iſt (wenig, wie ich glaube!) ſoll nun ganz und voll das zum Ausdruck bringen, um deſſentwillen ich überhaupt das Leben ausgehalten habe. Die Zeit des Schweigens iſt vorbei: mein Zarathuſtra, der Dir in dieſen Wochen überſandt ſein wird, möge Dir verrathen, wie hoch mein Wille ſeinen Flug genommen hat. Laß Dich durch die legendenhafte Art dieſes Büchleins nicht täuſchen: hinter all den ſchlichten und ſeltſamen Worten ſteht mein tiefſter Ernſt und meine ganze Philoſophie. Es iſt ein Anfang, mich erkennen zu geben — nicht mehr! — Ich weiß ganz gut, daß Niemand lebt, der ſo Etwas machen könnte, wie dieſer Zarathuſtra iſt —

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum dritten Male, und wieder fühle ich, daß hier und nirgends anderswo meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch alles verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann!

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu baun: ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Castell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher gethan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer giebt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwohner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hôtel Edelweiß, einem ganz vorzüglichen Gasthofe, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Mißverhältniß zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen großen Korb Bücher mit herauf gebracht: und auf drei Monate ist es wieder abgesehen. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten" habe ich gesagt, diese Gegend sei mir „blutsverwandt, ja noch mehr". —

Nun habe ich Dir Etwas von Deinem alten Freunde und Einsiedler Nietzsche erzählt — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte

Kameraden und haben Manches gemeinsam gehabt!

Dein
Friedrich Nietzsche.

Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz)
Ende Juni 1883.

Nr. 87.

Nizza, 9. April 1885.

Mein lieber alter Freund,

ich bin sehr betrübt durch die Andeutung, welche Du mir in Betreff der Gesundheit Deiner lieben Frau machst. Nun lebe ich zwar hier an einem Orte, wo es Einem nicht an allerlei Ermuthigungen in dieser Hinsicht gebricht; es ist mir sogar erstaunlich, wie lange, wie (relativ) gut und namentlich wie heiter durchschnittlich ein solcher Zustand ertragen wird. Es scheint, wenn das Leben nicht selber eine lebensgefährliche Sache wäre, diese Krankheit würde es noch nicht dazu machen. So bitte ich Dich denn, auch bei dieser Herzenssorge Deinen Himmel hell zu erhalten, so viel es nur möglich ist.

— Was meine Angelegenheit betrifft, über welche ich Dir Mittheilung machte, so bin ich mitten im Druck; C. G. Naumann hat versprochen „diskret, gut, billigst", und ich habe Gründe, an seine Versprechungen zu glauben. Bei einem Worte Deines

Briefes kam ich auf den Gedanken, daß zum mindesten das Motto dieses Finales Dir sehr nach dem Herzen sein werde.

Wenn Alles fertig ist, will ich Dir erzählen, wie es steht: Du kannst dann erwägen, was in Deinen Kräften steht. Du bist, mein lieber alter Freund, in dieser Sache vor mir vollkommen frei: in meiner Liebe zu Dir verrückt sich Nichts um einen Zoll, gehe es so oder so. Aber dies versteht sich, unter Menschen, wie wir sind, von selber.

— Morgen breche ich auf und gehe für ein paar Monate nach Venedig. Ich bin sehr augenleidend, und sehne mich nach dem Dunkel seiner Gäßchen. Zuletzt ist es die einzige Stadt, die ich liebe. Und dann ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund Peter Gast. Weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glücks, was ächte Naivetät, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Gast jetzt unser erster Componist. Es gehört freilich eine gute Nase dazu dies herauszuriechen. Unsre Zeit ist durch die prätensiöse und übertreibende Theater-Musik R. W.s (welcher zuletzt ein Schauspieler war, ein sehr großer Schauspieler, auch als Musiker, aber nicht mehr!) arg verdorben in allen Angelegenheiten des musikalischen Geschmacks und Wohlgeschmacks. Die Oper unsres Freundes, welche absolut jetzt auf die deutschen Bühnen muß, heißt „Der Löwe von Venedig". Da wird Einem endlich einmal venetianisch-wohl, wie 1770 ungefähr. —

Meine Adresse: Venezia, poste restante.

Dir und Deiner lieben Frau meine angelegensten und herzlichsten Wünsche.

Nr. 88.

[Venedig, 9. Mai 1885.]

Lieber alter Freund,

vor einigen Tagen habe ich ein Exemplar meines vierten und letzten Zarathustra an Dich auf die Post gegeben; hinterdrein beunruhigt mich die Vorstellung, daß das Kreuzband vielleicht nicht fest genug gewesen ist, und daß ich um keinen Preis ein Exemplar dieses ineditum in fremde Hände und unter falsche Augen gerathen lassen möchte. Sollte das Buch zur Stunde nicht eingetroffen sein, so thue, ich bitte Dich, Schritte bei der Post. Die Widmung des Exemplars an Dich steht auf der Titelblatt-Seite außen: so daß eine Nachfrage Deinerseits Erfolg haben dürfte.

Das Zweite, was ich zu schreiben habe, ist die ganz unerwartet günstigere Gestaltung meines Prozesses contra Schmeitzner. Die Wahrscheinlichkeit ist in der That groß, daß ich, in zwei Monaten ungefähr, zu meinem Gelde komme; der Vater Sch.s ist als Bürge eingetragen u. s. w. In summa: daraus ergiebt sich die angenehme Möglichkeit, daß ich meinen Herrn Drucker in Leipzig selber bezahlen kann: ein etwas kostspieliger Scherz bleibt es, den ich mir nicht so leicht zum zweiten Male erlauben dürfte. Aber

wie glücklich bin ich nun, etwas in den Händen zu haben, womit ich solchen Menschen, welche sich um mich „wohlverdient“ gemacht haben, auf meine Art eine Artigkeit erweisen kann! Zuletzt habe ich Dich noch zu bitten, mein lieber alter Freund Gersdorff, von diesem ineditum nicht zu sprechen. Overbeck bekommt ein Exemplar, ebenso Peter Gast, — ich habe Beide um dasselbe gebeten.

Ein schönes Motto aus einem alten Mysterium ist mir eingefallen:

„adventabat asinus
pulcher et fortissimus.“

Mit herzlichem Gruße, und in Betreff Deiner lieben Frau voll der aufrichtigsten Wünsche

Dein Freund

N.

Venezia, an der Rialtobrücke.
(Meine Adresse aber Venezia poste restante.)

An

Frau Marie Baumgartner.

(1874—1883.)

Nr. 1.

[Basel, 12. November 1874.]

Verehrteste Frau

am nächsten Samstag Nachmittag werden wir, nämlich Hr. Prof. Overbeck und ich, uns erlauben, Ihnen einen Besuch zu machen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen gerne sagen, in wie hohem Grade Sie mich durch Ihren Brief (den ersten, welchen ich über meine jüngste Schrift erhielt) ausgezeichnet und beglückt haben.

Die neuesten Nachrichten, die ich von Adolf erhalten habe, lauten ja sehr muthig und beruhigend; es wird Ihnen gewiß ein Stein vom Herzen gefallen sein, nun zu wissen, daß seine Gesundheit nicht mehr leidet.

Verehrungsvoll
Ihr
ergebenster Diener
Dr. F. Nietzsche.

Basel, Donnerstag.

Nr. 2.

[Basel, 7. Januar 1875.]

Nicht wahr, hochverehrte Frau, es wird mir erlaubt sein, am nächsten Samstag bei Ihnen sammt meinen Freunden zu erscheinen? Danken und Gratuliren ist unsre Aufgabe, und zwar sehr danken und sehr gratuliren, auch in Hinsicht auf Ihren trefflichen Sohn, über den wir uns nicht genug freuen können. (Soeben las ich im neuen rothen Heft und sehr erstaunt.)

Ihr ergebener
und dankbarer
Dr. F. Nietzsche.

Nr. 3.

[Basel, 19. Januar 1875.]
Mittwoch.

Verehrte Frau

inzwischen ist auch mein Freitag mit Beschlag belegt worden. Und so bleibt es denn bei dem alten Plane, daß ich Samstag komme.

Ich war ein paar Tage krank und hatte mich

erkältet. Auch heute geht's noch ein wenig schwach zu. Hoffentlich ist es Ihnen besser als mir ergangen.

Mit den freundlichsten Wünschen
Ihr dankbar ergebener
Friedrich Nietzsche.

Die Stelle bei Montaigne! Ich habe gesucht und gesucht! —

Nr. 4.

[Basel, 6. Februar 1875.]

Aber, verehrteste Frau, dazu sage ich kein Wort. Dagegen schicke ich Ihnen den Brief von Fräulein von Meysenbug, den ich Ihnen neulich versprochen habe. Ich bin sehr glücklich darüber, wenn Sie meine Freunde lieben können; und die ausgezeichnete und durch ein schweres Leben bewährte Meysenbug verdient Liebe, wenn sich überhaupt Liebe verdienen läßt — woran ich wenigstens zweifle.

Nächsten Samstag beginnt unser Fastnachten; ich bin beinahe genöthigt, an diesem Tage zu verreisen, da ich einer Festivität um keinen Preis beiwohnen möchte, zu der ich für Samstag Abend eingeladen bin. Deshalb möchte ich nach Luzern und frage deshalb bei Ihnen an, ob ich vielleicht ausnahmsweise einmal Freitag Nachmittag kommen kann. Ich habe zwar eine Stunde am Pädagogium, doch will ich diese schon verlegen.

In einem Briefe an Frau Wagner, den ich gestern schrieb, habe ich von der Übersetzung erzählt und auch, von Ferne, unsern Wunsch merken lassen. Heute siedelt meine Schwester nach Bayreuth über. An diesem Abend will ich noch nach Rom schreiben, um die Angelegenheit in Betreff des Pariser Verlegers ein Schrittchen vorwärts zu bringen. Inzwischen ist mir eine sehr gute Pariser Verlagshandlung bekannt geworden, die deutsche Werke in's Französische übersetzt publizirt (z. B. eine Schrift Hubers über die Jesuiten): der Name ist: Sandoz und Fischbacher.

Wenn Sie damit einverstanden sind, verehrteste Frau, daß ich Freitag komme, so schreiben Sie nicht, ich bitte Sie. — Meine Woche war sehr arbeitsam und ermüdend. Ich wünsche Ihnen einen hellen offnen Himmel, heute hing er voll Schneegewölk; es ist schwer dabei heiter und muthig zu bleiben.

Ihrem Sohne und meinem Freunde Adolf soll ebenfalls heute Abend noch geschrieben werden. Ich freue mich darauf.

Ihnen dankbar ergeben
Dr. Friedrich Nietzsche.

Basel, 6. Februar 1875.

Nr. 5.

(Visitenkarte)

[Basel, 10. Februar 1875.]

Dr. Friedrich Nietzsche
ordentl. Professor an der Universität
Basel

bittet sehr um Verzeihung, daß seine Nachlässigkeit und Unachtsamkeit Ihnen so viel Bemühung gemacht hat.

Es soll am nächsten Samstag nicht wieder geschehen.

Sehr dankbar der Ihrige.

Nr. 6.

[Basel, 24. Februar 1875.]
Dienstag.

Verehrte Frau

da kommt der Zettel wieder zurück — nein, was für Mühe Ihnen aus dieser Arbeit erwächst! Und wie wenig ich im Stande bin, Ihnen etwas davon abzunehmen! Ich bedauere beides oft genug, auch heute wieder recht lebhaft, als der Zettel ankam. —

Mit den sprachlichen Vorschlägen bin ich fast immer einverstanden, ein paar Worte, von mir dazwischen geschrieben, seien Ihrer Prüfung empfohlen.

Nur den Teufel müssen wir jedenfalls austreiben; es kommt eine Färbung in den Gedanken, sobald wir diabolique sagen, in der ich mein armes „dämonisch“ gar nicht wieder erkenne. Es giebt nun einmal gute Dämonen, und Faust war von einem solchen besessen. — Wollen Sie über diese Stelle vielleicht einmal Adolf anfragen? Ich möchte es, nur damit Sie mein hartnäckiges Widerstreben verzeihen. — Sonst noch keine Nachrichten. —

In Eile. Mit den herzlichen Grüßen Ihres
ergebensten F. Nietzsche.

Nr. 7.

[Basel,] Donnerstag, 11. März 1875.

Verehrte Frau

mein Freund Gersdorff hat über die Hälfte Ihrer Übersetzung gelesen, wir haben Ihrer viel im Gespräche gedacht und ich glaube, so wie wir an Sie gedacht haben, hätten Sie sich darüber freuen müssen.

Nun frage ich an, ob Sie vielleicht die noch fehlenden Stellen — ach was für böse Stellen! — jetzt eintragen wollen; dann können wir das Heft am nächsten Samstag an Schmeitzner fortschicken — denn daß Sie unsre armselige Hütte (um chinesisch-höflich zu reden) mit Ihrem Besuch ehren werden, steht für uns Freunde fest; im Voraus danken wir

Ihnen dafür. — Und für wie vielerlei hätten wir Ihnen zu danken! Romundt zum Beispiel.

Am meisten aber Ihr ergebenster
herzlich grüßender
Friedrich Nietzsche.

Nr. 8.

[Basel, 16. März 1875.]

Verehrteste Frau

Gersdorff und ich, wir wollten am nächsten Samstag einen Spaziergang nach Lörrach machen und bei Ihnen vorsprechen. Das wollen wir auch jetzt noch; im Falle das Wetter, unwahrscheinlicher Weise, schlecht ist, kommen wir mit der Eisenbahn. —

Sagen Sie Ihrem Herrn Sohne einen herzlichen Gruß von uns Allen; vielleicht versucht er recht bald einmal unsere Schwelle zu betreten, wenn auch nur um sich zu überzeugen, daß wir freie und nicht allzu beschränkte Menschen sind und ein Unglück als etwas nehmen, was Mitleiden verdient. Übrigens wußten wir vom Besuche beim Zahnarzte. —

Am Sonntage Morgen ist mein Brief an Schmeitzner abgegangen. Vielleicht bringe ich Ihnen am Samstag schon irgend eine Antwort.

Wir freuen uns bei dem Gedanken, daß Sie es möglich machen, Ihren Besuch in der Baumannshöhle bald einmal zu wiederholen.

Treulich Ihr ergebener
F. Nietzsche.

Nr. 9.

[Basel, 7. April 1875.]

Verehrte Frau

Der schöne Lörracher Brief hat geholfen den Sonntag auf eine gute Weise zu beschließen; ich war und bin die letzte Zeit über sehr empfänglich für Leiden und werde deshalb um so dankbarer für Freuden sein. Der ganze „unterschwürige" (kennen Sie das Wort?) Charakter des Lebens ist mir zu gewissen Zeiten jeden Jahres so deutlich, daß ich gar nicht aufhöre, mich schlecht zu befinden. Am Samstag muß ich auf ein paar Tage fort, zu einsamen Fußwanderungen.

Am selben Tage Abends geht Romundt von Basel fort; er möchte Sie gern noch einmal vorher sehen und wird deshalb am Freitag Nachmittag den Versuch machen, Sie zu Hause zu finden.

Nicht wahr, Sie werden doch noch nicht die nächste Woche nach Carlsruhe entführt? — Die Montaigne-Stelle hat eine gewisse Perplexität erzeugt: nämlich: die deutsche Übersetzung lautet ganz anders als ich die Stelle im „Schopenhauer" angeführt habe; falsch ist sie aber auch, wie die meinige Auffassung, nur in ganz anderer Weise falsch.

Ich empfehle nun in der französischen Ausgabe die Sache so zu wenden: wir streichen die Worte p. 17 „was er von Plutarch sagt" und führen den Gedanken „Kaum habe ich einen Blick u. s. w." so

ein, daß er von mir herrührt: was ja auch im Grunde das Richtige ist, da Montaigne jedenfalls etwas anderes sagt und seine Worte hier gerade nicht in den Ton meiner Stelle passen.

Der Entdeckerin meines Irrthums vielen Dank; es steht eben schlecht mit meinem Französisch, und bevor ich Montaigne idealisire, sollte ich ihn wenigstens richtig verstehen.

Mit herzlichen Wünschen allezeit der Ihrige

Dr. F. Nietzsche.

Basel, Mittwoch.

Auch lassen wir das „Bein" weg und begnügen uns mit dem „Flügel".

Nr. 10.

[Basel, Juni 1875.]

Denken Sie, verehrte Frau, daß es auch für nächsten Samstag eine zwingende Verhinderung giebt und daß ich nicht zu Ihnen kommen werde. Glücklicher Weise ist es gar nichts Schlimmes; ich bin nämlich durch die Nachricht erfreut und überrascht, daß meine Schwester mich doch noch besuchen wird und daß ich morgen (Freitag) mit ihr in Baden-Baden zusammentreffen soll. Da bleiben wir ein paar Tage — meine Schwester kennt diesen Ort nicht — und kommen am Montag Abend hier in Basel an.

Da bleibt nun gar nichts übrig als zu versprechen, daß wir Beide am Samstag nach Pfingsten nach Lörrach kommen.

Das Semester wird sehr arbeitsam, ich muß alle meine angekündigten Collegien lesen und habe für alle literarischen Absichten gar keine Zeit. Wenn nur meine Augen Stand halten!

Overbeck hat mich Montag verlassen und mir noch herzliche Empfehlungen an Sie, verehrteste Frau, aufgetragen.

Ich möchte Ihnen ein neues Buch von Hillebrand in Florenz geben, wenn ich nur wüßte, wie! Es heißt „Zeiten, Völker und Menschen" und bei den „Menschen" komme ich auch ein wenig in Betracht. Er redet so, wie die öffentliche Meinung in 10 Jahren sein wird, d. h. er ist ein klein wenig der jetzigen Meinung voran. Doch geht es nicht weit. —

Mir kommt es so vor als ob ich Ihnen manches zu erzählen hätte. Und da schreibe ich von Hillebrand!

In herzlicher Ergebenheit

Ihr

Friedrich Nietzsche.

Basel Donnerstag vor Pfingsten.
1875.

Nr. 11.

[Basel, 14. Juli 1875.]

Damit Sie, verehrte Frau, nicht in Ungewißheit und Sorge um mich sind, melde ich heute, daß die Ferien vor der Thür sind und daß ich am nächsten Freitag früh nach dem kleinen Schwarzwald-Bade abfahre. Man hat mir bis zu diesem Tage das Freiwerden von Zimmern in Aussicht gestellt. Ich habe inzwischen zwei erhebliche Anfälle meines Leidens gehabt, so daß ich wieder zu Bett liegen mußte. Zuletzt noch gestern. Vom Sängerfest habe ich nichts gesehn und gehört, als ob ich währenddem auf dem Mond oder auf Seelisberg gewesen wäre. Meine Schwester ist nun schon lange von mir fort und hat auch bereits schon von ihrer Naumburger Thätigkeit geschrieben. Bei der Kühle, die hier in der Luft herrscht, denke ich Ihrer mit Bedauern, weil Ihnen nun gewiß die Hitze nicht geschenkt wird, wenn sie vom Berg herunterkommen. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte und die Nachrichten über die Kuranstalt; aber ich glaube wirklich, daß sie für meinen jetzigen Zustand nicht wirksam genug und specifisch, wie die Ärzte sagen, ist. Vor allem trachte ich darnach, einen alten und bewährten Kenner und Beobachter von Magenleiden aller Art zu sprechen; und den finde ich in dem kleinen Bade. Es heißt also

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.

17*

Heute und morgen habe ich noch Collegien zu geben und eine Menge kleiner Angelegenheiten zu besorgen. Habe ich Ihnen schon von meinem Collegien-Cyklus von 7 Jahren, den ich mir jetzt ausgedacht habe, erzählt? Da wollen wir den Herrn Griechen schön zu Leibe gehen.

Daß ich von aller Schriftstellerei für noch längere Zeit (als 7 Jahre) mich fernhalten muß, wird mir immer deutlicher; es gehört das zu den allmählich erkannten Bedingungen meiner Baseler Gelehrten-Existenz; ich versuche das Kunststück zu leisten, diese Existenz und meine persönliche Bestimmung so in einander zu verknüpfen, daß sie sich nicht schaden, sondern sogar nützen. Darauf bezieht sich auch jener Entwurf. Da heißt es denn: in vielem entsagen, um in der Hauptsache nicht entsagen zu müssen. Sie sehen: nach Muthlosigkeit sieht meine Stimmung am wenigsten aus! Eher nach Übermuth; denn ich rechne auf lange Lebensstrecken hin, und da hat sich z. B. mein Vater verrechnet, der mit 36 Jahren starb.

In Bayreuth ist große Arbeit und Mühsal, Kommen und Gehen. Am 1. August beginnen die Orchesterproben. Rohde, Gersdorff und auch wohl Overbeck kommen um die gleiche Zeit hin.

Leben Sie wohl, verehrteste Frau und seien Sie von der Zuneigung und Dankbarkeit

Ihres ergebensten

Dr. Friedrich Nietzsche

herzlich überzeugt.

Basel, den 14. Juli 1875.

Nr. 12.

[Steinabad bei Bonndorf, 19. Juli 1875.]

Da bekommen Sie Nachricht von mir, liebe Frau Baumgartner, mitten heraus aus einem tiefen Schwarzwaldthale, durch das augenblicklich der Regen brauſt (und nicht nur für einen Augenblick! ich könnte eher ſchreiben wie jener ungariſche Kornſpekulant: „ſoeben beginnt ein ſchöner zwölfſtündiger Regen"). Der Arzt, deſſenwegen ich hierher gieng, Dr. Wiel, ein alter ſehr erfahrener und weithin bekannter Magenſpezialiſt, hat mir einen ſehr guten Eindruck gemacht, das Bad ſelbſt, mit ungefähr 40 Perſonen, erſcheint mir ſeit geſtern vortheilhafter, weil ich inzwiſchen ein beſſeres und vor allem ruhigeres Zimmer bekommen habe. In der zweiten Nacht wurde ich über rückſichtloſen Lärm in den Parterreräumen wüthend und ließ endlich die Stimme zu allgemeinem Schrecken und Verſtummen ertönen. Mein Befinden war nur am erſten Tag gut; geſtern lag ich zu Bett, der Kopfſchmerzen wegen und heute geht es ſchwach und matt zu. Der Dr. hat mich ſorgfältig unterſucht und nach allen Symptomen und Beobachtungen „einen chroniſchen Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens" conſtatirt. Ich nehme Morgens Karlsbader Sprudelſalz, habe einen ſehr genauen Speiſezettel (möglichſt geringe Maſſe von Speiſen, deshalb alles vom Kräftigſten — faſt nur Fleiſch, kein Waſſer, keine Suppe, kein Gemüſe, kein

Brod —), heute Nachmittag bekomme ich Blutegel an den Kopf. So steht es also bis jetzt. Gesellschaft für mich ist nicht vorhanden. Um mir rechte Zerstreuung zu machen, treibe ich eine Wissenschaft, zu der ich bisher fast keine Zeit hatte und die es verdient Zeit für sie ausfindig zu machen „Handels-Betriebslehre und die Entwicklung des Welthandels", nebst National- und Socialökonomie.

Der erste Brief, der hier eintraf, war von Frau Wagner aus Bayreuth, und bereits die erste Seite enthielt ein Anliegen, das mehr an Sie als an mich addressirt ist. Bitte lesen Sie den mitfolgenden Brief und sehen Sie zu, ob Sie Wagners den erbetenen Dienst erweisen können. Es handelt sich um die Bestellung von Confitures aus Straßburg. Die Addresse von Frau W. ist einfach

Frau Cosima Wagner
geb. Liszt
in Bayreuth
(Königreich Baiern).

Die Bezahlung wird der Straßburger Correspondent des Banquier Feustel in Bayreuth übernehmen. Übrigens habe ich an Schmeitzner geschrieben, er solle das Manuskript nach Bayreuth an Frau W. absenden. — Wenn Sie noch etwas für meine Rechnung hinzu bestellen wollten, so wären dies schöne Datteln, ein paar Pfund, für die Kinder, namentlich den kleinen Siegfried. Doch müßte meine Sendung separat sein, sonst entsteht mit der Bezahlung große Verwirrung. Wohl auch bei einem

andren Lieferanten. — Die Datteln wollten wir schon von Basel aus schicken, es gab aber dort keine guten; es ist auch mit dem Zoll so umständlich.

Mache ich Ihnen viele Mühe, verehrteste Frau? Ich fürchte fast!

Hoffentlich hörten Sie inzwischen etwas Tröstlicheres von Adolf, hoffentlich empfinden Sie auch eine gute Nachwirkung des Seelisberger Aufenthaltes. Mit diesen guten Hoffnungen und überhaupt mit viel guten Wünschen entsende ich Ihnen meine herzlichsten Grüße.

In treuer Ergebenheit
der Ihrige
Dr. Friedrich Nietzsche.

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.

Montag, den 19. Juli 1875.

Nr. 13.

[Steinabad b. Bonndorf, 2. Aug. 1875.]

Sie haben mir jedesmal, hochverehrte Frau, eine wahrhafte Freude gemacht; und Ihren letzten Brief, über die Bonner Reise, habe ich mit Rührung gelesen, Ihren Sohn glücklich preisend und fest überzeugt, daß das Gefährlichste über den Menschen keine Macht gewinnt, wo eine solche Liebe ihn hütet und

tröstet. Ich habe jetzt auch an Adolf geschrieben; Sie glauben nicht, in welchem traulich-freudigen Lichte der Winter vor meiner Seele aufsteigt, der in einigen Monaten kommen wird. Zum ersten Male fühle ich mich gleichsam geborgener; ich habe einen reichen Zuwachs an Liebe und bin dadurch geschützter und nicht mehr so leicht verletzlich und so preisgegeben, wie es bisher das Loos des Baseler Exils mit sich brachte. Sie müssen nicht glauben, daß ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resignirtes trage ich von der früheſten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum. Aber es mag sein, daß ich es nie besser verdient habe. Jetzt nun habe ich es besser, das ist kein Zweifel! Ich erstaune mitunter mehr darüber als daß ich mich freue, es ist mir so neu. Nun wächst jetzt in mir mancherlei auf und von Monat zu Monat sehe ich einiges über meine Lebensaufgabe bestimmter, ohne noch den Muth gehabt zu haben, es irgend Jemandem zu sagen. Ein ruhiger, aber ganz entschiedener Gang von Stufe zu Stufe — das ist es, was mir verbürgt noch ziemlich weit zu kommen. Es kommt mir so vor, als ob ich ein geborner Bergsteiger sei. — Sehen Sie, wie stolz ich reden kann. —

Meine Krankheit beunruhigt mich gar nicht mehr, sondern nöthigt nur für die spätere Zeit zu bestimmten Weisen zu leben, in denen keine erhebliche Beschränkung liegt. Ich lag zwar wieder einen Tag in der bösen Baseler Manier zu Bett, am Tag, wo meine Freunde in Beyreuth zusammeneilen — mir

ein sehr bestimmter Wink, ja nicht meine Kur zu unterbrechen. Also ich bleibe noch zwei Wochen hier. Eine bedeutende Verringerung der Magenerweiterung ist festgestellt. Aber auch Dr. Wiel denkt jetzt, wie Immermann, mehr an eine nervöse Affektion des Magens, die immer ein langwieriges Ding ist.

Für Ihre Mühe um die Bayreuther Münder und Mägen auch meinerseits den herzlichsten Dank. Es war ja viel beschwerlicher als ich dachte!! — Ist denn meine Schwester jetzt wieder in Basel? Die Posteinrichtungen sind hier nicht gut, aber Ihr Erlebniß mit der Eisenbahn ist beschämend für mich als Deutschen.

Die Übersetzung von Grote's Plato bitte ich doch ein wenig noch zu bedenken. Die Mühe ist außerordentlich, die Frage, ob in Frankreich das Werk als nöthig und als angenehm empfunden wird, sehr aufzuwerfen, und dann — was die Hauptsache ist — Grote referirt ja zum größten Theile über den griechischen Text Platons; und da kommt es immer darauf an, nicht nur das Englisch Grote's, sondern auch das zu Grunde liegende Griechisch Plato's zu verstehen und zur Hand zu haben — eine schwere und mühselige Aufgabe selbst für Philologen! Sonst wäre das Werk gewiß längst in's Deutsche übersetzt. —

Für heute leben Sie wohl, verehrte Frau und nehmen Sie die herzlichen Versicherungen meiner treuen Ergebenheit und Dankbarkeit freundlich auf.

Der Ihrige

Dr. Friedrich Nietzsche.

Steinabad, den 2. Aug. 1875.

Overbeck geht es sehr gut, er ist ebenso wie Rohde und Gersdorff in Bayreuth.

Nr. 14.

[Basel, Herbst 1875.]

Hier empfangen Sie, hochgeehrte Frau, die vier Hefte vom Ring des Nibelungen. (Man wird beim Anblick dieser Hefte leider daran erinnert, daß Wagners Verleger zwischen Operntexten und Wagners Gedichten keinen Unterschied gesehen hat!)

Die vorige Woche lief schlimm für mich ab, ich war vom ersten Tag an krank und mußte Donnerstag und Freitag im Bette zubringen. Jetzt Mattigkeit!

Nächsten Sonntag werde ich wahrscheinlich noch etwas von Basel weggehen, zusammen mit Overbeck, doch nur auf drei Tage. Es verlangt mich den Pilatus zu sehen und einiges mit Overbeck zusammen auszudenken, von dem Niemand nichts weiß und wissen wird.

In dieser Woche hoffe ich Sie noch zu sehen.

Mit ergebenstem Gruße auch im Namen meiner Schwester

der Ihrige

Dr. F. Nietzsche.

Montag.

Nr. 15.

[Basel, 1876] Montag, 10. Juli.

Verehrte Frau,

mein Verleger hat den Auftrag, Ihnen ein Exemplar meiner neuesten Schrift zu überreichen: was, wie ich annehme, heute oder morgen geschieht.

Sie haben an meinem vorletzten Erzeugniß einen so liebevollen andauernden und aufopfernden Antheil genommen, daß Sie sich gewiß heute mit mir von Herzen freuen werden. So ist denn auch dem Baume dieses im Ganzen so böse n Jahres eine Frucht abgeschüttelt worden!

Treu ergeben Ihr

Dr. F. Nietzsche.

Nr. 16.

(Postkarte.)

[Bex, 18. Okt. 1876.]

Liebe und Verehrte, nur eine Karte als Antwort auf einen so reichen Brief, meine Augen wollen es nicht anders. Morgen reise ich südwärts; vorgestern haben wir uns an der Zusendung Ihres Sohnes gelabt, es ist eine sehr glückliche Nachbildung und macht ihm als einem Gereifteren alle Ehre. Die

Schmeitzner-Angelegenheit nimmt einen raschen Verlauf, ich gratulire.

Adressen: Dr. Romundt: Oldenburg, im Großherzogth., Petersstr. 17. Gersdorff, Herrnhut (Schlesien), im Gasthof. Ich bitte in meinem Namen zu senden: Madame Louise O., Paris, rue Constantinople 6. Madame la Comtesse Diodati, Genève. Ich bitte noch für Prinz Metschersky, den Marchese Guerrieri, Gräfin Dönhof, deren Adressen ich Ihnen schicke. Auch Schuré und Liszt.

Herzlichste Grüße.

Nr. 17.

(Postkarte.)

[Sorrento, zwischen 19. u. 30. Oktober 1876.]

In Genua war ich krank, heftiger Anfall. Von dort bis Neapel Seereise, ohne Krankheit. Unsre schöne Wohnung hat diese Adresse: Sorrent près de Nâples, Villa Rubinacci. Wagners wohnen 5 Minuten von uns, Hôtel Victoria. Ich nahm heute Morgen ein Bad im Meer. Adressen für die Exemplare: Baronesse Isabelle de Pahlen, Roma poste restante. Mad. la Marquise Guerrieri-Gonzaga, Modena per Gonzaga. Prince Alexandre Metschersky, Firenze Villa Herzen.

Die herzlichsten Grüße Ihres F. N.

Nr. 18.

(Postkarte.)

[Sorrento, 18. Nov. 1876.]

Verehrteste Frau, hier ist Wagners römische Adresse:

Hôtel d'Amérique
79 via Babuino
Roma.

Das Exemplar an Frl. Natalie Herzen, um das ich bat, kann nach Florenz abgehen, wo sie jetzt ist — also gleiche Adresse wie Metschersky. — Ich athme und spüre die kommende Gesundheit, es fängt an wesentlich besser zu werden. Verschiedene Hausmittelchen helfen mit. — In Einer Woche meldete man den Tod meiner Großmutter, Gerlachs und — des besten Lehrers Ritschl.

Mit den herzlichsten Empfehlungen von uns Allen.

Nr. 19.

(Postkarte.)

[Sorrento, 9. Januar 1877.]

Neben dem wärmsten Danke für Ihre Briefe und für zwei solche Briefe habe ich heute nur zu melden, daß allen guten glückwünschenden Empfindungen befreundeter Menschen meine Gesundheit wirklich zu

entsprechen beginnt: mehr wage ich noch nicht zu sagen. Die Adresse von A. Metschersky, der jetzt wieder in Petersburg ist, sende ich nächster Tage. Ich bitte also für Fr. Diodati, O., Nat. Herzen. (Liszt und Dönhoff überflüssig vielleicht, ich weiß die Adressen nicht.) Dann: Ms. Schuré, Paris 104 rue d'Assas. Princesse Carolyne de Sayn-Wittgenstein, Roma 89 via Babuino. Madame Laura Minghetti, Roma. Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga, Roma via Rasella 152. Alexandre Herzen, Firenze 2 via Lorenzo magnifico.

Nr. 20.

(Postkarte.)

[Sorrento, 27. Januar 1877.]

Verehrteste Frau, es beunruhigt mich ein wenig, was der Übersetzung widerfahren sein mag, daß sie immer noch nicht erscheint. — Inzwischen ist Dr. Rée's Manuskr. an Schmeitzner abgegangen. — Ich habe manche schlechte, doch auch einige gute Tage hinter mir. Doch kann ich nicht lesen. Langsame Besserung; und der Zweifel, ob es wieder gut wird, nicht überwunden. — Hat Frau Cos. W. Ihren „Schopenh." zurückgeschickt? — Von Schuré ist ein Band Gedichte erschienen. Kennen Sie Romane von Daudet? Wir haben Voltaire, Diderot, Michelet, Thukydides vorgehabt.

Meine allerbesten Wünsche!

Ihr F. N.

Nr. 21.

[Sorrento, 2. Februar 1877.]

Verehrteste Frau

was für eine Freude haben Sie mir, und uns Allen gemacht! Wir können uns gar nicht darüber beruhigen, wie gut die Übersetzung gelungen ist; Fräulein von Meysenbug meinte immer wieder, es klinge als ob man einen der besten französischen Autoren höre, und ich selber bin fast überzeugt, daß die Übersetzung besser verstanden wird als das Original; ja wir Alle meinen, vielleicht sei Schmeitzner sehr klug gewesen: der Dampfer der Übersetzung nehme das etwas schwerfällige Lastschiff des Originals in's Schlepptau. Es ist eine wirklich artistische Leistung, so daß ich mich über mein Glück, einer solchen Übersetzerin und Sprachbildnerin zu begegnen, nicht genug wundern kann; die Vereinigung von größter Deutlichkeit mit Schönheit und Zartgefühl des Ausdrucks ist gewiß etwas Seltenes. Es war so leicht meine Gedanken in einer fremden Sprache noch zu verdunkeln; in der That, ich fürchtete immer etwas die pathetische Rhetorik des modernen Französisch. Aber Ihnen ist es gelungen, mich zu erhellen, das macht mich sehr froh. Außerordentlich schön ist z. B. der Schlußsatz von p. 19, dann auf p. 51 „de personnifier, de vivifier". Dann p. 66. Das ganze VII. Capitel, für das ich Grund hatte zu fürchten, sehr schön! Viele glückliche Einfälle und

Erfindungen! Ich hebe noch p. 123 hervor; schon weiß ich, daß ich täglich noch neue Überraschungen haben werde; bis jetzt konnten wir nur einen Theil zusammen lesen, und ich habe für mich das Ganze überschaut.

Nehmen Sie heute mit dieser Danksagung, welche ich Ihnen aus vollem Herzen ausspreche, fürlieb.

Ihrem Herrn Gemahl und meinem lieben Adolf die besten Grüße.

Treu ergeben
Ihr
Friedrich Nietzsche.

Ein Wort von meinem Befinden: denken Sie daß meine Augen in fast plötzlicher Weise so abgenommen haben, daß ich fast gar nicht lesen kann! Höchstens noch, wenn die Buchstaben so groß sind wie in Ihrem merkwürdig schön ausgestatteten Buche.

Nr. 22.

(Postkarte.)

[Sorrento, 4. Februar 1877.]

Hier, verehrte Frau, ein paar Feldblumen aus Sorrent. Wir alle senden Ihnen den Ausdruck unserer Verehrung und Bewunderung, denn die letzten Abende haben wir immer mit neuem Erstaunen in Ihrem Buche gelesen. Brenner hat die Blumen am felsigen Ufer gesucht, Frl. v. M. sie geordnet.

Nr. 23.

(Postkarte.)

[Sorrento, 17. April 1877.]

Seit einer Woche bin ich mit Frl. v. M. allein, die Freunde sind abgereist. Ich denke, Dr. Rée wird Ihnen, wenn er Zeit in Basel hat, erzählen. Seine Schrift ist im Druck fast fertig. Gersdorff schrieb mir Gutes über Ihren Sohn, den er in Berlin gesehn hat. Ein neuer Freund, v. Seydlitz, hat sich in unserer Nähe mit seiner Frau, einer Ungarin, niedergelassen. Im Juli denke ich in die Schweiz zu kommen. Meine Gesundheit ist und bleibt schlecht, sehr schwankend, namentlich die letzte Zeit. Die Augen etwas besser.

Alles Gute und Herzliche von Ihrem ergebenen

F. N.

Nr. 24.

(Postkarte.)

[Ragaz, 9. Juni 1877.]

Verehrte Frau, ich las Ihren Brief, der mir aus Italien hierher nachfolgte, noch einmal und dachte eben, wie gut Sie zu trösten verstehen. Ich danke

Ihnen von Herzen dafür. Meine Kurzeit in Ragaz ist auch nun abgelaufen, Erfolg ist abzuwarten (schlimm! daß er noch nicht da ist, denn die ganze letzte Woche war wieder schlecht). Nun soll ich in's Gebirge hinauf: wohin, weiß ich noch nicht sicher. Frl. v. Meysenbug und Monods kommen Mitte Juli in die Schweiz (wahrscheinlich Aeschi am Thunersee). Ich will auch dorthin. Vielleicht Sie ebenfalls? Herzl. Grüße!

Nr. 25.

(Vorgedruckt: Rosenlaui, Hôtel, Pension et Bains, mit Lithographie der Gegend.)

[Rosenlauibad, 30. August 1877.]

Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel — nicht als Antwort anf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir mannichmal graute, an die Dämmerung meiner Baseler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. „Entbehren sollst du, mußt entbehren" heißt es ja überall, in jedem Menschenleben: da müssen die guten Freunde schön an einander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen

in der Welt giebt, wohin die Oede des Entbehrens nicht hinein darf.

Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße Zwang war, den ich mir selbst in Basel anthun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich giebt als sie sich in meiner Baseler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann. „Ich lechze nach mir" das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten 10 Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz allen Schmerzen, ich mich fühle, sobald man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern.

Nun helfen und sinnen Sie mit, aus gutem freundschaftlichem Herzen, wie ich es zunächst wieder ertrage.

Ihr lieber Sohn geht nach Jena! Das hat mich sehr erfreut, ich wüßte ihm auch nichts besseres zu rathen. Rohde ist der begabteste und tüchtigste der jungen Philologen. — Aber ich sehe ihn noch im

September? so schreibt mir meine Schwester, die arme, die jetzt wieder das Haus in Stand zu bringen hat.

Also auf Wiedersehen in Kürze.

Treulich der Ihre

Dr. Friedrich Nietzsche.

30. August.

Nr. 26.

(Postkarte.)

[Basel, 26. Juli 1878.]

Verehrteste Frau, nun muß ich mich doch auf ein paar geschriebene Abschiedsworte beschränken, so gerne ich noch einmal einen Abschieds-Nachmittag bei Ihnen zugebracht hätte. Aber das „Schicksal" wollte es nicht: Sie wissen, worin mein Schicksal liegt, dem ich mich geduldig beugen muß. Jetzt fort in die Berge, in höchste Einsamkeit, fort, fast möchte ich sagen: zu mir. Aber auch da werde ich immer dankbar und herzlich Ihrer gedenken.

Dr. F. Nietzsche.

Nr. 27.

(Postkarte.)

[Interlaken, 10. September 1878.]

Verehrte Frau, in tiefem Gefühle der Dankbarkeit und des persönlichsten Zutrauens habe ich Ihren Brief gelesen: oh wenn Sie wüßten, was für eine Ausnahme derselbe war, unter allen Briefen, die ich seit Monaten bekommen habe! (Die meisten verleugnen mich in Einem Athem dreimal und krähen dabei selber wie Hähne.) So wollen wir denn ruhig in Geduld wachsen und zusehen, was, bei aller Buntheit der Meinungen und Bestrebungen, unverlierbar, einig, einfarbig, treu und gut bleibt. Im nächsten Winter will ich es schon machen, daß Lörrach wieder näher an Bachlettenstraße liegt. Anfang Oktober komme ich zu Ihnen.

Inzwischen den herzlichsten Gruß.

Nr. 28.

(Postkarte.)

[Interlaken, 13. September 1878.]

Verehrteste Frau, ich komme auf Einen Tag nach Basel und möchte Ihnen einen Besuch machen, näm-

lich nächsten Mittwoch Nachmittag, falls es meine Gesundheit irgend erlaubt. Darf der Patient um eine Tasse Thee und einen Zwieback bitten? — Gesundheit sehr unangenehm. — Dienstag reise ich von hier ab: bis dahin Interlaken Hôtel Unterseen.

Die herzlichsten Grüße! Sie bekamen doch meine Karte?

Ihr ergebenster
Prof. Dr. F. Nietzsche.

Nr. 29.

(Postkarte.)

[Basel, 28. Oktober 1878.]

Ach, verehrte Frau, es kam so, wie [ich] dachte: ein bitterböser Sonntag der Schmerzen nach unsrem guten Nachmittag, welchen Ihre große Güte mir schenkte und meine Gesundheit erlaubte. — Nachträglich will ich doch eingestehen, daß es nach meinem September-Besuch genau dieselbe Sache war: ich mußte meine Ankunft in Zürich abtelegraphiren und lag zu Bette. Sie sehen, wie jämmerlich Ihr Freund daran ist, wie unfrei sein Leib, und warum er so nach Freiheit des Geistes dürsten muß! —

Ich sende Ihnen den ergebensten Ausdruck meines Dankes und meiner Pietät.

Beiläufig: (ich bin neulich etwas erschrocken, daß

Ihr lieber Sohn von dem litterar. Plane etwas erfahren hat. Legen Sie ihm Stillschweigen auf, bitte, bitte, bitte!!)

In Verehrung der Ihre
F. N.

Montag.

Nr. 30.

[Basel, 15. November 1878.]

Verehrte liebe Frau Baumgartner, nur ein paar Worte!

Über Ihre Dichtungen als Gedichte nur eine Meinung zu haben wäre ganz und gar von mir unbescheiden. Genug, Sie scheinen mir im Elemente Ihrer Sprache und der kunstvollen Form sich heimisch zu fühlen; im Übrigen weiß wohl ein Gedankendichter wie Herr Prudhomme zu rathen.

Ihre Dichtungen aber als Wahrheiten betrachtet, die Sie sich und mir sagen: ja — da bedauere ich Sie ebenso sehr als ich mich beglückwünsche. Denn Sie haben an mir viel, viel weniger gefunden als Sie erwarteten, und ich weiß jetzt, daß ich unendlich mehr empfangen habe und besitze, als ich verdiene — nämlich eine zuverlässige treue Seele, welche überdies den Ehrgeiz hat, die Treue auf Erden mir gegen alle skeptischen Einflüsterungen zu beweisen.

So empfinde ich es: thut es Ihnen wehe? — Ich hoffe nicht. —

Die letzten Biſſen des Manuſkripts, die ich Ihnen geſtern gab, ſind am ſchwerſten zu kauen, es beſchämt mich, Sie ſo [zu] bemühen. Fangen Sie mit den letzten Seiten an und endigen Sie mit den vorderſten. Oder wie Sie wollen.

Ganz und gar ergeben und dankerfüllt

F. N.

15. Nov. 1878.

Wiſſen Sie, daß es ſeit lange meine Empfindung iſt „ich verdiene alles das nicht, was ich an Freundſchaft und Liebe erfahren habe", daß ich mitunter gegen meine Freunde voll Verdruß bin, weil ich ihnen nicht wiedergeben kann. So iſt es: geben iſt ſeliger ſchon als wiedergeben, aber immer nur nehmen, nehmen müſſen — das kann einen unſelig machen. Zu ändern iſt es nicht, hier ſteht das Fatum vor uns.

Nr. 31.

[Baſel, 26. November 1878.]

Herzlichen Dank, verehrte Frau, ich lebe unter lauter Erinnerungszeichen (von Ihnen und an Sie), Blumen, Trauben, Zwiebäcken, Abſchriften — „und ſiehe! es war alles ſehr gut" — heißt es in der Bibel.

Donnerstag Abend konnte ich Sie nicht wieder begrüßen — ein heftiger Anfall, der mir auch den Freitag raubte, kam heran. Seitdem habe ich immer gekränkelt und mit Mühe meine Collegien durchgesetzt. Meine Angehörigen verlangen: Aufhören! Aufgeben! — — — —

Ich selber warte und warte und bin immer noch geduldig wie ein Esel, weil immer noch voll ein wenig Hoffnung — was am Ende erst recht eine Eselei ist. —

Darf ich mir bei Ihrem Bäcker für einen Franken oder mehr solche Zwiebäcke bestellen, klein, ganz durchröstet und braun? So sind sie mir am zuträglichsten.

Meine Schwester fragte brieflich bei mir an, ob es jetzt nicht auch in Frankreich Dichter gebe, wie Herrn Lipiner in Deutschland, nämlich einen gewissen M. Prudhomme? — Ganz zufällig.

Ich grüße Sie von Herzen
als Ihr dankbarer
Fr. Nietzsche.

Dienstag.

(Und was soll aus Ihren guten Gedichten werden?)

Nr. 32.

(Postkarte.)

[Basel, 30. November 1878.]

Wie gut Sie für mich gesorgt haben, verehrte Frau — und wie beschämend — schnell! (meine Bitte erscheint mir wie eine rechte Unbescheidenheit) — aber gut ist der Zwieback; und die Pflaumen „mischen das Angenehme mit dem Nützlichen“ nach Horaz.

Mir gieng es inzwischen abscheulich. Ach, Geduld! Und woher Geduld? Und wozu Geduld! — Genug, ich habe sie noch.

Herzlich ergeben
F. N.

Die Blumen zieren und erfreuen immer noch. —

Nr. 33.

[Basel, 29. Dezember 1878.]
Sonntag.

Was für Ferien habe ich, verehrte Frau! Vor Schmerz und Erschöpfung halbtodt; die ganze Woche ein Anfall nach dem andern, eine Art von nachträglicher Abzahlung an die erste Hälfte des akademischen Semesters. —

Nun soll's aber besser gehen, und morgen (Montag) erwarte ich unter günstigeren Bedingungen Ihren lieben Sohn zu sehen. — Leopardi steht da in ernster Pracht, aufgespart für gute Sommertage im Gebirge. — Sie wissen doch, daß ich kein „Pessimist" bin, wie er und das „Düstere", wo ich es finde, nur constatire, nicht bejammere. Freilich kommen dabei keine so herrlichen Gedichte zum Vorschein.

Mein armseliges „Epigramm" galt übrigens nicht den Dichtern, sondern dem Dichter (Lipiner). — Dank Ihren Trauben ist es mir möglich, Horaz einmal wörtlich und thätlich zu interpretiren, heute Mittag „pensilis uva secundas et nux ornavit mensas cum duplice ficu".

Ihnen Beiden das Herzlichste.

F. N.

Nr. 34.

(Postkarte.)

[Basel, 5. Januar 1879.]

Sylvester und Neujahr böse böse Tage für mich. Jetzt geht die Noth des Semesters wieder an, diese Woche bin ich sehr beschäftigt.

Manuskr. in Schmeitzners Händen. Köselitz besorgt wieder die Correctur, wie ich heute durch Schm. erfahre (ich kann es mir nicht besser wünschen

— und fühle mich erleichtert, Ihnen keine neue Last zumuthen zu müssen). Sie, Arme Gute, haben schon viel zu viel an meiner Noth mitgetragen! Treulich

F. N.

Nr. 35.

(Postkarte.)

[Basel, den 1. März 1879.]

Verehrteste Frau, inzwischen habe ich unbeschreiblich gelitten; auch heute noch bin ich unfähig, mehr zu thun als es Ihnen zu sagen. Nicht einmal danken kann ich: und immer habe ich besondere Gründe, Ihnen danken zu mögen! — ganz abgerechnet, wie dankbar ich Ihnen überhaupt sein muß. Von Herzen Ihrer gedenkend und sich alles dessen freuend, was Sie freut Ihr

treu ergebener

F. N.

Können Sie mir die gelegentl. litterarischen Urtheile Mérimée's aus den lettres à une inconnue übersetzen? —

Nr. 36.

(Postkarte.)

[Basel, 3. März 1879.]

Verehrte Frau, morgen (Dienstag) Nachmittag will ich versuchen, wenn meine Gesundheit es irgend gestattet, zu Ihnen zu fahren. Eine Tasse Thee? darf ich bitten? (Essen darf ich nicht einen Bissen; dem Zwiebacke muß ich für eine Zeit abschwören.)

Das Herzlichste der guten Freundin.

F. N.

Nr. 37.

(Postkarte.)

[Genève, 29. März 1879.]

Verehrte liebe Frau, es geht fort und fort schlimm — auch hier in Genf. Meine Adresse ist: Hôtel Riche-mont. (Eben sagt man mir, daß das Haus vom Maler Diday gebaut ist und daß ich in seinem Schlafzimmer wohne: See, Sonne und Stadt vor mir.)

Eine Stunde vor der Abreise machte ich das geforderte Brandopfer: es that mir wehe. —

Denken Sie meiner mit Ihrem guten Herzen; und vielleicht giebt es dann auch ein Augenblickchen, um an Mérimée zu denken? — Einiges Uberſetzte, hierher geſandt, würde mir ein Feſt ſein.

Ich bedarf der Freude und der Feſte, es iſt ſchwer ſo zu leben. Es grüßt von Herzen

F. N.

Genève Hôtel Riche-mont.

Nr. 38.

(Poſtkarte.)

[Genève, 6. April 1879.]

Der Palmſonntag, den ich jedes Jahr mit Kinderempfindungen und einem Kinderverlangen nach neuer Freude verbringe und der folglich alle Jahre mehr ein Tag der Wehmuth wird, brachte mir Ihren Gruß und die Fortſetzung M.s — ich bin ſehr dankbar für Beides. M. iſt ein Künſtler erſten Ranges und als Menſch ſo gewillt, hell zu ſein und hell zu ſehen: er thut mir wohl. Und Sie haben „unter Schmerzen gemalt“ wie jener Maler in doloribus pinxi unter ſein Gemälde ſchrieb, Sie Arme, Gute! — Nachmittags kam noch ein Brief von Jacob Burckhardt, ein wahrer Palmenzweig und beſchämend für mich. Nehmen Sie an meinem Guten Theil, wie Sie es an meinem Schlimmen thun. Nichtwahr, als mitfreuende Freundin?

Nr. 39.

(Postkarte.)

[Genève, 12. April 1879.]

Dankbar Alles empfangen. Über Schmeitzners Worte machen Sie sich keine Skrupel! diese sollen anlocken, daß die Besitzer des deutschen Originals auch die Übersetzung kaufen: weiter ist es nichts.

Hoffentlich ist Ihre Gesundheit wiedergekommen. Auch ich habe von der guten Luft bessere Tage gehabt. Ich hasse Basel immer mehr und verlasse es, sobald ich kann, gänzlich.

Möge Ostern mit Sonnengruß und Frühlingsblumen zu Ihnen kommen! Ich bleibe noch ungefähr 10 Tage hier.

Treulich der Ihrige

N.

Nr. 40.

(Postkarte.)

[Basel, 7. Mai 1879.]

Wollen Sie, verehrte Freundin, dem Leidenden und Scheidenden noch ein halbes Stündchen geben, so kommen Sie morgen (Donnerstag) zu Ihrer Stunde. Ich habe **schwer** gelitten, Alles ist znm Äußersten

gekommen, die Professur ist niedergelegt. Ich verlasse in wenig Tagen Basel für immer. Mein Mobiliar ist zu verkaufen. Samstag kommt meine Schwester.

Von Herzen Ihr

F. Nietzsche.

Nr. 41.

(Postkarte von Frl. Elisabeth Nietzsche an Frau Marie Baumgartner.)

[Schloß Bremgarten, 21. Mai 1879.]

Innigverehrte Frau Baumgartner,

zwar hoffe ich, Sie bald persönlich zu sehen, aber inzwischen möchte ich Ihnen doch einmal Nachricht geben, wie es meinem lieben Bruder geht. Leider immer noch recht übel, wenn auch im Verhältniß zu seinem Basler Zustand eine gewisse Erleichterung eingetreten ist. Schloß Bremgarten liegt reizend und hat prächtige Spaziergänge, welche wir auch fleißig genießen, aber vielleicht sollte mein Bruder lieber noch etwas höher gehen. Fritz läßt Ihnen für Ihren letzten so lieben und theilnehmenden Brief auf das Wärmste danken. Alle Ihre Vorschläge sind so freundlich und gut und werden mir so viel Mühe ersparen, daß ich Ihnen innig dankbar bin. Bitte, kommen Sie einen Nachmittag einmal zu mir, wenn ich erst in Basel bin, daß wir Alles miteinander be-

sprechen können. Ich denke die nächste Woche werde ich dort Alles besorgen. Wir grüßen Sie mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit.

Ihre F. N. u. E. N.

Nr. 42.

(Frl. Elisabeth Nietzsche an Frau Marie Baumgartner.)

Tamins bei Chur, d. 20. Okt. 1879.

Innigverehrte Frau Baumgartner!

So lange lange Zeit haben wir nichts von Ihnen gehört, so daß ich wohl sagen kann, wir machten uns ernstliche Gedanken, ob wir Ihnen unbewußt irgend etwas zu Leide gethan haben. Fritz und ich waren in Chur ganz bekümmert als wir darauf zu sprechen kamen und Fritz beauftragte mich ganz besonders, Ihnen doch zu sagen wie traurig es ihn gemacht habe, daß er den ganzen Sommer, seit er Basel verlassen hat, auch nicht ein einziges Briefchen von Ihnen bekommen habe. Manchmal denke ich, es muß ein Brief verloren gegangen sein. Sollte es nun ein Mißverständniß geben, oh bitte, so theilen Sie mir den Grund Ihrer Mißstimmung mit, sollten Sie aber nur durch Abhaltung verschiedener Art am Schreiben verhindert gewesen sein, so bitte ich Sie herzlich, sobald es Ihnen möglich sein sollte, doch einige Zeilen an meinen Bruder zu richten (Weingarten Nr. 18, Naumburg an der Saale).

Sie werden gewiß durch Overbecks gehört haben, wie die Nachwirkung von St. Moritz eine so eigenthümlich günstige ist, daß sein schreckliches Kopfleiden seit seinem dortigen Aufenthalt nur in sanfter Form bis jetzt erschienen ist. Es ist wirklich seltsam, da er während seinem Aufenthalt an diesem schönen Ort wirklich außerordentlich heftig gelitten hat; zuletzt während der Kur selbst waren die Leiden sogar so schmerzhaft und peinlich, daß er ganz verzweifelt schrieb: mit ihm könne es nie wieder besser werden, mit ihm wäre es aus. Und nun jetzt diese merkwürdige Besserung! Freilich sie dauert jetzt erst fünf Wochen, seit dem 17. September, dem Tag, an welchem wir uns wiedersahen in Chur. Ich werde diese vier wunderschönen Tage daselbst niemals vergessen, die neu erwachende Hoffnung auf meines Bruders Besserung verlieh ihnen einen eigenen Zauber, so daß wir ganz ungewöhnlich vergnügt und glücklich waren. Es wurde mir sehr schwer ihn allein nach Naumburg reisen zu lassen, noch dazu mit der Voraussicht, den ganzen Winter in der Schweiz bleiben zu müssen. Ich fürchte, Naumburg wird ihn langweilen.

Mit den besten Grüßen an Ihre lieben Angehörigen, umarmt Sie Ihre

Sie hochverehrende
Elisabeth Nietzsche.

Nr. 43.

(Postkarte.)

[Naumburg a./S., 18. November 1879.]

Liebe verehrte Frau Baumgartner, so muß denn doch die Karte dran! Ich finde das, was zu einem Briefe gehört, seit Wochen, nicht zusammen; und ich fühle andererseits, daß ich auf einer Karte Ihnen nichts zu sagen habe! Wenn irgend ein Mensch, so sollten Sie hübsche lange und innerliche Briefe von mir erhalten, wie Sie mir solche schreiben (und viel besser als ich's vermöchte). Nun geht es aber nicht, und darüber verstumme ich ganz. Ach, wie satt habe ich es, über mein Schlechtbefinden zu berichten! Ein kleiner Anflug von Milderung ist wieder verschwunden. Die „Stimmung" dabei ist ziemlich kaltblütig, dürfte aber etwas sonniger sein. Ich will diesen Winter nicht denken, daher viel Langeweile. Von Herzen Ihr

N.

Nr. 44.

(Postkarte.)

[Naumburg a./S., 28. Dezember 1879.]

Der erste Wiederhall meiner Mittheilung an die Freunde kam von Ihnen, verehrte Frau: dankbar und Sie segnend las ich jedes Wort.

Mein Zustand ist so fürchterlich und unheimlich wie nur je. Daß ich die letzten 4 Wochen überlebte, begreife ich nicht.

Ihnen die herzlichsten Neujahrsgrüße sendend und Ihres lieben Sohnes Hoffnungen mit einschließend bin ich

Ihr getreuer
F. N.

Nr. 45.

(Postkarte.)

[Sils, 15. Juli 1881.]

Liebe verehrte Frau Baumgartner, hier kommt wieder einmal ein geschriebenes Wörtchen von mir zu Ihnen, und als Vorläufer oder Mitläufer eines gedruckten Wortes, für das ich um alle Ihre Theilnahme bitten möchte: — Besseres und Persönlicheres habe ich nicht mitzutheilen, und das alte Lied meiner körperlichen Nothzustände möchte ich wahrhaftig nicht mehr vor Ihnen absingen. Jeder hat zu tragen: verlernen wir über dem Tragen und Schwertragen auch das Auffliegen und Weit-Hinausschauen nicht! Es verträgt sich nicht so übel mit einander! Es giebt viele Mittel, um stark zu werden und starke Flugschwingen zu bekommen: Entbehrung und Schmerzen gehören dazu, es sind Mittel im Haushalte der Weisheit. Über allem Jammer immer wieder ein Lied

der Freude — nicht wahr, das ist das Leben! Das kann es sein! Treulich

F. N.

Ich denke an Sie und die Ihrigen, namentlich an Ihren Gelehrten, mit dem herzlichsten Danke.

Nr. 46.

[Rom, 28. Mai 1883.]

Inzwischen, verehrteste Frau, wird mein „Zarathustra" bei Ihnen angelangt sein; und nach dem zu schließen, was Sie mir voriges Jahr über die ersten Zeilen desselben geschrieben haben (sie bildeten den Schluß der „fröhlichen Wissenschaft") darf ich beinahe mit Sicherheit darauf schließen, daß dieser mein jüngster und liebster Sohn bei Ihnen nicht in der Fremde sein wird. — Ich bin jetzt auf hoher See und verlange das Höchste von mir und — für mich. — Im Zusammenhange damit steht nun ein Entschluß, der seit Jahren kommt und geht und wiederkommt und endlich — jetzt! — mich reif findet und stark genug: der Entschluß, auf ein paar Jahre zu „verschwinden".

Aber Sie meinen vielleicht, verehrte Freundin, ich sei schon genug „verschwunden gewesen"? — und Ihr letzter äußerst gütiger Brief scheint mir vielmehr den Wunsch auszudrücken, ich möchte aus den dunklen Wassern der Vereinsamung wieder „an die Oberfläche„ kommen!

Fragen Sie hierüber auch meinen Sohn Zarathustra: und wenn Entschuldigen von irgend welcher „Schuld" dabei Noth thut, so wird er mich auch entschuldigen müssen!

Ich will es so schwer haben, wie nur irgend ein Mensch es hat: erst unter diesem Drucke gewinne ich das gute Gewissen dafür, etwas zu besitzen, das wenige Menschen haben und gehabt haben: **Flügel** — um im Gleichnisse zu reden.

Bleiben Sie mir gut, auch dann wenn ich „verschwunden" und „verflogen" bin!

Von Herzen Ihr Freund
Nietzsche.

An

Herrn Dr. med. Otto Eiſer.

(1880—1882)

Nr. 1.

[Naumburg a./S., Januar 1880.]

Lieber Herr Doctor,

Herzlichen Dank! Gerade dieser Tage dachte ich Ihrer, es verlangte mich mit Ihnen einmal wieder zu reden; es giebt niemanden Vertrauenswürdigeres als Sie. Aber um einen Brief zu wagen muß ich durchschnittlich 4 Wochen warten, bis die erträgliche Stunde kommt — und hintendrein habe ich's noch zu büßen! Deshalb Verzeihung, wenn alles auf meiner Seite beim alten bleibt — — schweigend, aber in Liebe.

Meine Existenz ist eine fürchterliche Last: ich hätte sie längst von mir abgeworfen, wenn ich nicht die lehrreichsten Proben und Experimente auf geistig-sittlichem Gebiete gerade in diesem Zustande des Leidens und der fast absoluten Entsagung machte — diese erkenntnißdurstige Freudigkeit bringt mich auf Höhen, wo ich über alle Marter und alle Hoffnungslosigkeit siege. Im Ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben und doch! Beständiger Schmerz, mehrere Stunden des Tags ein der Seekrankheit eng verwandtes Gefühl, eine Halb-Lähmung

wo mir das Reden schwer wird, zur Abwechslung wüthende Anfälle (der letzte nöthigte mich 3 Tage und Nächte lang zu erbrechen, ich dürstete nach dem Tode). Nicht lesen können! Sehr selten schreiben! Nicht verkehren mit Menschen! Keine Musik hören können! Allein sein und spazieren gehen, Bergluft, Milch- und Eier-Diät. Alle inneren Mittel zur Linderung haben sich nutzlos erwiesen, ich brauche nichts mehr. Die Kälte ist mir sehr schädlich.

Ich will in den nächsten Wochen südwärts, um die Spazierengehn-Existenz zu beginnen.

Mein Trost sind meine Gedanken und Perspektiven. Ich kritzele auf meinen Wegen hie und da etwas auf ein Blatt, ich schreibe nichts am Schreibtisch, Freunde entziffern meine Kritzeleien. Das letzte, womit meine Freunde fertig geworden sind, folgt nebenbei, nehmen Sie es gütig auf, auch wenn es vielleicht Ihrer eignen Denkungsweise weniger willkommen ist. (Ich selber suche keine „Anhänger" — glauben Sie es mir! — ich genieße meine Freiheit und wünsche diese Freude allen zur geistigen Freiheit Berechtigten.)

Ihre liebe Frau steht vor mir als eine edle und starke Seele, welche mir wohl will. Ich bin und bleibe Ihr getreuer F. Nietzsche.

Naumburg. —

Ich habe schon einige Male längere Bewußtlosigkeit gehabt. Im letzten Frühjahre hatte man mich in Basel aufgegeben.

Nach der letzten Untersuchung hat die Sehkraft wieder erheblich abgenommen.

Nr. 2.

[Naumburg, Anfang Februar 1880.]

Welche Überraschung! Welcher Frühling! Wie gute Menschen wohnen in der Hirschgasse! — Nein, lieber guter Herr Doctor, ich machte Ihnen die Schilderung meines Zustandes nach dem Durchschnitt des letzten Jahres, nicht nach der Ausnahme. Statistisch: ich hatte 118 schwere Anfallstage; die leichteren habe ich nicht gezählt. Könnte ich Ihnen das Fortwährende beschreiben, den beständigen Schmerz und Druck im Kopf, auf den Augen, und jenes lähmungsartige Gesammtgefühl vom Kopf bis in die Fußspitzen! — Meine Schwester sah mich unter den günstigsten Umständen, ich selber war zum Hoffen verführt.

Ihnen treu zugethan

F. N.

Nr. 3.

[Naumburg, September 1882.]

Lieber und verehrter Herr Doctor,

nicht wahr, ich darf nicht durch Frankfurt reisen, ohne Sie zu sehen? Ja, am liebsten bliebe ich einen Tag, da es sich nicht nur um's Sehen, sondern um's Sprechen handelt. Ob ich aber diesen Tag bei Ihnen

im Hause bleiben kann, darüber werden Sie oder Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin mir ein Wort auf ein Postkärtchen schreiben — ein Wort der unbedingtesten Unbefangenheit, wie es nicht nur unter Kranken, sondern namentlich unter Freunden am Platze ist. Ja? —

Ich will in einigen Tagen nach Paris übersiedeln und meine Reise über Frankfurt machen: woselbst ich Morgens gegen 8 Uhr eintreffen werde. In der Hauptsache darf ich mich als Genesenen oder mindestens als Genesenden bezeichnen. Seltsam und unglaublich, nicht wahr? Es bleibt übrig, Ihnen einiges zu erzählen, das vielleicht auch den Arzt interessiren möchte.

Von Herzen der Ihre

Dr. Friedrich Nietzsche

zur Zeit in Naumburg a./Saale.

Anfang September.

An

Madame Louise D.

(1876—1882)

Nr. 1.

[Basel, 30. August 1876.]

Meine liebe Frau O.,

Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen, es war mir, als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich mußte mich erst wiederfinden, aber das habe ich gethan und Sie können ohne Besorgniß diesen Brief in Ihre Hand nehmen. Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben.

Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, daß ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, daß Ihr kleiner Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist.

Wollen Sie meine ersten drei unzeitgemäßen Betrachtungen von mir haben? Sie sollen doch wissen, woran ich glaube, wofür ich lebe.

Bleiben Sie mir gut und helfen Sie mir in dem, was meine Aufgabe ist.

In reiner Gesinnung der Ihrige,

Friedrich Nietzsche.

Basel, 30. August 1876.

Nr. 2.

[Basel, September 1876.]

Liebe gute Freundin,

Erst konnte ich nicht schreiben, denn man machte mit mir eine Augenkur — und jetzt soll ich nicht schreiben, auf lange Zeit hinaus! Trotzdem — ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein: sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht.

Für mich jedenfalls.

Aber auch für Sie, wenn ich denke an was für einen Freigeist Sie da gerathen sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich größeren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet. Vielleicht daß ich sogar noch mehr Freigeist sein will als ich es sein kann!

Was sollen wir nun machen? — Eine „Entführung aus dem Serail" des Glaubens, ohne Mozartische Musik?

Kennen Sie die Lebensgeschichte Fräuleins von Meysenbug, unter dem Titel „Memoiren einer Idealistin"?

Was macht der arme kleine Marcel mit seinen Zähnchen? Wir müssen alle leiden, bevor wir ordentlich beißen lernen, physisch und moralisch. — Beißen um uns zu nähren, versteht sich, nicht beißen, um zu beißen!

Giebt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild?

Ich reise Sonntag über 8 Tage fort nach Italien, auf lange Zeit. Von dort bekommen Sie Nachricht. Ein Brief an meine Adresse in Basel (Schützengraben 45) erreicht mich jedenfalls.

Von ganzem Herzen brüderlich der Ihre

Dr. Friedr. Nietzsche.

Freitag, Basel.

Nr. 3.

[Sorrent, 16. Dezember 1876.]

Sie sind mir hoffentlich, meine verehrte Freundin, gut geblieben, ob ich Ihnen schon so lange Zeit jede Auskunft über meinen Aufenthalt und mein Ergehen schuldig blieb. Aber allen meinen Freunden gieng es so wie Ihnen, ich konnte und durfte nicht anders. Meine unerträglichen Kopfschmerzen, gegen welche ich kein Mittel bewährt gefunden habe, zwingen mich zu einer stillschweigenden Entsagung im freundschaftlichen Verkehre. Auch heute mache ich nur eine Ausnahme von der Regel und fürchte auch selbst dafür büßen zu müssen. Aber ich möchte gar zu gerne etwas von Ihnen hören, und vielleicht etwas Ausführliches, — machen Sie mir dieses Weihnacht-Vergnügen. Es wird die französische Übersetzung

meiner Schrift über R. Wagner unterwegs sein und hoffentlich zu Weihnachten bei Ihnen eintreffen — eine neue kleine Zudringlichkeit wie dieser Brief, um ein paar Zeilen — nein, mehrere paar Zeilen von Ihnen zu erobern.

In unserem kleinen Kreise ist viel Nachdenken, Freundschaft, Aussinnen, Hoffen, kurz ein ganzes Theil Glück beisammen; dies empfinde ich trotz der vielen Schmerzen und der schlimmen Perspektive meiner Gesundheit. Es ist vielleicht noch ein bischen Glück mehr in der Welt, aber einstweilen wünsche ich von Herzen allen Menschen, daß es ihnen ergehen möge wie uns, wie mir: sie dürfen dann schon zufrieden sein.

Neulich fiel mir ein, Sie, meine Freundin, möchten einen kleinen Roman schreiben und ihn mir zu lesen geben: man übersieht so schön, was man hat und was man vom Leben wünscht und wird gewiß dabei nicht unglücklicher — das ist die Wirkung der Kunst. Jedenfalls wird man weiser dabei. Vielleicht ist es ein thörichter Rath: dann sagen Sie mir, daß Sie über mich gelacht haben; es macht mir Vergnügen dies zu hören.

Herzlich grüßend Ihr
Freund
F. N.

Sorrent près de Naples, 16 décembre [1876.],
Villa Rubinacci.

Nr. 4.

[Rosenlaubad, 29. August 1877.]

Liebe liebe Freundin,

Ich will meine Vergeinsamkeit nicht verlassen, ohne Ihnen wieder einmal brieflich zu sagen, wie gut ich Ihnen bin. Wie unnütz, dies zu sagen, zu schreiben, nicht wahr? Aber meine freundschaftliche Empfindung für Jemanden hängt sich ein wie ein Dorn und ist mitunter lästig wie ein Dorn, man wird sie nicht leicht los. So nehmen Sie denn den kleinen, unnützen, lästigen Brief nur immer hin!

Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen; mit inniger Theilnahme hörte ich es und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Da Sie es durchaus ablehnen, sich in Romanen zu verewigen, so thun Sie es auf jene Weise; wir alle müssen Ihnen sehr dankbar dafür sein (zumal es, wie man mir sagt, sehr viel mehr Noth macht als selbst das Romanschreiben).

Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an! rief ich ganz erbittert aus. O, es ist abscheulich!

Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran

daß es eine Stimme für mich auf der Welt giebt; ich suche nach ihr. Wo ist sie nur?

Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein.

Treulich

Ihr

Friedrich Nietzsche.

Rosenlauibad, 29. August (ach, übermorgen muß ich fort! nach dem alten Basel wieder!).

Nr. 5.

[Basel, 23. November 1877.]

Liebe Freundin!

Nehmen Sie herzlichsten Gruß, Dank und Glückwunsch, wenn ich dies alles auch nur in den wenigsten Worten äußern kann. Mein Befinden ist schlecht, Kopf und Augen verweigern den Dienst mehr als je: ich müßte also diktiren. Aber ich will keinen Brief an Sie diktiren.

Für Sie und Ihr Kind hoffend, treu ergeben der Ihrige

F. N.

Basel, den 23. Nov. 1877.

Nr. 6.

[Naumburg a./S., September 1882.]

Verehrungswürdige Freundin,

Oder darf ich nach 6 Jahren dieses Wort nicht mehr gebrauchen?

Inzwischen habe ich dem Tode näher gelebt als dem Leben und bin folglich ein wenig zu sehr zum „Weisen“ und beinahe zum „Heiligen“ geworden ...

Indessen: das läßt sich vielleicht noch corrigiren! Denn ich glaube wieder an das Leben, an die Menschen, an Paris, sogar an mich selber — und will in kurzer Zeit Sie wiedersehen. Mein letztes Buch heißt: „Die fröhliche Wissenschaft“.

Giebt es viel heiteren Himmel über Paris? Wissen Sie durch Zufall etwa von einem Zimmer, das für mich paßt? Es müßte ein todtenstill gelegenes, sehr einfaches Zimmer sein. Und nicht gar zu ferne von Ihnen, meine liebe Frau * * *

Oder rathen Sie mir ab, nach Paris zu kommen? Ist es kein Ort für Einsiedler, für Menschen, die still mit einem Lebenswerke herumgehen wollen und sich gar nicht um Politik und Gegenwart bekümmern?

Sie sind mir eine so liebliche Erinnerung!

Von Herzen Ihnen zugethan,
Professor Dr. F. Nietzsche.

Nr. 7.

[Naumburg a./S., September 1882.]

Oh, meine verehrte Freundin, kaum habe ich Ihnen gesagt, daß ich komme, muß ich Ihnen melden, daß ich noch lange nicht komme, — daß immer noch ein paar Monate hinlaufen können.

Komme ich aber, dann auf lange! — und kann ich nicht im Herzen von Paris leben, dann vielleicht in St. Cloud oder St. Germain, wo ein Einsiedler und Gedanken-Wurm besser sein stilles Wesen treiben kann.

Von ganzem Herzen Ihnen dankbar,
Friedrich Nietzsche.

Mittwoch früh.

An Herrn

Oberregierungsrath Gustav Krug.

(1873—1887)

Nr. 1.

[Basel, 21. Sept. 1873.]

Nun, mein geliebter Freund, das nenne ich hinter Wolken verschwinden und mit dem Vollmondsglanze des Glücks wieder hervorkommen! In der That dachte ich oft genug mit einer zagenden Empfindung an Dich, nichts hörend und in der begreiflichen Entsagung, an die Ihr armen Examen-Menschen Eure Freunde gewöhnt. Nun ist Noth, Stillschweigen, Entsagung auf beiden Seiten vorüber, und glückwünschenden Herzens sende ich Dir heute ein Lebenszeichen. Vielleicht aber daß der schneidige Klingen-Klang (lies beim Zeus nur nicht „Klingklang", das wäre etwas Anderes) meiner eben veröffentlichten Straußiade nicht zu Deiner festlich-blühenden Empfindung passen will — dann wirf nur das Buch einstweilen bei Seite.

Weihnachten komme ich nach Naumburg, Dich einmal auf Deine Weise holländerisch sprechen zu hören. Gesegnet sei der Thüringer Wald, das Schumannfest und all die mächtigen Alliirten einer werdenden und werbenden Minne.

Erlaube mir heute noch kurz zu sein; so bleibst Du davor behütet, mich langweilig finden zu müssen. Und welchem Liebenden dürfte man Zeit rauben und Langeweile schaffen! Dann gebieten mir meine Augen (die widerspenstigen! gefährlichen und gefährdeten!) jetzt bereits aufzuhören, während mein Herz gerade im Schusse war, Dir einen recht gemüthlichen Brief im „trägen Junggesellenton" zu fabriciren.

Adieu! Und liebt Euch!

Auf Wiedersehen, getreuer guter Freund!

F. N.

Basel, 21 Sept. 1873.

Nr. 2.

(auf die Rückseite einer Photographie geschrieben.)

[Basel, am 14. Nov. 1873.]

Mein lieber Freund, nimm auch heute wieder fürlieb, wenn ich sehr kurz bin, nämlich so kurz als diese Photographie ist, die Dich nur erinnern soll, daß ich heute, als an meinem Namenstage, Deines Geburtstages von übermorgen herzlich gedenke. Ich empfehle Dich der Hut des Gottes Amor, der neun Musen, der drei Grazien und allen anmuthigen Teufelchen des Alterthums und der neuen Zeit. Vor Allem aber, geliebter Freund, nimm zu und wachse in Gnade und Wohlgefallen bei Deiner Holländischen Herrin, Königin und Göttin: während wir Freunde schon zufrieden sein müssen, von den Brosamen zu leben, die von dem reichen Tische der

Liebe abfallen. Aber die Freundschaft darf auch von sich sagen „sie blähet sich nicht" — und so wollen wir, obschon überflügelt durch die Liebe, doch neidlos, unsern Freundeschor anstimmen:

„daß Frohgemüth
Dich führe und leite,
Freunden zum Trost, Feinden jedoch
zum ewigen Neide."

[Unterschrift unter dem Bild:
Friedrich der Unzeitgemäße.]

Nr. 3.

[Basel, 6. Juli 1874.]

Höre heute auch von mir, mein geliebter Freund, ein paar Worte herzlicher Betrübniß. Ich weiß freilich aus Erfahrung fast eben so wenig davon, was es heißt einen Vater zu verlieren als einen Vater zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfniß nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berather, wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen.

Sehe ich nun auf Dich, so treten wieder die räthselhaft verbundenen Worte: Tod und Hochzeit, so schnell hintereinander vor meine Augen, daß des Lebens und Blühens gar kein Ende abzusehen ist. In Dir selber lebt Dein Vater fort, und sein Bestes und Edelstes soll in Dir unverloren sein.

Und so soll auf jene wunderlich ungeheure Frage, die das Wort „Tod“ aufwirft, jenes andere Wort eine Antwort geben. Eine Antwort: denn vielleicht giebt es mehrere. —

In alter getreuer Gesinnung

Dein F. N.

Grüße Deine verehrten Angehörigen von mir und meiner Schwester, mit dem Ausdrucke des herzlichsten Beileides.

Basel, den 6. Juli 1874.

Nr. 4.

Basel, 22. Aug. [1874.]

Denke Dir, liebster Freund, daß Du mich um etwas Unmögliches bittest und daß ich schmerzlich bedauern muß, bei Deiner Hochzeit abwesend zu sein. Denn wir Baseler Professoren haben eine verruchte Ferieneinrichtung, nach der unser Semester strengstens bis zum Ende September fortgeführt wird. Dazu kommt, daß ich ebenfalls am andern Beine gefesselt bin, als Lehrer am Pädagogium, so daß der Monat September für mich ein harter Arbeitsmonat ist, der mich absolut festhält. Und so bleibt mir nichts übrig, als in der Ferne auf irgend eine festliche Art den bezeichneten Tag zu begehen —

Ich schreibe in großer Eile; nächstens erfährst Du mehr von mir, heute nichts als ein betrübtes: „Muß es sein? — Es muß sein!“ Hol's der Teufel!

Treulich Dein Friedrich Nietzsche.

Nr. 5.

[Basel, 31. Okt. 1874.]

Es ist wunderlich zugegangen, daß wir uns, mein lieber Freund, in diesem Jahre gerade gar nicht zu sehen bekommen haben. Nichts wollte passen; zuletzt muß ich gar noch gerade von Basel abwesend sein und Deinen Brief fast acht Tage zu spät bekommen. Und zwar war ich nicht in Deutschland; denn da, wahrhaftig, hätte ich Dir einen Besuch gemacht und wäre von Herzen gern Dein erster Hausgast gewesen. Inzwischen habe ich Dir meine jüngste Schrift zugeschickt; aber Gott weiß, ob sie gerade zu Deiner jetzigen Stimmung paßt. Ich glaube nicht; laß sie also nur liegen. Aber ist es nicht wahr, nichts will jetzt zwischen uns mehr passen? — Und doch weiß ich keinen Schuldigen — es sei denn — Aber nein, ich sage kein Wort mehr.

Nun sage einmal: wirst Du es denn so einrichten können, daß wir im nächsten Sommer zusammen in Bayreuth sind, genau, von der Mitte Juli bis Mitte August? Ich werde dort mit meiner Schwester zusammen ein Logis haben; von meinen Freunden erscheinen Gersdorff, Rohde und Overbeck. Es wird die Zeit der großen Instrumentalproben sein. Liszt ist auch dort, und wer nicht. Übrigens wird die Partitur der Götterdämmerung wohl in den nächsten Wochen fertig sein; nach den letzten Berichten jammert bereits die arme Gutrune. Klind-

worth ist in der zweiten Scene des dritten Aktes; die beiden ersten Akte sind schon fertig gedruckt, im Sommer spielte sie Klindworth mir vor, denn ich war mit ihm zusammen in „Wahnfried" ein paar Wochen zu Gaste.

Wie glücklich sind wir daran, gerade in der Zeit unserer besten Jugend, 30 Jahre alt, ἀκμάζοντες, wie die Griechen sagen, diese Bayreuther Dinge zu erleben! Und Du noch dazu zusammen mit der geliebten Frau! Du hast Dich, wie mir scheint, nach jeder Seite auf das Beste für jene Festtage eingerichtet und vorbereitet. „Dem Glücklichsten das Schönste!" würden wiederum die Griechen sagen. — — Ich selber lebe im Kampfe, aber doch, wie Du meinem Hymno angemerkt haben wirst, keineswegs desperat oder niedergedrückt; sondern muthig und voll guter Absichten und Hoffnungen, als einer, der sich strengstens vorgesetzt hat, noch 45 Jahre zu leben und nicht nachzugeben.

Dabei gedenke ich Deines bevorstehenden Geburtstages, zu welchem ich diesmal wahrscheinlich als der Erste gratulire. Ich sage nun nicht mehr als dies: möge alles das, was Deine Frau für Dich und zu Deinem Besten wünscht, in Erfüllung gehen; dann werden auch Deine alten Freunde über Dich und Dein Glück sich freuen können.

Dank Dir, lieber alter Kamerad, für Deinen Brief, Dank insgleichen für die Grüße der liebenswürdigen Genossin.

Und vergiß mich nicht. Nämlich Du merkst, daß

Freunde auf Frauen immer ein wenig eifersüchtig sind. — Und mit Recht! wirst Du sagen?

Adieu mein lieber Freund.

Dein Fritz Nietzsche.

Basel, den 31. Okt. 1874.

Nr. 6.

[Basel, 14. November 1878.]

Dein herzlicher Geburtstags-Gruß, mein lieber Gustav — er traf mich im Krankenbette — wird hiermit von mir erwiedert, so gut es geht (und es geht mir nicht gut —). Alles, was Du schriebst, kam wie von einer guten Insel thätiger zufriedner hoffender Menschen, es that mir recht wohl, dies zu hören. Bei mir ist es anders; wie als ob ich durch eine gefährliche Meerenge in diesen Jahren hindurchschwimmen mußte (und nicht nur hinsichtlich meiner Gesundheit). Es ist weit „von Sestos nach Abydos". Aber mein Muth ist ungebrochen. — Bleibe mir gut und im Herzen nahe, was auch komme. Laß Dich namentlich nicht durch mein Schweigen und meine nur allzu nothwendige Brief-Unseligkeit beirren. Auch heute bin ich sehr kurz, muß es sein.

Dein Haus-, Kindes- und Eheglück möge von guten Geistern fürderhin bewahrt sein.

Ich grüße Dich in alter Liebe

Dein

Friedrich Nietzsche.

Basel, den 14. November 1878.

Nr. 7.

[Basel] 6. Januar 1879.

Du hast mich, mein lieber Freund, diesmal Deinen Geburtstag auf die schönste Weise feiern lassen: denn Deine Musik brachte mich in die Nähe Deiner Seele, wie wohl nichts es sonst vermöchte. Das ist die Meditation eines edlen Gemüths über alles, was ihm das Leben geschenkt hat — und die Arbeit eines vortrefflichen Musikers, Du setzest mich in Erstaunen! — Ich selbst lebe ziemlich ferne von der Musik überhaupt — und muß es wohl.

Behalte lieb Deinen
dankbar gesinnten-
Friedr. N.

Nr. 8.

[Genua, 16. November 1880.]

Hier in Genua, mein lieber Gustav, finde ich Deine Trauerkunde, ich schreibe schnell ein paar Zeilen, unvorbereitet, wie es auf der Reise zugeht und mehr ein Zeichen meines Mitgefühls als ein Ausdruck desselben. Dazu ist es, wie mich eben der Kalender belehrt, Dein Geburtstag — Du wirst mit einer besondren Wehmuth heute auf Dein Leben zurückblicken! Wir werden älter und damit einsamer: gerade jene Liebe verläßt uns, die uns wie eine unbewußte Nothwendigkeit liebte, nicht wegen unsrer besondren Eigenschaften, sondern oft trotz derselben.

Unsere Vergangenheit zieht sich zu, wenn die Mutter stirbt: da erst wird unsere Kindheit und Jugend ganz Erinnerung. Und dann geht es weiter, es sterben die Jugendfreunde, die Lehrer, die Ideale jener Zeiten — immer mehr Einsamkeit, immer kältere Winde umblasen uns. Du hast gut gethan, einen Garten der Liebe wieder um Dich zu pflanzen, lieber Freund! Ich glaube, daß Du heute Deinem Schicksal besonders dankbar sein wirst. Sodann bist Du Deiner Kunst treu geblieben, ich höre alles, was Du davon mir meldest, mit einer innigen Befriedigung, und vielleicht kommt ein Alter, meinem Leibe günstiger als die jetzigen Zeitläufte, wo wir wieder zusammen sitzen und Vergangenes aus Deinen Tönen heraus wieder auferstehn sehen, so wie wir wohl in unserer jugendlichen Musik Beide zusammen von unserer Zukunft geträumt haben.

Mehr darf ich nicht sagen, mein Leiden (das immer noch, nach wie vor, jeden Tag seine eigne Geschichte hat) legt seine gebieterische Hand auf mich. Du darfst glauben, wenn Du an mich denkst (wie Du es zu meinem Geburtstag gethan hast, den ich selber diesmal vergessen hatte), daß ich nicht des Muthes und der Geduld ermangele und hohen, sehr hohen Zielen auch so, wie es nun einmal steht und geht, nachstrebe — Du darfst ebenso bestimmt glauben, daß ich Dein Freund bin und bleibe.

In herzlicher Liebe mit Dir verbunden

Friedrich Nietzsche.

Genua.

Nr. 9.

[Genua, Februar 1882.]

Lieber Freund! Mit Deinen Liedern gieng es mir seltsam. Eines schönen Nachmittags fiel mir Deine ganze Musik und Musikalität ein und ich fragte mich schließlich: Warum läßt er nie etwas drucken? Dabei klangen mir die Ohren von einer Zeile aus Jung Niklas. Am nächsten Morgen kam Freund Rée in Genua an und überbrachte mir Dein erstes Heft und als ich es aufschlug fiel mir gleich Jung Niklas in die Augen. Das wäre eine Geschichte für die Herren Spiritisten! — Deine Musik hat Tugenden, die jetzt selten sind —: ich sehe mir jetzt alle neue Musik auf die immer größer werdende Verkümmerung des melodischen Sinns an. Die Melodie, als die letzte und sublimste Kunst der Kunst, hat Gesetze der Logik, welche unsre Anarchisten als Sklaverei verschreien möchten —: gewiß ist mir nur daß sie bis zu diesen süßesten und reifsten Früchten nicht hinauflangen können. Ich empfehle allen Componisten die lieblichste aller Askesen: für eine Zeit die Harmonie als nicht erfunden zu betrachten und sich Sammlungen von reinen Melodieen, zum Beispiel aus Beethoven und Chopin anzulegen. — In Deiner Musik klingt mir viel gute Vergangenheit und, wie Du siehst, auch etwas von Zukunft. Ich danke Dir von ganzem Herzen.

Dein Freund
F. N.

Nr. 10.

[Nizza, Februar 1887.]

Lieber Gustav,

hiermit übersende ich Dir als meinem ältesten Freund und Bruder in arte musica, das Einzige, was von meiner Musik übrig bleiben soll — eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen zu werden. Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht ebendamit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft" —

— Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der herrlichen Klangwirkung des Gürzenich-Saales. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und einen dramatischen Hauptaccent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen.

In alter Liebe und Treue mit den herzlichsten Empfehlungen an Deine liebe Frau

Dein Freund
Nietzsche.

Adresse: Nizza (France) pension de Genève.

An Herrn

Professor Dr. Paul Deussen.

(1875—1888)

Nr. 1.

[Basel, Mitte Januar 1875.]

Du hast mir wirklich, lieber Freund, eine recht große Freude mit Deinem Briefe gemacht. Wenn sich alles so verhält, wie Du es schilderst und Du die entsprechende Energie, um solche Pläne durchzuführen, hast — oder bewahrst, wie ich sagen könnte, so bekommt wirklich Dein Leben in seltnem Grade den Charakter des Vernünftigen und Gemeinnützlichen. Ich lobe sehr Deine Absicht, Dich durch einige Jahre strengeren Frohndienstes für alle übrigen Jahre des Lebens ganz und gar unabhängig zu machen; werde in der Durchführung dieses Planes ja nicht unsicher! Es ist kaum auszudrücken, was Du damit Dir gewinnst und welcherlei Gefahren Du damit den Weg verlegst. Und noch höher erscheint dieser Plan, wenn Du für die zukünftige so schwer errungene Mußezeit ein so edles Lebenswerk Dir vorgesetzt hast, wie es das ist, die indische Philosophie durch gute Übersetzungen uns zugänglich zu machen. Wüßte ich nur Mittel, um Dich zu einer solchen Lebensrichtung zu ermuthigen, wie gern wollte ich Dich ermuthigen! Mein Lob kann Dir nicht genügen, vielleicht schon

eher meine Begierde, selber aus jener Quelle zu trinken, welche Du uns allen einmal öffnen willst.

Wenn Du wüßtest, mit welchem Mißmuthe ich gerade immer an die indischen Philosophen gedacht habe! Was ich empfinden mußte, als Prof. X. (der sich mit den philosophischen Texten sehr befaßt hat, in London einen Katalog von c. 300 philosophischen Schriften verfaßt hat!) mir sagen konnte, als er mir eine Sankhya-Schrift im Manuskript zeigte „Sonderbar, diese Inder haben immerfort philosophirt, und immer in die Quere!" Dieses „immer in die Quere" ist bei mir sprüchwörtlich geworden (— —).

Der alte Brockhaus hielt vor ein paar Jahren in Leipzig eine Rektoratsrede mit einem Überblick über die Resultate der indischen Philologie — aber von Philosophie war alles stumm, ich glaube, er hatte sie zufällig vergessen.

Also: Du sollst gepriesen sein, daß Du sie nicht auch zufällig vergessen hast.

Wie glücklich erscheint jetzt Deine vorausgegangene Beschäftigung mit Kant und Schopenhauer! Du hast eine schöne Art entdeckt, diesen Lehrmeistern Deine Dankbarkeit auszudrücken.

Overbeck und * * * sind, ebenso wie ich, voll Deines Lobes; und letzterem bist Du bereits mit einem so vernunftvollen Lebensplane vorbildlich und ermuthigend erschienen. Er verläßt Ostern die Universität und überhaupt das akademische Philosophenthum und sucht eine Lehrerstelle. —

Beiläufig: Du hast mir vor einiger Zeit einmal gemeldet, daß Du durch Basel mit einem bestimmten

Zuge durchkommen würdest. Natürlich war ich auf dem Bahnhofe, zog aber schließlich traurig ab, nachdem ich alle Menschen, welche der Genfer Zug brachte, gemustert hatte und Dich nicht darunter fand.

Das mußt Du aber irgend wann einmal wieder durch die That gut machen, nicht wahr, lieber Freund!

Und nun lebewohl! Meine Segenswünsche sollen mit Dir sein.

Dein
Friedrich Nietzsche.

Basel, Mitte Januar 1875.

Nr. 2.

[Rosenlauibad, Anfang August 1877.]

Lieber Freund, wie spät bekommst Du den Dank für das Geschenk Deines Buches! Aber meine Reisen und indirekt also das, was diese Unbeständigkeit des Aufenthaltes nöthig machte, meine Gesundheit — denn ich bin seit Oktober vorigen Jahres nicht mehr in Basel, sondern überall (namentlich in Süditalien und Hochalpen) gewesen: diese angegebenen Umstände ließen Dein Werk erst spät in meine Hände gelangen. Im Herbst will ich das Experiment machen, meine Baseler Stellung wieder wie früher einzunehmen; viel Vertrauen hab ich nicht. Viel Schmerzen (in

Folge einer chronisch gewordenen Kopf-Neuralgie) waren inzwischen mein Loos, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit.

Du hast Deine Jahre sehr gut angewendet: strenger Wille des Lernens, erworbene Deutlichkeit und entschiedene Befähigung zur Mittheilung — welche vielleicht im mündl. Vortrag noch auf einer höhern Stufe stehen mag —: davon redet jede Seite Deines Buches. Allen denen, welchen es nütze ist Schopenhauer kennen zu lernen, namentl. aber denen, welche sich selber über ihre Kenntniß desselben controliren wollen, hast Du einen ausgezeichneten Leitfaden in die Hand gegeben; jeder Leser findet außerdem von Dir so manches darin, für das er dankbar sein muß (namentl. aus dem schwer zugänglichen Gebiete der indischen Studien).

Ich, ganz persönlich, beklage eins sehr: daß ich nicht eine Reihe Jahre früher ein solches Buch, wie das Deine, empfangen habe! Um wie viel dankbarer wäre ich Dir da gewesen! So aber, wie nun die menschl. Gedanken ihren Gang gehen, dient mir seltsamerweise Dein Buch als eine glückliche Ansammlung alles dessen, was ich nicht mehr für wahr halte. Das ist traurig! Und ich will nicht mehr davon sagen, um Dir nicht mit der Differenz unserer Urtheile Schmerz zu machen. Schon als ich meine kleine Schrift über Sch. schrieb, hielt ich von allen dogmatischen Punkten fast nichts mehr fest; glaube aber jetzt noch wie damals, daß es einstweilen höchst wesentlich ist, durch Schopenhauer hindurch zu gehen und ihn als Erzieher zu benutzen.

Nur glaube ich nicht mehr, daß es zur Schopenhauerschen Philosophie erziehen soll. —

Lebe wohl, lieber Freund und verzeih meinen Augen, welche mehr zu schreiben verbieten.

Dein F.

Sende ein Exemplar an Dr. Romundt, Gymnasiallehrer in Osnabrück.

An Prof. Dr. Heinze in Leipzig.

Ich bin bis Ende August in Rosenlauibad bei Meiringen, Berner Oberland, von da an: in Basel.

Nr. 3.

[Frühjahr 1883.]

Das ist schön, lieber alter Freund! So soll man's machen: alle seine sieben Kräfte einzeln entfalten und zuletzt zusammennehmen und mit sieben Pferden nach Einem Ziele fahren. Da mußte Viel in einem Menschen zusammenkommen, um eine solche Vedanta-Lehre uns Europäern offenbaren zu können; und ich preise nicht am wenigsten, alter Freund, daß Du nicht verlernt hast, tüchtig zu arbeiten. Hieß nicht eine der drei Musen *Μελέτη*? Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehn soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt.

Es macht mir großes Vergnügen, einmal den klassischen Ausdruck der mir fremdesten Denkweise kennen zu lernen: dies leistet mir Dein Buch. Es kommt darin Alles auf's Naivste an's Licht, was ich in Hinsicht auf diese Denkweise geargwöhnt habe: ich lese Seite für Seite mit vollkommner „Bosheit" — Du kannst Dir keinen dankbareren Leser wünschen, lieber Freund!

Der Zufall will, daß man gerade jetzt ein Manifest von mir druckt, welches ungefähr mit derselben Beredsamkeit Ja! sagt, wo Dein Buch Nein! sagt. Das ist zum Lachen; aber vielleicht thut Dir's wehe, und ich bin mit mir noch nicht einig, ob ich es Dir schicken werde. Um Dein Buch machen zu können, durftest Du nicht so über alle Dinge denken wie ich; und Dein Buch mußte gemacht werden. Folglich —

— — — — — — —

Von Herzen dankbar
Friedrich Nietzsche.

Nr. 4.

[Sils-Maria, Ende Sommer 1886.]

Lieber alter Freund,

es giebt, wie man mir mittheilt, den schönsten Anlaß, Dir Glück zu wünschen — oder vielmehr nicht einmal erst zu wünschen. Halte fest, was Du jetzt hast, mein alter Freund und Kamerad, sonderlich wenn

das „Glück", wie in Deinem Falle, ein gutes Weib ist; denn das Glück läuft gar zu gerne von Unsereinem davon (nämlich von uns Philosophen und Unthieren der Erkenntniß . . .)

Zum Zeichen, wie gern ich einmal mich wieder in Deiner Nähe wissen würde, habe ich mir erlaubt, Dir mein jüngstes und bösartigstes Kind zuzusenden: hoffentlich lernt es in Deiner Nähe etwas „Moralität" und Vedanteske Würde, da es an Beidem von seinem Vater her Mangel leidet. „Jenseits von Gut und Böse" heißt es; eben las ich bereits einen furchtbar ernsten Aufsatz darüber unter dem Titel „Nietzsches gefährliches Buch" — es wird das Thema durchfigurirt „das ist Dynamit" . . .

Was liegt daran! War jemals ein Mensch verwegener zu den Dingen gestellt als ich? Man muß es aushalten können: das ist die Probe; was man dazu „sagt", davon „denkt", ist mir gleichgültig. Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.

Diesen Sommer sprach ich öfter über Dich mit Leskien (Sils-Maria ist nämlich in der zweiten Hälfte des Sommers ein wahres Professoren-Rendezvous: so daß der alte „Einsiedler von Sils-Maria" auf dem Laufenden erhalten wird — — ja, ja auf dem Laufenden, aber zum Davonlaufen, was die heutigen deutschen Universitäts-Bildungs-Zustände anbetrifft). Leskien erzählte von der außerordentlichen Schätzung, welche Böthlingk für Dein Werk habe; er meinte, es würde leichter sein, Dir eine Sanskrit-Professur als einen Lehrstuhl (Lehnstuhl) für Philosophie zu

schaffen. Im Grunde hättest Du Dich mit Deiner Doppel-Begabung zwischen zwei Stühle gesetzt: — man läßt ja nach alter Gelehrten-Gewöhnung nur die „Spezialität" gelten, man darf nicht zweien Herren dienen, zumal wenn es zwei Weiber sind, wie Philologie und Philosophie ....

Mir selbst hat Dein Buch immer von Neuem wieder tiefes Interesse und Belehrung gegeben: ich wünschte, es gäbe etwas ähnlich Klares, Dialektisch-Durchgearbeitetes auch für die Sankhya-Philosophie. —

Behalte in gutem Gedächtnisse Deinen
Freund Friedrich Nietzsche.

Nr. 5.

Nizza (France), den 3. Januar 1888.
pension de Genève.

Lieber Freund,

das Jahr hat begonnen, ich schreibe eben zum ersten Male seine drei Achten: was kann ich zu seinen Ehren Besseres thun als meinem alten Freunde Deussen einen Neujahrsbrief zu schreiben? Zumal derselbe in diesem Falle auch zugleich ein Geburtstagsbrief sein wird.

Wie alt man schon ist? Wie jung man noch werden wird?..

Ich habe einen so hohen Begriff von Deiner thätigen und tapfren Existenz, daß es wenig Sinn hat, besondre Wünsche auszudrücken. Wer einen

eigenen Willen in die Dinge zu legen hat, über den werden die Dinge nicht Herr; zuletzt arrangiren sich die Zufälle noch nach unsern eigentlichsten Bedürfnissen. Ich erstaune oft, wie wenig die äußerste Ungunst des Schicksals über meinen Willen vermag. Oder vielmehr: ich sage mir, wie sehr der Wille selbst Schicksal sein muß, daß er immer wieder auch gegen das Schicksal Recht bekommt, ὑπὲρ μόρον —

Seltsam, daß gerade jetzt mir meine ältesten Freunde wieder in die Nähe gekommen sind (außer Dir zum Beispiel auch Carl von Gersdorff, von dem ich jüngst einen herrlichen Brief hatte). Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radikalen Vereinsamung mir bewußt werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der andren von mir ablöse, ablösen muß. Im Grunde macht jetzt Alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten 2 Jahren überhaupt gethan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit, mich von meiner Vergangenheit zu isoliren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen. Ich habe so viel erlebt, gewollt und, vielleicht, erreicht, daß eine Art Gewalt noth thut, um wieder fern und los davon zu werden. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war ungeheuer; daß dies ungefähr auch aus der Ferne bemerkbar ist, erschließe ich aus den regulären epithetis ornantibus, mit denen man mich seitens der deutschen Kritik behandelt („excentrisch", „pathologisch", „psychiatrisch", et hoc genus omne). Diese Herren, die keinen Begriff von meinem Centrum,

von der großen Leidenschaft haben, in deren Diensten ich lebe, werden schwerlich einen Blick dafür haben, wo ich bisher außerhalb meines Centrums gewesen bin, wo ich wirklich „excentrisch" war. Aber was liegt daran, daß man sich über mich und an mir vergreift! Schlimmer wäre es, wenn man's nicht thäte (— es würde mich mißtrauisch gegen mich selber machen).

Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur Eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)

Für Alles, was Du Deinerseits vorhast, habe ich, wie Du weißt, eine tiefe Sympathie. Auch gehört es zu den wesentlichsten Förderungen meiner Vorurtheilslosigkeit (meines „übereuropäischen Auges"), daß Dein Sein und Wirken mich immer wieder an die einzige große Parallele erinnert, die es zu unserer europäischen Philosophie giebt. Hier in Frankreich herrscht in Betreff dieser indischen Entwicklung noch immer die alte vollkommne Unwissenheit: so daß z. B. die Anhänger A. Comte's ganz naiv Gesetze für eine historisch-nothwendige Entwicklung und Folge der philosophischen Hauptdifferenzen construiren, bei denen die Inder gar nicht in Betracht kommen, — Gesetze, denen die indische Entwicklung widerspricht. Aber das weiß Msr. de Roberty nicht (l'ancienne et la nouvelle philosophie 1887).

Gieb mir irgendwann einmal wieder ein Lebens-

zeichen, alter Freund; inzwischen empfehle ich, gesetzt, daß Du Lust und Zeit hast Dich mit mir zu unterhalten, Dir etwas von meiner Immoralisten-Litteratur zu Gemüthe zu führen (besonders „die fröhliche Wissenschaft und die Morgenröthe", wohl verstanden in den neuen Ausgaben: — auch giebt es da dies und jenes zu lachen).

Deiner lieben Frau, welche mir mit ihrer tapfren und treuen Art sehr gut im Gedächtniß geblieben ist, meinen ergebensten Gruß und Glückwunsch.

Von Herzen
Dein Nietzsche.

Mein Wunsch, den Winter einmal wieder an einer gelehrten Stätte Deutschlands zu verleben mit der Nachbarschaft guter Freunde und Bücher (ein Wunsch, der in Hinsicht auf die Ernährungsbedürfnisse meines Geistes sich bisweilen zum Hunger und zur Tortur steigert) ist bisher immer an der force majeure (oder mineure —) meiner Gesundheit gescheitert. Aber „einst wird kommen der Tag" — — —

Nr. 6.

(Postkarte.)

Turin, 3. Mai 1888.

Lieber Freund,

dies Mal nur einen allerherzlichsten Gruß aus meiner Frühjahrs-Residenz Turin, wo ich tief in der Arbeit, aber in guter Laune sitze. Letztere hängt

etwas von den Berichten aus Kopenhagen ab. An der dortigen Universität hält der geistreiche Dr. Georg Brandes einen Cyklus von Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche“. Dieselben haben einen glänzenden Verlauf. Der Saal jedes Mal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. — Sic incipit gloria mundi ... Dankbar Dein Freund

Nietzsche.

Adresse bis 5. Juni Torino, ferma in posta. Von da an Sils-Maria, Oberengadin.

Nr. 7.

Sils-Maria, den 14. Sept. 1888.

Adresse bis 15. November: Torino (Italia) ferma in posta.

Lieber Freund,

ich möchte Sils nicht verlassen, ohne Dir nochmals die Hand zu drücken, in Erinnerung an die größte Überraschung, die mir dieser an Überraschungen reiche Sommer gebracht hat. Auch darf ich jetzt wieder muthiger reden als damals, wo ich Dir zu antworten hatte: die Gesundheit ist seitdem wiedergekommen, mit dem „besseren“ Wetter, denn der Begriff „gut“ ist für Meteorologen und Philosophen impraktikabel. Zwar hatten wir die allerletzte Woche noch den eigentlichen Excess des ganzen Jahrs — eine wahre

Sündfluth, der die ernstesten Überschwemmungs-Nothstände im Ober- und Unterengadin hervorrief. Es fiel in 4 Tagen 220 Millim. Niederschlag, während das Normal-Quantum eines ganzen Monats hier 80 Millim. ist. — Du wirst noch in diesem Monate eine Zusendung erhalten: eine kleine aesthetische Streitschrift, in der ich, zum ersten Male und auf die unbedingteste Weise, das psychologische Problem Wagner an's Licht stelle. Es ist eine Kriegserklärung ohne pardon an diese ganze Bewegung: zuletzt bin ich der Einzige, der Umfang und Tiefe genug hat, um hier nicht unsicher zu sein. — Daß eine Schrift von mir, ein Pamphlet, wenn man will, gegen Wagner, eine gewisse Aufregung mit sich bringt, giebt mir schon der letzte Bericht meines Verlegers zu verstehn. Bloß auf die vorläufige Ankündigung im Buchhändler-Börsenblatt hin sind so viel Bestellungen eingelaufen, daß die Auflage von 1000 Ex. als erschöpft betrachtet werden kann (d. h. wenn die Exemplare, die verlangt sind, später nicht den Krebsgang gehn ...). Lies die Schrift einmal auch vom Standpunkt des Geschmacks und Stils: so schreibt heute kein Mensch in Deutschland. Es würde ebenso leicht sein die Schrift in's Französische zu übersetzen als schwer, fast unmöglich, sie in's Deutsche zu übersetzen ...

— Es ist bereits ein andres Ms. bei meinem Verleger, das einen sehr strengen und feinen Ausdruck meiner ganzen philosophischen Heterodoxie giebt — unter vieler Anmuth und Bosheit versteckt. Es heißt: Müßiggang eines Psycho-

logen. — Zuletzt sind diese beiden Schriften nur wirkliche Erholungen inmitten einer unermeßlich schweren und entscheidenden Aufgabe, welche, wenn sie verstanden wird, die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spaltet. Der Sinn derselben heißt in drei Worten: Umwerthung aller Werthe. Es steht Vieles hinterdrein nicht mehr frei, was bis jetzt frei stand: das Reich der Toleranz ist durch Werth-Entscheidungen ersten Rangs zu einer bloßen Feigheit und Charakter-Schwäche heruntergesetzt. Christ sein — um nur Eine Consequenz zu nennen — wird von da an unanständig. — Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiß, ist Vieles bei mir schon in Fluß und Gang. Nur, nochmals gesagt, habe ich jede Art Erholung und Seitensprung nöthig, um das Werk ohne jedwede Mühe, wie ein Spiel, wie eine „Freiheit des Willens" hinzustellen. Das erste Buch davon ist zur Hälfte vollendet. — Mein alter Freund, Du erräthst, daß es Etwas in diesem und in den nächsten Jahren zu drucken giebt — und daß wirklich jene seltsame Geld-Großmuth in einem entscheidend guten Augenblick an meine Thür klopfte. Man muß zu Allem Glück haben, selbst noch zum Gutes-Thun ... Ein paar Jahre früher — wer weiß, was ich Dir geantwortet hätte! — Mit dem herzlichsten Gruß Dein Freund

Nietzsche.

— Ich sende auch ein Exemplar an Hrn. Rechtsanwalt Volkmar.

An

Herrn Dr. Carl Fuchs.

(1873—1888.)

Nr. 1.

[Basel, 29. Jan. 1873.]

Lieber Herr Doktor,

ich war krank und lag zu Bett. Auch jetzt bin ich noch nicht wohl. Machen Sie mir also keine Vorwürfe, wenn ich heute Ihre guten Briefe mit einem Billet beantworte.

Den Brief an R. W. nebst den Beilagen unter Kreuzband schicken Sie doch sofort an W.s Adresse, die ich nicht weiß. (Ich wußte die ganze Zeit nicht, wo er war.)

Im Briefe ist fast nur von Ihnen die Rede: warten wir den Erfolg ab. —

Bald hören Sie mehr von mir: inzwischen schönsten Dank und gute Wünsche!

Treulich der Ihrige

Fr. Nietzsche.

Basel, 29. Jan. 1873.

Nr. 2.

[Basel, 30. Sept. 1873.]

Lieber Herr Doktor!

Hier kommt ein Lebenszeichen, aber auch nichts mehr, nicht einmal ein Zeichen wiederhergestellter

Sehkraft: denn auch jetzt noch bediene ich mich der nachschreibenden Gefälligkeit eines vertrauten Freundes. Ja, ich nehme mir nicht einmal vor, Ihnen auf so zahl- und inhaltsreiche Briefe zu antworten, da ich im Respondiren und Correspondiren nie etwas getaugt habe und jetzt aus einer früheren Untugend eine Pflicht zu machen fast gezwungen bin. Verzeihen Sie es mir also, wenn ich dies Mal in Bausch und Bogen für alle Ihre Briefe nur danke und nichts als danke. — Und wundern Sie sich nicht, wenn mit diesem Gedankenstrich auch der Dank schon vorüber ist und wir nun sofort auf lauter Neues übergehen. Das Neueste aber ist die Zusendung Ihrer Arrangir-Meisterstücke. Ich fühle das, was Sie hierin geleistet haben, fast wie eine Befriedigung meiner Finger, so ungeschickt dieselben auch sein mögen und so sehr auch diese nur ahnen können, was andere Finger wahrscheinlich wissen werden. Drücken Sie doch ja dem Herrn Riemenschneider meine Sympathie und meine Überraschung über seine musikalischen Nächte aus. Ihnen selbst aber, als dem Freunde des Componisten, darf ich wohl etwas Genaueres über den Grad meiner Sympathie sagen. Mit der „Julinacht" nämlich bin ich nicht ganz einverstanden und zwar gerade in Betreff ihrer Herzgegend: „langsam, innig". Wenn der Componist uns zu verstehen geben will, daß der Julinachtsänger sich an irgend ein inniges Glück erinnert, so brauchte doch dies nicht durch eine Melodie ausgedrückt zu werden, die wie eine Reminiscenz an innige und glückliche Melodien klingt, aber eben nur wie eine

Reminiscenz. Dasselbe scheint mir von der Resignationsmelodie auf der vorletzten Seite zu gelten. Ja, ich möchte glauben, daß die ganze Composition nur nachempfunden, nicht eigentlich vorempfunden ist, was doch jedes Gute sein soll. Aber ein großes Illustrationstalent zeigt sich gerade auch in dieser mehr abgenöthigten als nothwendigen Produktion, wobei ich besonders an die erste Seite denke. Viel selbständiger, viel erlebter dünkt mich die „Nachtfahrt", Einleitung und der sehr zarte Mittelsatz geradezu meisterhaft charakteristisch. Die auf Seite 4 eintretende Hauptmelodie ist mir zwar nicht ganz sympathisch, obwohl ich auch hier wie überhaupt bei der ganzen Composition eine zauberische Orchestralwirkung zu errathen glaube. —

Nun Thema 2: Dr. Fuchs, der Symptomatiker! ich hatte in diesem Sommer Zeit, über schriftstellerische Musiker nachzudenken und zwar gerade in Hinsicht auf ein von Musik handelndes Wochenblatt. Ein solches ist, wie wir alle wissen, fast ausschließlich auf lesende Musiker angelegt; deren Bedürfnisse bestimmen den Charakter des Blattes und diese sind, Gott sei Dank, bis jetzt fast noch gar nicht litterarisch, sondern, soweit sie ein Wochenblatt brauchen, nur geschäftlich. Der und der sucht eine Stellung, der will seine Musik aufgeführt haben — das ist glücklicher Weise noch der naive Sinn eines solchen Blattes. Zu welchem Tragelaphen aber wird dasselbe, wenn hinten nur das Geschäft und vorne Wolzogen, Stade und Sie, geehrter Herr Doktor, zu Worte kommen; ich meinerseits wage es nicht, Ihre drei Namen unter

den Begriff des Vergnügens des Gegensatzes halber zu fassen; „Belehrung" wäre auch nicht das rechte Wort; denn ich wüßte nicht, was Stade einen über 9. Symphonie oder Cornelius zu lehren hätte; und ob Wolzogen etwas zu lehren hat, wäre erst zu erkennen, wenn er erst einmal deutlich schreiben lernen wollte. Sie aber, werther Herr Doktor, denken ganz und gar nicht an den geschäftlichen Musiker vom hintern Theil des Blattes, an den glücklicher Weise so ungebildeten deutschen Musiker. Vielleicht denken Sie dabei an mich und da haben Sie wirklich einen, der sich gern von Ihnen belehren läßt und von wenigen Musikern so gern als von Ihnen. Leider liegt nur eben demselben das Wohl jenes Fritzschschen Wochenblattes so am Herzen, daß er viel mehr als an seine „Belehrung" und sein „Vergnügen" daran denkt, wie wir die Existenz des Blattes schützen und mindestens bis zu den Bayreuther Festspielen verbürgen möchten. Ich schwöre es Ihnen aber zu, daß ich keinen kenne, der Ihre Symptome gelesen hat; das liegt aber nicht an den Symptomen, sondern am Orte. An diesem Orte sind sie nicht nur unmöglich, sondern sie machen beinahe auch den Ort unmöglich. Dagegen könnte ich mir ein gewisses wohl ausgeführtes, breit angelegtes historisches Gemälde denken, in dem neben der Entwicklung ernst gemeinter philosophischer Lehrsätze über Musik auch die absurden Herren Lotze und Gervinus einen Platz oder wenigstens eine Armensünderbank hätten; ich kenne nur Einen, der dies Gemälde malen könnte: aber was soll aus dem Maler werden, wenn Herr

Georg Riemenschneider so viel Orchesterstücke componirt, und nun auch etwa Todtentanz und Donna Diana auf das Klavier übertragen werden wollen!

Um aber auf das Wochenblatt zurückzukommen, so erinnere ich mich, keine Recensionen so gern gelesen und so an ihrem Platze gefunden zu haben als die Ihrigen, lieber Herr Doktor.

Das war nun freilich keine Antwort, sondern beinahe ein Straußisches Bekenntniß und vielleicht werden Sie dasselbe gar recht philisterhaft und mindestens sehr laienhaft finden. Wenn Sie es zeitgemäß finden sollten, mit einer brieflichen Betrachtung zu antworten, so seien Sie nur im Voraus überzeugt, in Basel allezeit das freundlichste Gehör und die wärmste Theilnahme für Ihr Wohl und Wehe zu finden.

Treulich Ihr ergebener

Friedrich Nietzsche.

Basel, 30. Sept. 1873.

Nr. 3.

[Basel, Winter 1873/74.]

Es ist Sonntag Morgen und ich dachte eben de tranquillitate animi nach — da brachte mir Herr Prof. Overbeck Ihren Brief, lieber Herr Doktor. Nein, Niemand kann Ihnen zu dem Schritte *rathen*, von dem Sie schreiben; es müßte ein heiliger Wahnsinn sein, der Sie vorwärts triebe, wider alle Ver-

nunft — nun dann würden wir Anderen uns so gut wie möglich in's Unvermeidliche schicken und Ihnen zu helfen suchen. Inzwischen müssen wir Ihnen nur so unzweideutig wie möglich sagen, daß Basel für Ihre Lehrer-Bestrebungen, für Ihre philosophische Kundgebung, für Ihr leiblich-leibliches Fortkommen ein ungeeigneter Boden ist: es sei denn daß Sie [nicht] als mönchischer Gelehrter fortleben wollen, der nichts anderes von einem Orte begehrt als Ruhe und Einsamkeit. Beides kann man hier haben — und im Verhältniß zu Ihrem zappeligen unruhigen Hatz-Berlin will das freilich viel sagen. Aber eigentlich kann man das überall haben, ich sollte meinen, selbst gerade in Berlin oder Paris; man muß nur wenig begehren und sich eine Aufgabe stellen, bei der man gar nicht mehr versucht ist, auf den unruhigen Bildungs-Juden-Pöbel und die ganze anerkannte Öffentlichkeit hinzusehen. Die wahre Einsamkeit liegt in einem großen Werke. Vorlesungen und Akademien — das ist alles nichts oder wenig mehr als der äußerliche Rahmen unsrer Existenz. Sich dahinein zu flüchten begreifen wir — Overbeck und ich — nicht recht mehr, da wir oft an das Gegentheil gedacht haben, an das Hinausflüchten, zu völliger Unbeschränktheit, um an irgend einem Winkel der Welt, sei es in den einfachsten Verhältnissen, denkend und frei weiter zu leben. Deshalb sind wir wohl auch schwerlich die rechten Rathgeber. Für diesen Ort könnte Ihnen übrigens Niemand etwas garantiren; eine Professur für Musik haben wir nicht und bekämen wir nicht, denn zu mehr als 2

akademischen Zuhörern würden Sie es, in einer recht unmusikalischen Stadt, schwerlich bringen. Die bezahlten Professoren der Philosophie sind, wie wir nach einem ganz bestimmten höchst belehrenden Falle urtheilen müssen, für einen Anhänger Schopenhauers ganz und gar unzugänglich: überhaupt herrscht große Ungeneigtheit gegen jede Förderung dieser „Richtung". S. Bagge genügt den Baselern, ebenso der Direktor Reiter. Ich habe die Baseler gern und sage dies nicht mit Ironie, sondern nur um Ihnen über die hiesigen Schwächen und Beschränktheiten ein Licht aufzustecken. Man lebt hier theuer, ein Junggesell mit sehr mäßigen Ansprüchen nicht unter und wahrscheinlich über 3000 Frcs. (800 Thlr.). Ja wer könnte Ihnen rathen, werther Herr Doktor! Ich vermuthe, daß ich an Ihrer Stelle eine Musikdirektorstelle in einer kleineren Stadt oder noch besser eine einträgliche Organistenstelle begehren würde: dann ließe ich die Welt laufen und erlaubte nicht, daß mich etwas noch hin- und herzöge. Wir werden alle ruinirt, wenn wir unruhig werden. — Das ist freilich alles sehr wenig und sehr schwach, leider aber schon viel zu viel für meine Augen. Und so seien Sie nicht böse, daß ich hiermit schließe. Overbeck wünscht ebenso herzlich wie ich, daß Sie einen guten Entschluß fassen mögen — aber, wie gesagt, rathen können wir Ihnen nichts. Wer könnte Ihnen rathen!

Mit warmen Wünschen

Ihr

Friedrich Nietzsche.

NB. Die Preisaufgabe wird von Seiten des

A. D. Musikvereins nicht zum zweiten Male wieder gestellt werden.

Nr. 4.

[Basel, 28. April 1874.]

Ein längerer Brief, lieb und werther Herr Doktor, soll Ihnen ad oculos demonstriren, wie es mir mit meinen oculis geht, nach deren Befinden Sie Sich so theilnehmend erkundigen; und noch mehr scheint es mir endlich an der Zeit zu sein, Ihnen etwas ausführlicher und ausdrücklicher zu sagen, wie ich, in dem letzten Jahre, Ihrer sehr viel, mit manchem Wechsel der Empfindungen, mit Hoffnung und Bangen bisweilen, gedacht habe, immer aber getreu des guten Glaubens und Vertrauens, daß Sie die seltne Kraft besitzen Sich selbst zu helfen: womit freilich auch gesagt ist, daß solchen Naturen auch gar nicht anders geholfen werden kann. Erwarten Sie also auch von Freunden nichts als ein theilnahmevolles Zuschauen Ihres „Ausringens und Emporringens" (Straußisch zu reden), erwarten Sie ja nicht Rathschläge, Aufforderungen, Zurufe, mit denen Ihnen nicht genützt werden kann: so sehr man aus der Ferne einmal und öfter sich versucht fühlt, Ihnen die Hand recht herzlich hülfreich entgegenzustrecken. Neulich zum Beispiel fiel mir ein: warum räth denn Niemand dem Dr. Fuchs, seine mannichfaltigen

kleineren Abhandlungen, die bis jetzt getrennt und dazu in Fetzen publicirt und, weil in Musikblättern, nicht einmal recht publicirt wurden, schnellstens zusammen zu drucken? Ich dachte mir, es müßte Sie erheitern, den Leuten einmal eine vorläufige Probe Ihrer philosophischen, theologischen, musikalischen, schriftstellerischen Begabungsfülle zu geben: ganz vorläufig, ohne sich mit der Redaktion irgend welche Mühe zu machen, ganz nebenbei, nur um einmal den Bann der Musikblätter zu durchbrechen und sich selbst eine kleine Ermuthigung zu machen. Ich dachte an Ihren Aufsatz über Lotze, für und gegen Schopenhauer, über Renan, zu Grillparzer, Schatzgräberversuche und kenne wahrscheinlich nicht Alles, was Sie bei dieser Gelegenheit mit in diese lanx satura aufnehmen können. Aber wie gesagt, was kann ich rathen! Wenn Sie sich nicht schon selbst diesen kleinen Aderlaß verordnet haben und ich Sie vielleicht nur an einen eignen Gedanken erinnere? Fast möchte ich's glauben.

Übrigens wäre ich für eine solche Sammlung Ihrer Arbeiten Ihnen sehr dankbar, denn ich lerne immer von Ihnen: während es mir Überwindung kostet, eine Musikzeitung wirklich zu lesen und ich immer mit Betrübniß Ihren Namen und Ihre Gedanken mitten unter den unbegreiflich ungeschickten und gedankenarmen Schriftgelehrten des musikalischen Wochenblatts finde. Wir wollen schon später, nach ein paar Jahren, daran denken, wie wir uns für unsere Art „Kulturkampf" (wie der verfluchte Ausdruck lautet) ein öffentliches Theater gründen —

ſpäter, wenn wir ein paar Namen mehr haben und nicht mehr ſo blutwenige ſind, wie gegenwärtig. Bis dahin muß jeder von uns kräftiglich allein kämpfen: ich habe mir durch meine 13 Unzeitgemäßen, die ich hinter einander herausgebe, eine gute Waffe geſchmiedet, die ich den Leuten um die Köpfe ſchlage, bis dabei etwas herauskommt. Ich wollte, Sie machten es ebenſo und ſchafften alles, was von Negativem, Polemiſchem, Haſſendem in Ihrer Natur iſt, auf dieſem Wege aus ſich heraus, um dann ſpäter Ruhe zu haben und ſich durch gar nichts mehr „zum Widerſpruch verleiten zu laſſen“. So rechne ich und getröſte mich einer Zeit, wo alles Kämpfen, Ächzen und Krächzen abgethan ſein wird; inzwiſchen aber „vorwärts mit ſtrengem Fechten“, wie irgend ein alter brandenburger Markgraf in der Reformationszeit geſagt hat. Denn zuletzt leiden wir alle ſo tief und ſchmerzlich, daß man es eben nur im rüſtigſten Kämpfen aushält, das Schwert in der Hand. Und da wir nichts für uns wollen und mit einem freudigen und guten Gewiſſen uns in den härteſten Strauß begeben können, ſo wollen wir uns zurufen „der Soldat allein iſt der freie Mann“ und wer ein freier Mann ſein, bleiben oder werden will, hat gar keine Wahl: „vorwärts mit ſtrengem Fechten“.

Und ſo leben Sie wohl und muthig, als Waffen-, Kriegs- und Siegsgenoſſe und denken Sie gerne

Ihres getreuen

Friedrich Nietzſche.

Baſel, 28. April 1874.

Nr. 5.

[Basel, 2. Dezember 1874.]

Sie können sich schwerlich vorstellen, wie sehr Sie mich durch Ihre letzten Mittheilungen erfreut haben. Wirklich, ich dachte vordem mit einem trüben Mißmuth an Sie und fürchtete Schlimmes und Schlimmstes, ohne mir irgend welche Kraft beizumessen, um da etwas ändern zu können. Gott weiß wie ich Angesichts aller wirklichen Natur immer zum Fatalisten werde und es auch bei Ihnen wurde, heimlich zu mir sprechend: „dem ist nicht zu helfen". Schlimm! Schlimm! Gerade bei denen, wo man helfen könnte, lohnt sich's nicht. Nun sagen Sie selbst, daß Sie eine gefährliche Krisis hinter sich haben; ich stelle diese mir als ein moralisches Kindbettfieber vor, wie es einzutreten pflegt, wenn man etwas Ordentliches gethan, sich rechtschaffen bezwungen hat und hinterdrein um so mehr zusammenknickt und eine Zeit lang etwas bettlägerig ist; in dieser Schwäche greift man dann leicht nach dem Falschen und erweckt Angst und Bangen. In seinen Hauptsachen muß sich nun der Mensch rein halten, ist meine stille Anforderung an Jedermann, während ich ziemlich tolerant, ja lax und nachlässig in den Nebensachen bin, bei mir und Anderen. Sie verzeihen es mir gewiß, wenn ich Ihnen es sage: es kam mir in diesem Spätsommer ein Schauer und Zweifel an; aus der Ferne läßt sich so etwas nicht

leicht gut machen und durch offenherzige Briefe wird hier und da manches schlechter gemacht. Kurz, ich nahm mir vor, etwas zu warten und zwar auf Handlungen und Thatsachen zu warten.

Darüber vernehme ich nun genug aus Ihrem letzten Briefe und nur Dinge von der tröstlichsten und wieder-gut-machendsten Art. Nun haben Sie die kleine Stadt entdeckt, wo Sie zum musikalischen Herren und Obersten heranwachsen können wo es möglich ist, pflanzen und ernten zu können, und wo nicht der „böse Feind" Ihnen die Saat verdirbt und die Freude der Arbeit nimmt. Wer möchte Ihnen nicht gerne längst dazu verholfen haben! Aber es nützte nichts, wenn Sie sich nicht dazu verhalfen und sich zu dieser Auffassung der Dinge hinab- oder hinaufstimmten. (Beiläufig: als Sie mir die Mittheilung über die Mainzer Sache machten und das documentum illustre vorlegten, so habe ich in der nächsten Viertelstunde nach Bayreuth darüber geschrieben und angefragt, ob etwas zu thun sei, schickte auch das documentum mit, hatte aber sofort das Gefühl, bei dieser Sache und bei diesem Verfahren kein Glück zu haben und hatte auch keines.)

Ihre Künstler-Reiseabenteuer, Ihre Künstler-Rache an den Breslauern und überhaupt alles, was Sie mittheilen und wie Sie es mittheilen, hat etwas von Freiheit und Errettung an sich, worüber ich mich immerfort freue; so konnten Sie sich nur selbst helfen. Mein Freund Gersdorff hat Sie in Bunzlau gehört, schickte das Programm und schrieb erbaut und ergriffen zumal über Ihren Vortrag Bach's.

Wenn Sie die Preisschrift über den Ring des Nibelungen lesen, werden Sie merken, daß mit ihr Niemandem etwas weggenommen ist; während Sie wohl schon wissen, daß Ihnen Niemand etwas von dem wegnehmen kann, was wirklich das Ihrige ist und was Sie allein können. Kommen Sie im nächsten Sommer (1875) nach Bayreuth, zu den Proben? Ich bin dort von Mitte Juli bis Mitte August. Sehen Sie doch ja zu, daß Sie kommen. Ich meine, man muß dabei sein, sonst giebt's gar kein „Muß" mehr.

Und nun ein herzliches Lebe- und Reisewohl und alles Gute und Getreuliche dem Getreuen.

Ihr ergebenster

Fr. Nietzsche,

auch im Namen Overbecks, der bereits in die Ferien gereist ist.

2. Dez. 1874.

Nr. 6.

[Basel, Ende Juni 1875.]

Ja lieber Herr Doktor, wenn es mir nur nicht gar so schlecht gienge! Was ist da zu sagen, was zu schreiben! Ich bin seit ein paar Monaten in einer verruchten Krisis eines chronischen Magenübels, das an den Grundfesten meines Daseins zu rütteln beginnt. Mit Mühe lebe ich aus einem Tag in den

andern. Alle paar Wochen verſuchen's die Ärzte mit etwas Neuem, Höllenſtein innerlich einnehmen, dann wieder große Doſen Chinin. Welche Kopfſchmerzen — nein, ich will nicht davon erzählen, glauben Sie es mir nur, daß ich ſchwer lebe, und nicht unbedenklich, und daß bei ſolchem Zuſtande die Laſt meines Berufes, an ſich groß genug, doppelt drückt.

Ich würde das wirklich nicht geſagt haben, wenn es nicht durchaus nöthig wäre, meine ſchier unbegreifliche Briefnachläſſigkeit Ihnen nicht als ſträflich, ſondern als verzeihenswürdig hinzuſtellen. Ich kann wirklich, ſo wie es mir geht, keine Briefe ſchreiben. Denken Sie nur, daß die Ärzte mir nicht erlauben, dieſen Sommer nach Bayreuth zu gehen! Ja was man bei einem ſolchen Gebot empfindet!

Meine litterariſchen Fortſetzungen habe ich natürlich aufgegeben, ich bin nicht im Stande, eine Zeile daran zu ſchreiben. Das will nicht nur Geſundheit, ſondern einen Überſchuß von Geſundheit.

Ich danke Ihnen ſehr für Ihre Compoſition. Was Sie mit dem Klavier-Inſtrument zuſammenhängen! Mir iſt ſo etwas noch nicht vorgekommen. So etwas kann übrigens nur ein wirklicher Klavieriſt ſpielen, nicht ſo ein verunglückter Orcheſtriſt, wie ich bin. —

Nun wollte ich Ihnen die Photographie des kräftig und treu blickenden neuen Freundes, den Sie gefunden haben, zurückſchicken, finde ſie aber im Augenblick nicht. Alſo ein wenig ſpäter.

Ich las einmal in der Zeitung etwas von Ihren

ehrenvollen Erlebnissen zu Weimar und hoffe, daß daraus Ihnen das Günstigste erwachse.

Und wie geht es in der häuslichen Welt? Ist Ihnen Glück zu wünschen und zugleich der Mutter und dem Kind? Mir ist es hier zur Noth geworden, so garçonmäßig mit diesen elenden Gesundheitszuständen fortzuleben, deshalb ist meine Schwester zu mir gekommen, und vom August an giebt es da eine eigne Wirthschaft des Geschwisterpaars.

Wir beide grüßen Sie
von Herzen.
Friedrich Nietzsche.

Ende Juni 1875.

Nr. 7.

[Steinabad bei Bonndorf, Anfang Aug. 1875.]

Sie haben Leid erfahren, lieber und armer Herr Doktor, und billigerweise sollten die, welche Sie lieben, versuchen, Ihnen eine Freude zu machen. Aber wie schwer ist dies manchmal! Man möchte ja so oft verstummen, um nur nichts mittheilen zu müssen, da die Mittheilung gewöhnlich wieder einen Gran Leides enthält. Wir sind Beide nicht in Bayreuth, sehen Sie, da steckt mehr als ein Gran; und jeder Brief, welchen ich von meinen dort weilenden Freunden Gersdorff, Overbeck und Rohde erhalte, bringt bei mir einen schmerzlichen Krampf hervor — bis ich

mir endlich ſage „ein Glück, daß nur die Andern dort ſein können“. Da fallen aber Sie mir wieder ein! Es ſind eben doch nicht alle „Andern“ dort, und mein Troſt iſt recht unvollſtändig!

Es gieng ſchlimm zu, ich merke es immer an der Art, wie ich mich zu meinen großen Plänen und zum Zuſammenhang meines Lebens verhalte. Diesmal war ich ſo weit herabgeſtimmt, daß ich faſt ohne Pläne nur noch für heute zu morgen weiter zu leben beſchloß. Hier habe ich gelernt, wieder muthiger zu ſein, die vorſichtigſte Exiſtenz in manchem Betracht kann ja immer noch die muthigſte ſein in Beziehung auf eine Hauptſache. Und ſo lebe ich nun einmal und werde leben, ſehr vorſichtig und für die Hauptſache ſehr muthig; und nicht einmal der Tod iſt es, was mich am meiſten ſchrecken könnte, ſondern nur das kranke Leben, wo man die causa vitae verliert.

Hier bei meinem Herumſchweifen in Bergen und Wäldern — immer allein und immer auf das beſte unterhalten — dachte ich viel an Sie, an die eigenthümlich ſchwer zu verſtehende Leidensgeſchichte Ihres bisherigen Lebens; ich fragte mich, woran es nur hängen möge, daß auf dem, was Sie gut und mit Aufopferung ſchaffen und thun, nicht das Wohlwollen und die Freude Andrer ruhe, daß alſo alles recht-Vollbrachte Sie gleichſam rückwärts verwunde. Die Geſchichte Ihrer „Logik der Hände“ quält mich, wenn ich an ſie denke (ich habe, erinnere ich mich recht, ſelbſt dazu beigetragen, Sie nach der Vollendung jenes Werks zu quälen, ſtatt Sie zu erfreuen). Ebenſo gedachte ich wieder Ihrer Präliminarien; dadurch,

daß Sie dieſelben als Diſſertation herausgaben, haben Sie einen Ihrer ſchönſten Pfeile verſchoſſen, ich kann es nicht anders nennen und ärgere mich, weil ich immer noch glaube, daß der Gedanken-Inhalt dieſer Schrift als einer aeſthetiſch-kritiſchen kaum ſeines Gleichen habe. Auch Alles, was Sie dem Fritzſch für das Wochenblatt übergeben haben, war dort wie verzaubert und konnte Ihnen nicht einmal die verſtehende Sympathie der Muſiker ſichern. Da zerbreche ich mir nun den Kopf, woran dieſe wunderliche Art von Nicht-erfolgen abhänge. Seien Sie nicht böſe, wenn ich mich dabei an das Wort Liszts von den preſſanten Freunden erinnerte, es kam mir ſo vor, als ob eine gewiſſe feurige Preſſirtheit, ein Nicht-warten-wollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat. Man ſoll dem Schickſal nicht merken laſſen, was man will; fünf Minuten ſpäter iſt es dann von ſelber ſo gutwillig, ein Anerbieten zu machen. „Bereit ſein iſt Alles“, heißt es, denke ich, bei Shakeſpeare. Vielleicht iſt aber das, was ich hier ziemlich altklug ſage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen beſäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, daß es ganz meiner innerſten Geſinnung entſpricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht anmerken zu laſſen, dann aber, wenn ſie mir in den Griff kommt, ſie hinzunehmen; ich war „bereit“. Es kommt bei dieſem „Hegen“ noch nicht eigentlich zum Wunſche, es fehlt mir eben darin an Ihrem Feuer. Es iſt nur wie eine Vorſtellung, conditional empfunden „es wäre für dich beglückend, wenn —“; Sie glauben ſchwerlich, was

für große und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herumtrage, für welche ich plötzlich bereit sein werde. —

Nun ein Einfall. Erlösen Sie doch Ihre Präliminarien aus ihrer blutlosen Existenz bei Fritzsch und machen Sie etwas Neues daraus. „Briefe über Musik von Dr. Carl Fuchs" — so etwas schwebt mir vor der Seele, denn Sie haben das seltene Recht, daran zu denken, inwiefern die Brief-form als wahre Kunst-form behandelt werden könne. (Aristoteles galt den Alten als Klassiker der Prosakunst, nicht wegen der Schriften, die wir haben, sondern nur seiner Dialoge und Briefe wegen.) Wir andern Sterblichen haben kein Recht, Briefe zu veröffentlichen, wir wären denn affektirte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen. — In diese Briefe gießen Sie Ihre Erfahrungen über einzelne Meister und Meisterwerke, mit denen Sie unsereinem die größte Wohlthat und Liebe erweisen können! Der dialektische Gang Ihrer „Kritik der Tonkunst" brauchte zuallerletzt an akademische Gangarten [zu] erinnern. Wenn Sie Sich ein Publikum vor die Seele stellen wollen, dann nur ja keine Professoren, sondern etwa die Bayreuther Genossen, welche jetzt dort sind und im nächsten Jahre eine recht ungewöhnlich „gute Gesellschaft" machen werden.

Ihre Abfertigung Lotze's (sammt einigem Neuen über Gervinum, wenn ich bitten darf) könnte anhangsweise zeigen, daß Sie auch gut auf Mensur mit Säbeln stehen können. —

Alles freundlich zu erwägen! Ich bin ferne

davon, mit irgend einem Rathe zudringlich fallen zu wollen, aber mitunter trifft man's, etwas zu sagen, was ein Anderer eben auf der Zunge hatte — da giebt es immer eine kleine Freude. Ich sagte Ihnen ja, wie es mein herzlicher Wunsch sei, Ihnen eine Freude zu machen.

Die weimarischen Briefe — ach wie gut ich mir Alles vorstellen konnte, besonders Liszt — sind an die angegebne Adresse abgeschickt.

Was meinen Sie dazu, daß die Post *fast alle* Ihre Briefe nach Basel als „unzureichend frankirt" behandelt? Dabei beklage ich, daß die Marken, welche Sie darauf geklebt haben, immer gar nicht gerechnet werden, also vergeudet sind. Für den letzten Brief verlangte man z. B. von mir noch 2 Frs. Es verdrießt Sie doch nicht, daß ich dies erwähne? Lieber Himmel, gieb, daß wir *freien Geistes* seien, alles Andre kannst Du für Dich behalten!

Treugesinnt der Ihrige, immer noch patientenmäßige, und patientiam brauchende, sowie empfehlende

F. Nietzsche.

Von morgen an bin ich in Basel bei der guten Schwester.

Nr. 8.

[*Basel*, Mitte Mai 1876.]

Wenn ich, mein lieber Herr Doktor, Ihnen erzählen müßte, was ich seit Weihnachten alles durchzumachen hatte und *wie* dünn das Lebensfädchen

geworden war und wie ich es fast aufgegeben hatte, überhaupt noch diesen Bayreuther Sommer zu *erleben* — so würde ich Ihnen keine Freude und mir selbst eine unangenehme Erinnerung schaffen. Genug, es geht wieder besser, das heißt bei mir immer, hoffnungsreicher; mit der Hoffnung kommen alle alten Pläne und Vorhaben wieder, denen ich unlieber entsagen möchte als dem Leben: und mit den Plänen erscheinen dann auch die alten Genossen und Gleichgesinnten mir vor der Seele. Von Ihnen las ich neulich in Fritzschens Blatte: eine erfolgreiche Concertreise wurde berichtet, die Betheiligung an dem Altenburger Feste angezeigt. Nun glaube ich auch, daß wir uns in Bayreuth wiedersehen werden, denn ich dachte bei jener Concertreise an irgend einen Zusammenhang mit Bayreuth und werde mich wohl nicht getäuscht haben. Meine Schwester bot Ihnen eine Gelegenheit für die dritte Serie der Aufführungen, Sie nahmen nicht bestimmt an und deuteten auf Hoffnungen hin, die freilich umfänglicher waren, als daß wir nicht von Herzen die Erfüllung derselben wünschen mußten. Dürften wir Sie jetzt bitten, uns einen Wink darüber zukommen zu lassen, wie es jetzt mit jenen Hoffnungen steht? Steht es gut mit ihnen, so wüßten wir schon eine passende Verwendung für das Ihnen angebotene Anrecht: namentlich würde ich gern meinem Freunde Overbeck auf diese Weise Zugang zu Bayreuth verschaffen.

Ich denke, wir dürfen über diesen Punkt mit aller Freiheit zusammen reden? Also bitte, nur ein Wort, damit Alles im Klaren ist!

Meine und meiner Schwester ergebenste Grüße und Wünsche.

Mit freundschaftlichem Händedruck

der Ihrige
F. Nietzsche.

Basel, Mitte Mai 1876.

Nr. 9.

4. Juli 77.

Rosenlaui
[gedruckt]

[Abbildung der Gegend mit dem Hôtel.]

bei Meiringen Berner Oberland: hier bleibe ich 2, 3 Wochen.

Hôtel, Pension et Bains.
[gedruckt]

Lieber Herr Doktor,

mein unstätes Wanderleben und dessen leidige Ursache, meine schlechte Gesundheit, hat es verschuldet, daß ich mich so spät erst für den Empfang Ihrer Programme bedanken kann; sie kamen erst spät in meine Hände. Thätigkeit über Thätigkeit, ersehe ich daraus; und wenn ich recht verstanden habe, ist nun auch von Zeit zu Zeit der Dirigenten-Stab in die kunstfertige Hand gelangt, etwas, was ich Ihnen längst gewünscht habe — gemäß Ihrem allerwürdigsten Vorbilde, Hans

von Bülow. Kurz, es fällt mir immer wieder ein, wenn ich an Sie denke „wer immer strebend sich bemüht u. s. w.“ Und heute muß ich's Ihnen schreiben. In Hinsicht auf dies Wort stehe ich mit Ihnen ganz gleich, und es bleibt die gute Kameradschaft des „Strebend sich Bemühens“.

Ich habe Ihnen im vorigen Jahre Kummer gemacht; hatte ich völlig Unrecht, so haben Sie diesen Kummer rasch wieder überwunden. Man wird fortwährend verkannt, selbst von den Nächsten. Nur glaube ich, darin rechtschaffen gehandelt zu haben, daß ich Ihnen sagte, wie ich empfand: — Sie hielten mich für Ihren Freund, aber es stand etwas zwischen Ihnen und mir. In solchen Dingen halte ich an dem amerikanischen Sprüchworte fest „Ehrlichkeit ist die beste Politik“.

Vielleicht nahmen Sie meine Worte zu schwer, vielleicht verstanden Sie auch einiges anders, als ich es sagte; jeder hat seine Ausdrucks-, jeder seine Verständnißweise: — daher so viel Mißverstehens. Jedenfalls aber habe ich mich nicht gut ausgedrückt. Jetzt scheint es mir sogar, daß ich einer gewissen trüben allgemeinen Verstimmung (der allzuhäufigen Folge meines Krankseins) allzusehr nachgegeben habe und daß ich Ihnen irgendwie Unrecht gethan haben muß.

Schonung bedürfen wir alle; Sie wissen, was Goethe sagt „und wie der Mensch nur sagen kann „hier bin ich“, daß Freunde seiner schonend sich erfreun.“ —

Die Sache ist nur: ich war damals nicht Ihr Freund. Aber die Kürze unserer Bekanntschaft!

Briefe ſind nichts, ſo gut ſie auch geſchrieben werden. Man muß ſeine Empfindung für einen Menſchen immer von Zeit zu Zeit angeſichts dieſes Menſchen controliren können. Sonſt giebt es ein Phantaſiebild: und man bringt Züge hinein aus günſtigen oder ungünſtigen Erzählungen Anderer. — Ich hätte große Freude daran, zu wiſſen, daß meine Verſtimmung, mein Mißtrauen einem Phantaſie-Fuchs gegolten habe — und daß der wirkliche Dr. Carl Fuchs in allen Stücken geliebt und geehrt werden müßte. Alſo: ſeien Sie mir ſo weit böſe, als Sie mir nicht gut ſein können! Und vergeſſen Sie!

F. N.

Nr. 10.

[Roſenlauibad, Ende Juli 1877.]

Lieber Herr Doktor, ich war von Roſenlaui ein paar Wochen abweſend: bei der Rückkehr fand ich mich durch Sie ſo reich beſchenkt, daß ich zwei drei Tage laufen laſſen mußte, um den Schatz ganz zu heben. Es gieng mir alles ſo recht zu Herzen und Sinnen, was Sie ſchrieben; namentlich danke ich Ihnen für die Schilderung des „Abends“ und der Vorbereitung dazu, ich glaube ſogar es floſſen meine Thränen dabei; was ich Ihnen nur erzähle, um zu beweiſen, daß ich Ihnen nicht ſehr fern ſtehe, mag geſchehen und geſagt worden ſein, was da wolle. Überhaupt: mir ſcheint doch dabei etwas Gutes herausgekommen zu ſein, daß ich damals, in einer ſo un-

erquicklichen und harten Weise, mein Herz erleichterte: denn ich fühle es jetzt zu deutlich, daß meine Empfindung für Sie verändert ist, in's Hoffnungsreiche, Freudige. (Ein Skeptiker würde sagen: da sieht man, was einige Gran Unrecht in der Einen Wagschale nützen können.) Das Übrige wollen wir nun einer persönlichen Begegnung überlassen, welche hoffentlich nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist. Komme ich nach Basel (Anfang September, denke ich), so soll auch meinerseits an Volkland ein Wort gerichtet werden. Es war zweifelhaft, ob ich wieder zurückkehren würde: denn ich habe, noch in diesem Frühjahr, ernstlich in Erwägung ziehen müssen, ob nicht meine Baseler Stellung aufzugeben sei; auch jetzt stehe ich mit Besorgniß vor dem nächsten Winter und seiner Thätigkeit: es wird ein Versuch, ein letzter sein. Von Oktober bis Mai war ich in Sorrent, zusammen mit drei Freunden und — meinen Kopfschmerzen. Ich nenne Ihnen die verehrte Freundin, welche mütterlich dort für mich sorgte: es ist die Verfasserin der anonym erschienenen „Memoiren einer Idealistin" (bitte, lesen Sie dies ganz und gar ausgezeichnete Buch und geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin!)

Ihre rhythmische Taktzählung ist ein bedeutender Fund reinen Goldes, Sie werden viele gute Münzen daraus schlagen können. Mir fiel ein, daß ich, beim Studium der antiken Rhythmik, 1870, auf der Jagd nach 5- und 7taktigen Perioden war und die Meistersinger und Tristan durchzählte: wobei mir einiges über W.'s Rhythmik aufgieng. Er ist nämlich so abgeneigt gegen das Mathematische, streng Sym-

metrische (wie es im Kleinen der Gebrauch der Triole zeigt, ich meine sogar das Übermaaß im Gebrauch derselben) daß er mit Vorliebe die 4taktigen Perioden in 5taktige verzögert, die 6taktigen in 7taktige (In den Meistersingern, III. Akt, kommt ein Walzer vor: sehen Sie zu, ob da nicht die Siebenzahl regiert). Mitunter — aber es ist vielleicht crimen laesae majestatis — fällt mir die Manier Bernini's ein, der auch die Säule nicht mehr einfach erträgt, sondern sie von unten bis oben durch Voluten wie er glaubt lebendig macht. Unter den gefährlichen Nachwirkungen W.'s scheint mir „das Lebendig-machen-wollen um jeden Preis" eine der gefährlichsten: denn blitzschnell wird's Manier, Handgriff.

Ich habe immer gewünscht, es möchte Einer, der es kann, einmal Wagners verschiedne Methoden innerhalb seiner Kunst einfach beschreiben, historisch-schlicht sagen, wie er es hier, wie dort macht. Da erweckt nun das aufgezeichnete Schema, welches Ihr Brief enthält, alle meine Hoffnungen: gerade so einfach thatsächlich müßte es beschrieben werden. Die Andern, welche über Wagner schreiben, sagen im Grunde nicht mehr, als daß sie großes Vergnügen gehabt und dafür dankbar sein wollen; man lernt nichts. * * * scheint mir nicht Musiker genug zu sein; und als Schriftsteller ist er zum Todtlachen, mit seiner Confusion artistischer und psychologischer Sprechweise. Könnte man übrigens, an Stelle des unklaren Wortes „Motiv" nicht sagen „Symbol"? Etwas anderes ist's ja nicht. — Wenn Sie an Ihren

„musikalischen Briefen“ schreiben, so wenden Sie doch so wenig als möglich Ausdrücke aus der Schopenhauerschen Metaphysik an; ich glaube nämlich — Verzeihung! ich glaube, ich weiß es — daß sie falsch ist, und daß alle Schriften, welche mit ihr abgestempelt sind, bald einmal unverständlich werden möchten. Später darüber mehr, und auch dies nicht brieflich. — Über verschiedne meiner Bayreuther Eindrücke, aesthetische Grundprobleme berührend, möchte ich auch mit Ihnen mündlich mich verständigen, zum Theil mich von Ihnen beruhigen lassen. Ihren „Briefen“ sehe ich mit solcher hungriger Erwartung entgegen, daß ich nicht einmal mich entscheiden kann, ob ich lieber Ihre Aufschlüsse über Beethovens Stil, Takt, Dynamik u. s. w. zuerst in Händen hätte oder Ihren Lehr- und Leitfaden durch die Nibelungen-Noth (denn Noth macht alles, was nibelungenhaft ist). Am allerliebsten speiste ich beide Bissen auf einmal und wollte mich dann gerne, der Boa gleich, in die Sonne legen, um still einen Monat lang zu verdauen.

Aber nun sagen die Augen: höre auf! Können Sie die Blätter noch eine Zeit entbehren? Oder ist's besser, daß ich sie gleich schicke? — Ich bleibe noch vier Wochen in Rosenlaui.

Mehr noch nach wie vor

Ihr

F. Nietzsche.

Ende Juli 77.

Nr. 11.

[Basel, Juni 1878.]

Sie sind einer der Allererſten, lieber und werther Herr Doktor, welche mein Buch praktiſch nehmen: darüber freue ich mich ſehr, denn es beweiſt mir, daß die Wohlthat, welche ich mir ſelber damit erwies — auch noch übertragbar iſt. Fühlen Sie jetzt, hinterdrein, nicht etwas von Höhenluft —; es iſt etwas kälter um uns, aber um wie viel freier und reiner als im Dunſt des Thals! Ich wenigſtens fühle mich rüſtiger und zu allem Guten entſchloſſener als je — auch zehnmal milder gegen Menſchen, als in der Zeit meines früheren Schriftthums. In summa und im kleinſten Einzelnen: jetzt wage ich es, der Weisheit ſelber nachzugehen und ſelber Philoſoph zu ſein; früher verehrte ich die Philoſophen. Manches Schwärmeriſche und Beglückende ſchwand: aber viel Beſſeres habe ich eingetauſcht. Mit der metaphyſiſchen Verdrehung gieng es mir zuletzt ſo, daß ich einen Druck um den Hals fühlte, als ob ich erſticken müßte.

Bei Ihnen muß ſich Vieles innerlich ereignet haben, was mir eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit gab, daß wir, gerade auf der neuen Baſis, gut freund werden müßten. Sie ſegeln jetzt in ein unbekanntes neues Meer; es thut mir gar zu wohl, zu denken, daß ich Ihnen dabei den Muth nicht verdorben, daß Sie es verſtanden haben, meine Freigeiſterei τὸ ἐμὸν πνεῦμα ſelbſt als Fahrwind zu benutzen.

Und nichtwahr? mein Gesicht bleibt Ihnen doch wieder Nietzschisch und nicht mehr Bülowisch? —

Das Orchester in Ihren Händen und unter Ihrem Geiste — ist mir eine höchst angenehme Vorstellung. Dahin mußte es kommen, im ganzen Plane Ihres Lebens: „am Ende ist der Sinn", entsprechend Ihrem „im Anfang war der Unsinn": was ich ganz glorios gesagt finde.

Bleiben Sie mir gut!

Immer Ihnen zugethan, obschon meine Augen mich zwingen, Ihren reichen Briefen das undankbarste Stillschweigen entgegenzusetzen. Aber Sie verstehen auch dies recht — nachdem wir überhaupt uns verstehen.

F. N. Basel.

Nr. 12.

[Basel, Ende Sommer 1878.]

Also auch Sie, lieber Herr Doktor, sind in Betreff Wagners in die Krisis gerathen! Nun, so werden wir wohl die Ersten sein; in meinem Buche habe ich in dieser Hinsicht die größte Schonung geübt, obwohl über zwanzig Punkte zum Entsetzen aller Wagnerianer in mir die Wahrheit fest steht. Irgendwann wird sie auch an's Licht müssen — aber dringend bitte ich Sie, ja nichts zu übereilen und alle Gährung erst verbrausen zu lassen, daß es auch

in diesen Dingen einen edlen hellen Wein gebe! Schreiben Sie jetzt nicht über Wagner! Was werden Sie noch alles entdecken! Sie sind ja in der günstigsten Unabhängigkeit von Bayreuth und den andren „Richtungen"; was Wagner und Frau Wagner von Ihnen denken, muß Ihnen ganz gleichgültig sein. Wagner selbst ist alt und hat keinen Frühling mehr zu erwarten, die Wahrheit aber altert nicht und muß in diesen Dingen ihren Frühling erst noch erleben. — Eine einzige Combination von Fähigkeiten und Kenntnissen berechtigt Sie dazu, das Charakteristische des Stils bei jedem der großen Meister zu beschreiben — zum ersten Male, wie ich meine. Thun Sie dies doch zuerst einmal thesenhaft, aphoristisch, in der knappsten Form und mit haarscharfem Ausdruck. Ein halbes Tausend musikalischer Einzelsätze und Beobachtungen von Ihnen, die Quintessenzen Ihrer Erfahrungen — das giebt Ihnen Namen und Stellung.

Nur nichts Periodisches und Kleines (seien es „Briefe" oder Aufsätze für Zeitschriften), bevor Sie Sich nicht erst als Ganzes gezeigt haben! — Verzeihung, wenn mein Wunsch, Sie endlich in der Achtung der Achtung-Verleihenden befestigt zu sehen, mich in meinen Rathschlägen zudringlich erscheinen läßt. — (Mein Plan, ein „Jahrbuch der Freunde" herauszugeben, kann vor 2 und mehr Jahren nicht in Ausführung gebracht werden: Schmeitzners Ungeduld soll mich nicht zum Thoren machen. Dies privatissime.) Nichts liegt mir ferner als eine Concurrenz mit so erbarmungswürdigem

Zeug, wie die „Bayreuther Blätter" sind; und überhaupt — eine Orientirung nach irgend einem Bayreuther Sehwinkel. Auch Sie sprechen noch von einer „Spaltung im eignen Lager". Was geht mich jetzt ein „Lager" an!!!!! Gar noch gegen * * *! schreiben! wie konnte Ihnen das in den Sinn kommen, lieber verehrter Herr Doktor! Ich weiß mitunter nicht, wie Sie Sich eigentlich taxiren. — Nochmals Verzeihung!

Meinen Bekannten mißfällt Ihr Stil in den gedruckten Sachen. Die Gründe sind 1) die Sätze sind 4mal zu lang. 2) Sie affektiren Gelehrtenhaftigkeit, recht künstlerhaft, aber eine schreckliche Geschmacksverirrung (fremde wissenschaftliche Worte und Begriffe im Überfluß). 3) Die Hauptsachen kommen nicht stark und stämmig heraus, die Neben-Einfälle überwuchern sie, Sie schneiden nicht genug weg und arbeiten nicht genug um. 4) Ihr Geist liebt es spitz zu werden, es ist das Geheimniß der guten Schriftsteller, nie für die subtilen und spitzen Leser zu schreiben. — —

Nicht wahr, Sie verargen mir diese epistula didactica nicht! — Womit sollte ich auch eine solche ehrliche Mittheilung, als Ihre letzte war, vergelten, als mit Ehrlichkeit?

Ganz Ihnen ergeben F. N.

Nr. 13.

Nizza (France)
rue St. François de Paule 26 II.
[Winter 1884/85.]

Werther und lieber Herr Doktor,

glauben Sie daran, auch ohne daß ich es schriftlich bezeuge (was mir meine Augen von Jahr zu Jahr weniger erlauben —) daß nicht leicht Jemand Ihren Untersuchungen und Feinheiten mit mehr Theilnahme folgen kann als ich. Wenn nur „Theilnahme" ausreichte! Aber es fehlt mir an Wissen und Können nach allen den Seiten hin, wo Ihre merkwürdig vielfältige Begabung liegt. Vor allem: es vergehen Jahre, in denen mir Niemand Musik macht, ich selbst eingerechnet. Das Letzte, was ich mir gründlich angeeignet habe, ist Bizet's Carmen, — und nicht ohne viele, zum Theil ganz unerlaubte Hintergedanken über alle deutsche Musik (über welche ich beinahe so urtheile wie über alle deutsche Philosophie); außerdem die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt wie ich ihn liebe und zur Naivetät des Südens das Bedürfniß und die Gabe der Melodie hat. Der Verfall des melodischen Sinns, den ich bei jeder Berührung mit deutschen Musikern zu riechen glaube, die immer größere Aufmerksamkeit auf die einzelne Gebärde des Affekts (ich glaube, Sie heißen das „Phrase", mein lieber Herr Doktor?), ebenfalls die immer größere Fertigkeit im Vortrage

des Einzelnen, in den rhetorischen Kunstmitteln der Musik, in der Schauspieler-Kunst, den Moment so überzeugend wie möglich zu gestalten: das, scheint mir, verträgt sich nicht nur mit einander, es bedingt sich beinahe gegenseitig. Schlimm genug! man muß eben alles Gute in dieser Welt etwas zu theuer kaufen! Das Wagnerische Wort „unendliche Melodie" drückt die Gefahr, den Verderb des Instinkts und den guten Glauben, das gute Gewissen dabei allerliebst aus. Die rhythmische Zweideutigkeit, so daß man nicht mehr weiß und wissen soll, ob etwas Schwanz oder Kopf ist, ist ohne allen Zweifel ein Kunstmittel, mit dem wunderbare Wirkungen erreicht werden können: der „Tristan" ist reich daran —, als Symptom einer ganzen Kunst ist und bleibt sie trotzdem das Zeichen der Auflösung. Der Theil wird Herr über das Ganze, die Phrase über die Melodie, der Augenblick über die Zeit (auch das tempo), das Pathos über das Ethos (Charakter, Stil, oder wie es heißen soll —), schließlich auch der esprit über den „Sinn". Verzeihung! was ich wahrzunehmen glaube, ist eine Veränderung der Perspektive: man sieht das Einzelne viel zu scharf, man sieht das Ganze viel zu stumpf, — und man hat den Willen zu dieser Optik in der Musik, vor Allem man hat das Talent dazu! Das aber ist décadence, ein Wort, das, wie sich unter uns von selbst versteht, nicht verwerfen, sondern nur bezeichnen soll. Ihr Riemann ist mir ein Zeichen davon, ebenso wie Ihr Hanns von Bülow, ebenso wie Sie selbst, Sie als der feinsinnigste Interpret von Bedürfnissen

und Veränderungen der anima musica, welche, Alles in Allem, zuletzt doch der beste Theil von dem sein mag, was die âme moderne ist. Ich drücke mich verdammt schlecht aus, zum Unterschiede von Ihnen; ich meine, es giebt auch an der décadence eine Unsumme des Anziehendsten, Werthvollsten, Neuesten, Verehrungswürdigsten, — unsre moderne Musik zum Beispiel, und wer nur nach der Art der drei eben Genannten ihr treuer und tapferer Apostel ist. Verzeihung, wenn ich noch hinzufüge: wovon ein Decadenz-Geschmack am entferntesten ist, das ist der große Stil: zu dem zum Beispiel der Palazzo Pitti gehört, aber nicht die neunte Symphonie. Der große Stil als die höchste Steigerung der Kunst der Melodie. —

Endlich ein Wort über eine ganz große theoretische Differenz zwischen uns, nämlich in Anbetracht der antiken Metrik. Freilich: ich darf heute kaum mehr über diese Dinge mitreden, — aber 1871 hätte ich's gedurft, welches Jahr ich in der erschrecklichen Lektüre der griechischen und lateinischen Metriker verbracht habe, mit einem sehr wunderlichen Resultate. Damals fühlte ich mich als den abseits gestelltesten Metriker unter allen Philologen: denn ich demonstrirte meinen Schülern die ganze Entwicklung der Metrik von Bentley bis Westphal als Geschichte eines Grundirrthums. Damals wehrte ich mich mit Händen und Füßen dagegen, daß z. B. ein deutscher Hexameter irgend etwas Verwandtes mit einem griechischen sei. Was ich behauptete war, um bei diesem Beispiele zu bleiben, daß ein Grieche beim Vortrage eines homeri-

schen Verses gar keine andern Accente als die Wortaccente angewendet habe, — daß der rhythmische Reiz exakt in den Zeitquantitäten und deren Verhältnissen gelegen habe, und nicht, wie beim deutschen Hexameter im Hopsasa des Ictus: noch abgesehn davon, daß der deutsche Daktylus auch in der Zeitquantität grundverschieden vom griechischen und lateinischen ist. Denn wir sprechen „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen, es grünten und blühten" mit dem Gefühle von , vielleicht sogar als Triolen, gewiß aber nicht zweitheilig-feierlich mit einer langen Silbe, welche die Dauer von zwei kurzen hat. Das Strengernehmen der Dauer einer Silbe war es eben, was in der antiken Welt den Vers von der Alltagsrede abhob: was bei uns Nordländern ganz und gar nicht der Fall ist. Es ist uns kaum möglich, eine rein quantitirende Rhythmik nachzufühlen, so sehr sind wir an die Affekt-Rhythmik des Stark und Schwach, des crescendo und diminuendo, gewöhnt. Von Bentley aber (der ist der große Neuerer, G. Hermann ist erst der Zweite) ebenso von den deutschen Dichtern, welche antike Metra nachzubilden glaubten, ist ganz unschuldig unsere Art rhythmischer Sinn als einzige und „ewige" Art, als Rhythmik an sich angesetzt worden: ungefähr wie wir allesammt geneigt sind, unsere Humanitäts- und Mitgefühls-Moral als die Moral zu verstehen und sie in ältere, grundverschiedene Moralen hineinzuinterpretiren. Es ist ja kein Zweifel, daß unsre deutschen Dichter „in antiken Metren" damit vielerlei rhythmische Reize in die

Poesie gebracht haben, deren sie ermangelte (das Tiktak unserer Reim-Poeten ist auf die Dauer fürchterlich): aber ein Alter hätte nichts von diesen Zaubern gehört, noch weniger aber geglaubt, dabei seine Metra zu hören. — Unter Franzosen versteht man die Möglichkeit einer allein zeit-quantitirenden Metrik schon leichter: sie fühlen die Zahl der Silben als Zeit. — Ecco, der längste Brief, den ich seit Jahren geschrieben: nehmen Sie ihn als solchen und auch in jedem andern Verstande als ein Zeichen dafür, daß auch ich „die Dankbarkeit" nicht vergesse, mein werther Herr Doktor, der Sie mich nun schon zwei Mal mit ganz ausgesuchten Gerichten bewirthet haben. — Wo um alles in der Welt haben Sie Ihr Talent zum causer en littérature her? ist etwas französisches Blut in Ihren Adern? —

Schließlich ein Wort des Zorns gegen Ihren Verleger und Drucker. Wie! „Hefte"? Hefte, die nicht haften, die nicht geheftet sind! lucus a non lucendo! Halten Sie diesen Scherz einem alten Philologen zu Gute und bleiben Sie trotzdem wohlgesinnt

Ihrem ergebensten
Dr. Friedrich Nietzsche
weiland Prf. der klassischen
Sprachen, insgleichen der Metrik.

Lesen Sie, ich bitte, ein Buch, das Wenige kennen, Augustinus de musica, um zu sehen, wie man damals Horazische Metren verstand und genoß, wie man dabei „taktirte", welche Pausen

man einschob u. s. w. (Arsis und Thesis sind bloße Taktirzeichen).

Meine Adresse ist, ein für alle Mal: Naumburg an der Saale. Von da aus wird mir Alles nachgeschickt. Ich selbst bin „unstät und flüchtig" auf Erden — —

Nr. 14.

Nizza (France), den 14. Dez. 1887.
pension de Genève.

Lieber und werther Freund,

es war ein sehr guter Augenblick, mir einen solchen Brief zu schreiben. Denn ich bin, fast ohne den Willen dazu; aber gemäß einer unerbittlichen Nothwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes „Bisher" ad acta zu legen. Fast Alles, was ich jetzt thue, ist ein Strich-drunter-ziehn. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich, die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehn muß, brauche ich zuallererst eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung. Dabei ist es wesentlich, was und wer mir noch bleibt. —

Wie alt ich eigentlich schon bin? Ich weiß es nicht; ebensowenig, wie jung ich noch sein werde. —

Ich betrachte mit Vergnügen Ihr Bild; es scheint mir viel Jugend und Tapferkeit drin zu sein, ge-

miſcht, wie es ſich ziemt, mit beginnender Weisheit (und weißen Haaren? . .).

In Deutſchland beſchwert man ſich ſtark über meine „Excentricitäten“. Aber da man nicht weiß, wo mein Centrum iſt, wird man ſchwerlich darüber die Wahrheit treffen, wo und wann ich bisher „excentriſch“ geweſen bin. Zum Beiſpiel, daß ich Philologe war — damit war ich außerhalb meines Centrums (womit, glücklicher Weiſe, durchaus nicht geſagt iſt, daß ich ein ſchlechter Philologe war). Insgleichen: heute ſcheint es mir eine Excentricität, daß ich Wagnerianer geweſen bin. Es war ein über alle Maaßen gefährliches Experiment; jetzt, wo ich weiß, daß ich nicht daran zu Grunde gegangen bin, weiß ich auch, welchen Sinn es für mich gehabt hat — es war meine ſtärkſte Charakter-Probe. Allmählich disciplinirt Einen freilich das Innewendigſte zur Einheit zurück; jene Leidenſchaft, für die man lange keinen Namen hat, rettet uns aus allen Digreſſionen und Diſperſionen, jene Aufgabe, deren unfreiwilliger Miſſionär man iſt.

— Dergleichen iſt ſehr ſchwer aus der Ferne zu verſtehn. Meine letzten zehn Jahre waren dadurch über die Maaßen ſchmerzhaft und gewaltſam. Falls Sie Luſt haben ſollten, mehr von dieſer böſen und problematiſchen Geſchichte zu hören, ſo ſeien Ihrer freundſchaftlichen Theilnahme die Neuausgaben meiner früheren Schriften empfohlen, insbeſondere deren Vorreden. (Anbei bemerkt: mein aus guten Gründen etwas deſperater Verleger, der treffliche E. W. Fritzſch in Leipzig, iſt bereit, Jedermann dieſe

Neuausgaben auszuhändigen, vorausgesetzt, daß man ihm dafür einen längeren Essai (über „Nietzsche en bloc") verspricht. Die größeren Litteraturblätter, wie Lindau's Nord und Süd, sind reif dafür, einen solchen Essai nöthig zu haben, da eine wirkliche Unruhe und Aufregung über die Bedeutung meiner Litteratur sich bemerkbar macht. Bisher hat noch Niemand genug Muth und Intelligenz gehabt, mich den lieben Deutschen zu entdecken: meine Probleme sind neu, mein psychologischer Horizont ist bis zum Erschrecken umfänglich, meine Sprache kühn und deutsch, vielleicht giebt es keine gedankenreicheren und unabhängigeren deutschen Bücher als die meinen.)

— Der Hymnus gehört auch zu diesem „Strich-drunter-ziehn". Können Sie ihn nicht sich einmal singen lassen? Man hat mir von verschiedenen Seiten schon die Aufführung in Aussicht gestellt (z. B. Mottl in Carlsruhe). Seine eigentliche Bestimmung soll freilich sein, einmal „zu meinem Gedächtniß" gesungen zu werden: er soll von mir übrig bleiben, gesetzt, daß ich selbst übrig bleibe.

Behalten Sie mich in guter Erinnerung, mein lieber Herr Doktor: ich danke Ihnen auf das Herzlichste dafür, daß Sie mir auch in der zweiten Hälfte Ihres Jahrhunderts zugethan bleiben wollen.

Ihr Freund

Nietzsche.

Nr. 15.

Torino, den 14. April 1888.

Lieber und werther Herr Doktor,

ich habe auch hier wie in Nizza Ihr Bild vor mir auf dem Tiſche: was Wunders, wenn mich gar nicht ſelten die Luſt ankommt, mit Ihnen zu reden? Und daß ich's thue? — Wozu, frage ich mich, dieſe abſurde Entfremdung durch den Raum (durch jenen Raum, von dem die Philoſophen ſagen, er ſei von uns erfunden —), dieſe Lücke zwiſchen den wenigen Menſchen, die ſich etwas zu ſagen hätten! — —

Kennen Sie Turin? Das iſt eine Stadt nach meinem Herzen. Sogar die einzige. Ruhig, faſt feierlich. Klaſſiſches Land für Fuß und Auge (durch ein ſüperbes Pflaſter und einen Farbenton von gelb und braunroth, in dem Alles eins wird). Ein Hauch gutes achtzehntes Jahrhundert. Paläſte, wie ſie uns zu Sinnen reden: nicht Renaiſſance-Burgen. Und daß man mitten in der Stadt die Schnee-Alpen ſieht! Daß die Straßen ſchnurgerade in ſie hineinzulaufen ſcheinen! Die Luft trocken, ſublim-klar. Ich glaubte nie, daß eine Stadt durch Licht ſo ſchön werden könnte.

Funfzig Schritt von mir der palazzo Carignano (1670): mein grandioſes Vis-à-Vis. Noch einmal funfzig Schritt das teatro Carignano, wo man gerade ſehr achtungswürdig Carmen präſentirt. Man kann halbe Stunden in Einem Athem durch hohe

Bogengänge gehn. Hier ist Alles frei und weit gerathen, zumal die Plätze, so daß man mitten in der Stadt ein stolzes Gefühl von Freiheit hat.

Hierher habe ich mein Huckepack von Sorgen und Philosophie geschleppt. Bis zum Juni wird es gehn, ohne daß die Hitze mich quält. Die Nähe der Berge garantirt eine gewisse Energie, selbst Ruhigkeit. Dann kommt meine alte Sommer-Residenz Sils-Maria an die Reihe: das Oberengadin, meine Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch . . Und dann ein Monat Venedig: ein geweihter Ort für mein Gefühl, als Sitz (Gefängniß, wenn man will) des einzigen Musikers, der mir Musik macht, wie sie heute unmöglich erscheint: tief, sonnig, liebevoll, in vollkommener Freiheit unter dem Gesetz —

Irgend wo und irgend wann las ich, daß man nur in wenig Städten Deutschlands Schopenhauers Gedächtniß gefeiert habe. Man hob Danzig hervor. Dabei gedachte ich Ihrer.

Wie Alles davon läuft! Wie Alles auseinander läuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kennte weit und breit. Meine Schwester in Südamerika. Briefe immer seltner. Und man ist noch nicht einmal alt!!!! Nur Philosoph! Nur abseits! Nur compromittirend abseits! —

Ein **curiosum**: eben trifft ein Zeitungsblatt aus Dänemark ein. Daraus lerne ich, daß an der Kopenhagener Universität ein Cyklus öffentlicher Vorlesungen „om den tüske filosof Friedrich Nietzsche“ gehalten wird. Der Vortragende ist der Privatdozent Dr. Georg Brandes. —

Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Schicksale, werther Freund! Wohin treibt jetzt das Schiff? Und warum lieſt man nicht Ihre geſammelten Critica? Ich hörte von Niemandem lieber Werthurtheile de rebus musicis et musicantibus.

Treulich der Ihre

Nietzſche.

(Torino, ferma in posta.)

Nr. 16.

Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz,
den 30. Juni 1888.

Lieber, verehrter Freund,

ſeltſam! ſeltſam! mein Wunſch war, Ihnen ſofort nach meiner Zurückverſetzung in's Kühle — denn wir hatten Tag für Tag 31 Grad in Turin — einen ſchönen Dankesbrief zu ſchreiben: ein frommer Wunſch, nicht wahr?? — Aber wer konnte ahnen, daß ich mich nicht bloß „in's Kühle" zurückverſetzen würde, ſondern in Hundewetter, an dem meine Geſundheit Schiffbruch leiden würde! Winter, Sommer in unſinnigem Wechſel; ſechs und zwanzig Lawinen im Schmelzen; jetzt acht Tage Regen, der Himmel faſt immer verhängt — genug Gründe, um eine tiefe nervöſe Erſchöpfung, mit Recrudescenz meiner früheren Leiden, zu entſchuldigen. — Ich erinnere mich nicht, ſchlechteres Wetter erlebt zu haben: und dies in

meinem Sils-Maria, wohin ich flüchte, um schlechtem Wetter zu entgehn! Ist es ein Wunder, wenn selbst der Pfarrer hier sich das Fluchen angewöhnt? Er stockt jetzt mitunter in der Unterhaltung; dann würgt er immer einen Fluch hinunter. Neulich, beim Herauskommen aus der eingeschneiten Kirche, hat er seinen Hund durchgeprügelt, mit den Worten „der verfluchte Köter hat mir die ganze Predigt verteufelt!“ —

Sie errathen, wozu auch ich Lust hätte? Aber das schickt sich nicht, mit einem Musiker . . .

Ich hatte solches Vergnügen an Ihren Lehr- und Wehr-Meinungen, daß ich es nicht für mich allein behalten wollte: ich hoffe, nichts Unziemliches gethan zu haben, als ich sie an meinen maëstro nach Venedig schickte? . . Und von welcher Energie legte Ihr Brief Zeugniß ab! Wie macht man das, dort oben in Ihrem Norden, so jung zu bleiben? Ihr Brief war wirklich noch jünger als Ihr Bild. —

Immer kommt mir dabei die Vorstellung wieder, daß Sie an eine viel freiere, größere Stelle hingehören, wo Ihrer Lehr-Begabung andere Kräfte untergeordnet sind und wo Sie nicht Alles allein machen müssen — Sie schlagen Funken noch aus Ihrem Danzig: das wird jeder Schmied zu bewundern haben!

Die andren Musiker werden nervös: wie es Ihnen zu Muthe ist, schließe ich aus Ihrem Stil, der biegsam und behend läuft. So schreibt man nicht, wenn man dyspeptisch ist . . Und so erlebt ist alle Ihre Kritik!

Wenn es, werther Freund, noch Etwas mitzutheilen giebt, gönnen Sie mir noch eine zweite Sendung Rezensionen! Adresse: Sils, Oberengadin, Schweiz. Vielleicht kommt das Wetter inzwischen zur Vernunft! — und ich mit ihm! —

Ihnen
dankbar verpflichtet
Ihr
Nietzsche.

(Auf der Rückseite des Briefumschlags steht — ebenfalls von Nietzsches Hand —:

Dank für die allerschmeichelhafteste Etymologie! Die Polen sagen, es bedeute „Nihilist". . .)

Nr. 17.

Sils, den 24. Juli 1888.

Lieber Freund,

lassen wir die Windhose laufen! Das Meer ist wieder glatt. —

Heute melde ich Ihnen etwas Heiteres. Es kommt nächstens von mir ein kleines Pamphlet in die Wochen, das vollgestopft von musikalischen Glau-

bensbekenntniſſen iſt, — freilich in der riskirteſten Form!! — Dasſelbe iſt noch in den guten Tagen von Turin geſchrieben und *nicht* in Sils, *nicht* zwiſchen Krankheit und Schneegewölk. Es findet ſich, anbei geſagt, ein ſehr ehrendes Wort für Riemann darin: obwohl ſonſt nicht gerade Ehren ausgetheilt werden . . .

Das Manuſkript iſt bereits in der Druckerei. Es war ſchon einmal dort, wurde mir wegen Unleſerlichkeit zurückgeſchickt. Ich hatte die Abſchrift in einem ſolchen Zuſtand von Schwäche gemacht, daß die lateiniſchen Buchſtaben ebenſo gut als griechiſche verſtanden wurden (— eine kleine Druckprobe *bewies* mir das). Die neue Abſchrift iſt viel deutlicher, Dank einer beſondren Art von Federn „Sönneckens Rundſchriftfedern", welche der hieſige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl.

Dieſe letzten Tage war der Himmel öfter hell, und Sils breitete ſeinen alten Pfauenſchweif verführeriſch ſüdlicher Farben aus. Und ſiehe da! ein alter Muſikant ſtellt ſich mir vor, ein Kapellmeiſter vom Dresdener Hoftheater, der ihm ſeit 1847 zugehört. Ich wickelte den alten ſchneeweißen Mann auf — und ein ganzes Stück Muſikgeſchichte mit den wunderlichſten détails kam zum Vorſchein. Würden Sie es glauben, daß Wagner, als Hofkapellmeiſter, alles Ernſtes im „Dresdener Anzeiger" dem Könige proponirte, den Titel „König" abzulegen und ſich „erblichen Präſidenten des Hauſes Wettin" zu nennen? Insgleichen, daß er ihn aufgefordert hat, das Geld abzuſchaffen und den *Tauſchhandel* wiederherzu-

ſtellen? — Die Strafe für ſolche Excentricitäten war milde und ſogar fein: man nahm Wagnern die klaſſiſche Oper und ließ ihn Schund dirigiren. Leider machte Bülow, damals ein ganz junger Burſch, der von der Hofintendantur ein Freibillet hatte, einen Strich durch die Rechnung. Mit einem ſehr freimüthigen Gebrauch von ſeinem Billet pfiff er auf eigne Perſon eine Oper, die Wagner nicht dirigirte, bei erſter Gelegenheit aus — und brachte ſie zum Fall. —

Genug für heute! Ich ſchrieb nur, um Ihnen zu ſchreiben.

Ihr Freund

Nietzſche.

Nr. 18.

Sils, Sonntag d. 29. Juli. [1888.]

Lieber Freund,

inzwiſchen habe ich den Auftrag gegeben, daß Ihnen eines der wenigen Exemplare meines ineditum zugeſtellt wird: zum Zeichen, daß Alles wieder zwiſchen uns in Ordnung iſt und daß der farouche Augenblick einer allzuverwundbaren und allzuvereinſamten Seele überwunden iſt. Der vierte Theil

25*

Zarathuſtra, von mir mit jener Scham vor dem „Publico“ behandelt, welche in Hinſicht auf die drei erſten Theile nicht gewahrt zu haben mir bittere Reue macht . . . Genauer iſt es ein Zwiſchenakt zwiſchen dem Zarathuſtra und dem, was folgt („Namen nennen dich nicht . . .“). Der genauere Titel, der bezeichnender wäre:

Die Verſuchung Zarathuſtras.
Ein Zwiſchenſpiel.

Herr C. G. Naumann hat ſicherlich Ihnen inzwiſchen zu Gebote geſtellt, was er von mir in Verlag hat; ich gab den Wink dazu. Was Herr Fritzſch gethan hat, weiß ich nicht; ich kann im Augenblick nichts von ihm verlangen und erlangen — aus Gründen! —

Es hat ſich mir ein wirklich intelligenter Muſiker präſentirt, der Prof. von Holten aus Hamburg, der mit großem Intereſſe Ihrer gedachte und mich zu einer Diskuſſion über die Riemannſchen Principien führte (— auch über andere Principien: wir ſind beide ſehr antidécadence-Muſiker, will ſagen antimoderne Muſiker). Er wünſcht Ihnen übrigens dasſelbe, was ich wünſche — einen freieren Wirkungskreis und nicht mehr Danzig.

Das Wetter iſt äußerſt ungleich und wechſelt alle drei Stunden; meine Geſundheit wechſelt mit ihm. Geſtern kam ein Brief aus Bayreuth an mich an, aus vollem Parſifal heraus geſchrieben. Ein mir unbekannter Wiener Verehrer, der mich ſeinen „Meiſter“ nennt (oh!!!) und mich zu einer Art

Großmuths-Akt gegen den Parsifal auffordert — ich sollte großmüthiger sein als Siegfried gegen den alten Wanderer. Sprach übrigens im Namen von einem ganzen Kreise meiner „Jünger", wie er sich ausdrückte, lauter für „Jenseits von Gut und Böse" sehr dankbaren „freien Geistern" . . . (— ich hätte ihnen so viele große, tiefe, auch furchtbare Worte gesagt . .)

Von dem glänzenden Erfolge des Dr. Brandes in Kopenhagen habe ich Ihnen wohl erzählt. Mehr als 300 Zuhörer für seinen längeren Cyklus über mich; am Schluß eine große Ovation. Er schreibt mir, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Von New-York aus wurde mir ein englischer Essay über meine Schriften in Aussicht gestellt.

Wenn Sie je daran kommen sollten (— es fehlt Ihnen ja an Zeit dazu, werther Freund!!) über mich etwas zu schreiben, so haben Sie die Klugheit, die leider noch Niemand gehabt hat, mich zu charakterisiren, zu „beschreiben", — nicht aber „abzuwerthen". Es giebt dies eine angenehme Neutralität, es scheint mir, daß man sein Pathos dabei bei Seite lassen darf und die feinere Geistigkeit um so mehr in die Hände bekommt. Ich bin noch nie charakterisirt — weder als Psychologe, noch als Schriftsteller („Dichter" eingerechnet), noch als Erfinder einer neuen Art Pessimismus (eines dionysischen, aus der Stärke geborenen, der sich das Vergnügen macht, das Problem des Daseins an

seinen Hörnern zu packen), noch als Immoralist (— die bisher höchsterreichte Form der „intellektuellen Rechtschaffenheit", welche die Moral als Illusion behandeln darf, nachdem sie selbst Instinkt und Unvermeidlichkeit geworden ist —). Es ist durchaus nicht nöthig, nicht einmal erwünscht, Partei dabei für mich zu nehmen: im Gegentheil, eine Dosis Neugierde, wie vor einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstande, schiene mir eine unvergleichlich intelligentere Stellung zu mir. — Verzeihung! Ich schrieb eben einige Naivetäten — ein kleines Recept, sich glücklich aus etwas Unmöglichem herauszuziehn . . .

Mit freundlichstem Gruße

Ihr N.

Die fröhliche Wissenschaft „la gaya scienza" müssen Sie jedenfalls lesen: es ist mein mittelstes Buch, — sehr viel feines Glück, sehr viel Halkyonismus . . .

Nr. 19.

(Postkarte.)

[Sils, den 10. August 1888.]

Seien Sie unbesorgt, werther Freund! Ich rede in dieser Schrift von einer Sache, worin ich nicht

nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute giebt. — Sie selber werden der Erste sein, mir dies zuzugestehn — und Sie werden es eines Tags *über alle Maaßen komisch* finden, daß Sie sich mir, in diesem Falle, „zur Vermittlung" angeboten haben . . .

Mit freundlichstem, aber *ganz* ironischem Gesichte

Ihr

N.

Nr. 20.

(Postkarte.)

[*Sils*, den 22. August 1888.]

Werther Freund, es fehlt mir immer noch in kaum beschreiblicher Weise an Zeit, vor allem an *Augen*, um Ihnen für Ihre reichen Mittheilungen zu danken. Es ist gerade Hochfluth bei mir von allerlei Nothwendigkeiten, die mein bischen Sehkraft nur zu vollständig absorbiren. Sie kennen glücklicher Weise diesen physiologischen Mißstand nicht. Ich habe zum Lesen und Schreiben Brille Nr. 3 nöthig — wenn meine 3 Augenärzte Recht behalten hätten, so wäre ich seit Jahren blind. Thatsächlich bleibt mir von jedem Tage nur eine *ganz kleine* Zahl Stunden zum Schreiben und Lesen; und wenn das Wetter finster wird, gar nichts. Dies in Ökonomie

zu einer Großes fordernden gelehrten Cultur zu bringen ist ein Problem . . .

Mit der neuen Schrift hat es vielleicht noch 1 ½ Monate Zeit. Für die Correctur habe ich den Freund, der seit 10 Jahren jedes Blatt aus meiner Hand corrigirt, Herrn Peter Gast.

Treulich Ihr N.

Sils, am 22. August 1888.

Nr. 21.

Sils, Sonntag.
[den 26. August 1888.]

Lieber Freund,

ein paar Tage Ruhe. Es gab auch ein Paar Tage Krankheit. Doch soll es gehn — und es geht. Dies Mal bin ich an der Reihe zu erzählen. — Zuerst von Dr. Brandes. Derselbe hat für mich nur gethan, was er seit 30 Jahren für alle unabhängigen Geister Europas thut — er hat mich seinen Landsleuten vorgestellt. Was ich in meinem Falle hoch zu ehren habe, das ist, daß er da seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle jetzigen Deutschen überwunden hat. Eben hat er wieder, nach dem Besuch des Kaisers, in „einer wahren Teufels-Laune", wie die Kölnische Zeitung sagt, seine Verachtung gegen alles Deutsche ausgedrückt. Nun,

man giebt es ihm reichlich zurück. In den gelehrten Kreisen genießt er des allerschlechtesten Rufs: mit ihm in Beziehung zu stehn gilt als entehrend (Grund genug, für mich, so wie ich bin, der Geschichte von den Winter-Vorlesungen die allerweiteste Publizität zu geben). Er gehört zu jenen internationalen Juden, die einen wahren Teufels-Muth im Leibe haben — er hat auch im Norden Feinde über Feinde. Er ist mehrsprachig, hat sein bestes Auditorium in Rußland, kennt die gute geistige Welt Englands und Frankreichs auf's Persönlichste — und ist ein Psycholog (was ihm die deutschen Gelehrten nicht verzeihen . . .) Sein großes Werk, mehrmals erschienen, „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts" ist immer noch das beste deutsch geschriebene Culturbuch über dieses große Objekt. — Zur Musik steht er, wie er mir im Winter schrieb, zu seinem Bedauern in keinem Verhältniß. —

Vor 4 Tagen hat uns Herr von Holten verlassen. Wir sind alle betrübt. Eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und Bosheit ist ein ganz selten Ding. Ein alter Abbé, mit den Launen eines großen Schauspielers. Dabei eine ganz merkwürdige Erfindsamkeit im Wohlthun, im Freudemachen — Jedermann hat eine Geschichte davon zu erzählen. Er muß in der That in den glücklichsten Verhältnissen sein, ich meine nicht des Beutels sondern des Herzens, denn es vergieng kein Tag, wo er nicht Etwas derart „verbrochen" hätte. — Für mich hatte er sich folgende Artigkeit ausgedacht: er hatte

sich eine Composition des einzigen Musikers, den ich heute gelten lasse, meines Freundes Peter Gast eingeübt und spielte sie mir privatissime sechsmal auswendig vor, entzückt über „das liebenswürdige und geistreiche Werk". — In rebus musicis et musicantibus vertrugen wir uns zum besten d. h. wir waren ohne jede Toleranz und secirten den „Einäugigen" unter den Blinden ... Was Riemann betrifft, so haben wir ernst genug darüber gesprochen, doch auch im gleichen Sinn, nämlich daß eine „phrasirte" Ausgabe schlimmer ist als jede andere — nämlich als eine bösartige Schulmeisterei. Was „unrichtig" ist, läßt sich in der That in zahllosen Fällen bestimmen, was richtig ist, fast nie. Die Illusion der „phraseurs" in diesem Punkte schien uns außerordentlich. Die Grundvoraussetzung, auf die sie bauen, daß es überhaupt eine richtige d. h. Eine richtige Auslegung giebt, scheint mir psychologisch und erfahrungsmäßig falsch. Der Componist, im Zustande des Schaffens wie des Reproduzirens sieht diese feinen Schatten in einem bloß labilen Gleichgewicht — jeder Zufall, jede Erhöhung oder Ermattung des subjektiven Kraftgefühls faßt bald größere, bald nothwendig engere Kreise als Einheiten zusammen. Kurz, der alte Philologe sagt, aus der ganzen philologischen Erfahrung heraus: es giebt keine alleinseligmachende Interpretation, weder für Dichter, noch für Musiker (Ein Dichter ist absolut keine Autorität für den Sinn seiner Verse: man hat die wunderlichsten Beweise, wie flüssig und vag für sie der „Sinn" ist —).

— Ein andrer Gesichtspunkt, über den wir sprachen (— es könnte sein, daß ich ihn auch schon einmal gegen Sie, lieber Freund, berührte, vor ein paar Jahren). Dieses Beseelen, Beleben der kleinsten Redetheile der Musik (— ich möchte, Sie und Riemann wendeten die Worte an, die jeder aus der Rhetorik kennt: Periode (Satz), Kolon, Komma, je nach der Größe, insgleichen Fragesatz, Conditionalsatz, Imperativ — denn die Phrasirungslehre ist schlechterdings das was für Prosa und Poesie die Interpunktionslehre ist). Also: wir betrachteten diese Beseelung und Belebung der kleinsten Theile, wie sie in der Musik zur Praxis Wagners gehört und von da aus zu einem fast herrschenden Vortrags-System (selbst für Schauspieler und Sänger) geworden, mit verwandten Erscheinungen in anderen Künsten: es ist ein typisches Verfalls-Symptom, ein Beweis dafür, daß sich das Leben aus dem Ganzen zurückgezogen hat und im Kleinsten luxuriirt. Die „Phrasirung" wäre demnach die Symptomatik eines Niedergangs der organisirenden Kraft: anders ausgedrückt der Unfähigkeit, große Verhältnisse noch rhythmisch zu überspannen — eine Entartungsform des Rhythmischen ... Dies klingt beinahe paradox. Die ersten nnd leidenschaftlichsten Förderer der rhythmischen Präcision und Eindeutigkeit wären nicht nur Folgeerscheinungen der rhythmischen décadence, sondern auch deren stärkste und erfolgreichste Werkzeuge! In dem Maaße, in dem sich das Auge für die rhythmische Einzelform („Phrase")

einstellt, wird es myops für die weiten, langen, großen Formen: genau wie in der Architektur des Berninismus. Eine Veränderung der Optik des Musikers — die ist überall im Werke: nicht nur in der rhythmischen Überlebendigkeit des Kleinsten, unsere Genußfähigkeit begrenzt sich immer mehr auf die delikaten kleinen sublimen Dinge ... folglich macht man nur auch noch solche — —

Moral: Sie sind mit Riemann ganz und gar auf dem „rechten Wege" — dem einzigen nämlich, den es noch giebt ...

Wir besprachen auch einen Punkt, der Sie besonders angeht. Von Holten meinte, mit solchen Phrasirungs-Concerten, wie Sie sie veranstalten, werde absolut nichts erreicht. Es sei da die Illusion des Vortragenden vollkommen. Man höre eben gar nicht, inwiefern der Vortrag von jedem früher gehörten abweiche: selbst dem professionellen Klavierspieler sei durchaus nicht mit der wünschenswerthen Deutlichkeit (einzelne Fälle, wie billig, ausgenommen) die von ihm gewohnte und festgehaltne Interpretation dergestalt Bewußtseins-Sache, um in jedem Augenblick eine Verschiedenheit zu spüren. Solche Concerte überzeugten absolut von nichts, weil sie gar keinen Unterschied zum Bewußtsein brächten. Ein Anderes sei es, natürlich auch nur in Hinsicht auf ganz raffinirte Musiker, verschiedene Vortrags-Arten dicht hinter einander zu stellen; was er leugne, sei, daß die Evidenz des Richtigen sich damit beweisen lasse. Sie möchten nur abstimmen lassen ...

Alles, was Sie mir schreiben, bestärkt mich in dem Wunsche, daß Danzig delenda est — Bonn: das klingt viel heiterer ... Ich nehme im Stillen an, daß daselbst noch als Kapellmeister der gutartige Schumannianer Brambach fungirt (— ich habe unter ihm mit in Köln in dem großen Gürzenich-Musikfeste gesungen — z. B. Schumanns Faust —) Es lebt viel gute Welt daselbst, auch Ausländerinnen. Die klimatische Differenz ist unbeschreiblich günstig... Die gesammte Welt-Färbung verändert sich am Rhein im „lieben Gemüth" — crede experto —. Zuletzt giebt es wirklich ein rheinisches Musik-Leben. — Sie haben einmal in Naumburg meinen Freund Krug gesehn: derselbe, jetzt ein großes Thier, das 80 Angestellte unter sich hat, Justizrath und Direktor der links-rheinischen Eisenbahn, Sitz Köln, hat ganz vor Kurzem in Köln einen Wagner-Verein großen Stils in's Leben gerufen: er ist dessen Präsident. —

Mit vielen herzlichen Wünschen und für alles Nicht-Willkommne dieses Briefs um Verzeihung bittend

Ihr ergebenster

Nietzsche.

NB. bis 14. September Sils. Am 15. Abreise — —

— Sie haben hoffentlich mein „litterarisches Recept" nicht ernst genommen?? — Ich mache in puncto „Publizität" und „Ruhm" nichts als Bosheiten. — Einige werden posthum geboren. —

Nr. 22.

Zur Auseinanderhaltung der antiken Rhythmik („Zeit-Rhythmik") von der barbarischen („Affekt-Rhythmik").

1. Daß es außer dem Wortaccent noch einen anderen Accent gegeben habe, dafür fehlt bei den Rhythmikern (zum Beispiel Aristoxenos) jedes Zeugniß, jede Definition, selbst ein dazu gehöriges Wort. — Arsis und Thesis wird erst seit Bentley in dem fälschlichen Sinne der modernen Rhythmik verstanden — die Definitionen, die die Alten von diesen Worten geben, sind völlig unzweideutig.

2. Man warf, in Athen sowohl, wie in Rom, den Rednern, selbst den berühmtesten, vor, Verse unversehens gesprochen zu haben. Es werden zahlreiche Beispiele solcher entschlüpften Verse citirt. Der Vorwurf ist, nach unsrer üblichen Art, griechische und lateinische Verse zu sprechen, einfach unbegreiflich (— erst der rhythmische Ictus macht bei uns aus einer Abfolge von Silben einen Vers: aber gerade das ganz gewöhnliche Sprechen enthielt, nach antikem Urtheil, sehr leicht vollkommene Verse —)

3. Nach ausdrücklichen Zeugnissen war es nicht möglich, den Rhythmus von gesprochenen lyrischen Versen zu hören, wenn nicht mit Taktschlägen die größeren Zeit-Einheiten dem Gefühle zum Bewußtsein gebracht wurden. So lange der Tanz begleitete (— und die antike Rhythmik ist nicht aus

der Musik, sondern aus dem Tanz her gewachsen), sah man die rhythmischen Einheiten mit Augen.

4. Es giebt Fälle bei Homer, wo eine kurze Silbe ungewöhnlicher Weise den Anfang eines Daktylus macht. Man nimmt philologischer Seits an, daß in solchen Fällen der rhythmische Ictus die Kraft habe, den Zeit-Mangel auszugleichen. Bei den antiken Philologen, den großen Alexandrinern, die ich eigens auf diesen Punkt hin befragt habe, findet sich nicht die leiseste Spur einer solchen Rechtfertigung der kurzen Silbe (dagegen fünf andere).

5. Es tritt sowohl auf griechischem als auf lateinischem Boden ein Zeitpunkt ein, wo die nordischen Lied-Rhythmen Herr werden über die antiken rhythmischen Instinkte. Unschätzbares Material dafür in dem Hauptwerk über christlich-griechische Hymnologie (aus einem südfranzösischen gelehrten Kloster hervorgegangen). Von dem Augenblick an, wo unsre Art rhythmischer Accent in den antiken Vers eindringt, ist jedesmal die Sprache verloren: sofort geht der Wortaccent und die Unterscheidung von langen und kurzen Silben flöten. Es ist ein Schritt in die Bildung barbarisirender Idiome.

6. Endlich die Hauptsache. Die beiden Arten der Rhythmik sind conträr in der ursprünglichsten Absicht und Herkunft. Unsere barbarische (oder germanische) Rhythmik versteht unter Rhythmus die Aufeinanderfolge von gleich starken Affekt-Steigerungen, getrennt durch Senkungen. Das giebt unsere älteste Form der Poesie: drei Silben, jede einen Hauptbegriff ausdrückend, drei bedeutungsvolle

Schläge gleichsam an das Sensorium des Affekts — das bildet unser ältestes Versmaaß. (In unsrer Sprache hat im Durchschnitt die bedeutungsschwerste Silbe, die Affekt-dominirende Silbe den Accent, grundverschieden von der antiken Sprache.) Unser Rhythmus ist ein Ausdrucksmittel des Affekts: der antike Rhythmus, der Zeit-Rhythmus, hat umgekehrt die Aufgabe, den Affekt zu beherrschen und bis zu einem gewissen Grade zu elimininen. Der Vortrag des antiken Rhapsoden war extrem leidenschaftlich (— man findet im Jon Platon's eine starke Schilderung der Gebärden, der Thränen u. s. w.): das Zeit-Gleichmaaß wurde wie eine Art Öl auf den Wogen empfunden. Rhythmus im antiken Verstande ist, moralisch und ästhetisch, der Zügel, der der Leidenschaft angelegt wird.

In summa: unsre Art Rhythmik gehört in die Pathologie, die antike zum „Ethos" . . .

Herrn Dr. Carl Fuchs zu freundlicher Erwägung anheimgegeben.

F. N.

Nr. 23.

Sils, den 6. September 1888.

Lieber Freund,

in den nächsten Tagen verlasse ich Sils; da ich noch für lange tiefe Sammlung nöthig habe, so verschwinde

ich wieder einmal, meiner Mönchs-Praxis gemäß, für Besuche jeder Art — eingerechnet Briefe. Vor mir liegt bereits ein Pack ungelesener Briefe: ich fürchte, es sind zwei von Ihnen darunter. — Zuletzt verberge ich Ihnen meinen Verdacht nicht: sollten dieselben nicht von der heiligen „Phrasirung" handeln? In diesem Falle wäre alles Ernstes einmal zu erwägen, ob sie nicht falsch adressirt sind? Briefe über „Phrasirung" an den Philosophen der Umwerthung aller Werthe!.. In Nizza will man mich durchaus für Mars-Bewohner interessiren; man hat dort die stärksten Teleskope Europa's für dies Gestirn. Frage: wer steht mir eigentlich näher, die Mars-Bewohner oder die Phrasirung? — Ich möchte gerne fortfahren, mich für Dr. Fuchs zu interessiren, doch mit Ausschluß seiner Marsbewohner . . .

Eine kleine Schrift, mit dem Titel

Der Fall Wagner
Ein Musikanten-Problem

wird im Oktober Ihnen zugehen. —

Mit einem herzlichen Gruß
der Philosoph von
Sils-Maria.

NB. man sucht mich hier in Sils für die größte Forelle zu interessiren, die je gefangen worden ist, 30 Pfund schwer; wer weiß, in diesem Falle, eine gute sauce Mayonnaise vorausgesetzt . . .

Nr. 24.

Sils, den 9. Sept. 1888.

Lieber Freund,

ich komme noch nicht so bald fort als ich vor zwei Tagen noch glauben durfte; einige Verlags- und Druck-Fragen wollen durchaus noch hier abgewickelt resp. abgewartet sein. Der nächste, ziemlich wahrscheinliche Termin ist der 16. September. — Heute bin ich in einer unvorhergesehenen freien Verfassung der „lieben Seele" — und Sie sollen's sofort zu spüren bekommen. Die letzten Wochen war ich auf die seltsamste Art inspirirt: so daß Einiges, was ich mir nicht zugetraut hatte, wie unbewußt eines Morgens fertig war. Dies gab manche Unordnung und Ausnahme in meiner Lebensweise: ich stand (oder sprang) öfter Nachts um 2 auf, um „vom Geist getrieben" Etwas hinzuwerfen. Dann hörte ich wohl die Hausthür gehn: mein Wirth schlich auf die Gemsen-Jagd. Wer von uns Beiden war mehr auf der Gemsen-Jagd? — Unglaublich, aber wahr: ich habe heute morgen das sorgfältigste, sauberste und ausgearbeitetste Manuskript, das ich je verfaßt habe, an die Druckerei geschickt — ich mag gar nicht nachzählen, in wie wenig Tagen es zu Stande gekommen. Der Titel ist liebenswürdig genug „Müßiggang eines Psychologen" — der Inhalt vom Allerschlimmsten und Radikalsten, obwohl unter viele finesses und Milderungen versteckt. Es ist eine vollkommene Ge-

sammt-Einführung in meine Philosophie: — das Nächste, was dann kommt, ist die Umwerthung aller Werthe (deren erstes Buch beinahe fertig ist). Sehen wir zu, bis zu welchem Grade eigentlich „Denkfreiheit" heute möglich ist: ich habe einen dunklen Begriff, darauf hin in schönster Form verfolgt zu werden.

Moral: ich habe Zeit bekommen, zwei Briefe zu lesen — und aufrichtig! mit Entzücken. Der Humor der Sache ist, daß ich eben Riemann öffentlich gelobt habe: und damit Sie meine intimere Gesinnung verstehen, schreibe ich Ihnen ein paar Worte des Herrn Gast ab, die er, beim Correcturlesen der betreffenden Worte, mir geschrieben hat.

„Riemann's metrische Studien, angeregt und hervorgegangen aus Wagner's Vortrags-Propaganda, sind vielleicht noch als Wagnern gefährlich werdende Waffe zu bezeichnen: wie Sie einmal (Morgenröthe S. 184) die historische Wissenschaft als Tochter und schließlich Besiegerin der Romantik darstellten. Ich möchte wenigstens glauben, daß wenn sie die Schärfung der Empfänglichkeit für die musikalische Periode einige Jahrzehnte fortsetzen, sie dann auch den Sinn für den großen Parallelismus der Perioden und endlich für den Bauplan einer Composition wieder erwecken werden, wie er um die Wende dieses Jahrhunderts wach war; und eine Art Gesetz dazu!" — Sie werden mir gewiß erlauben, daß ich Ihre ganz ausgezeichnete oratio pro domo (und arte) meinem Freunde zu lesen gebe? Er ist im Augenblick gar

nicht zu weit von Ihnen: von einer vornehmen Familie zu Gast auf deren Güter in Hinterpommern geladen (— Venediger Freundschaft; sehr schönes Mädchen u. s. w.). Vielleicht geben Ihnen die abgeschriebenen Worte selbst einen Begriff von unsrem sehr *purificirten* gustus. Ich bin eben mit Bülow in Beziehung getreten, zum Zweck, eine komische italienische Oper des Herrn Gast („der Löwe von Venedig") der Menagerie Pollini zu überantworten. Der Öffentlichkeit ist fast Nichts bisher übergeben; es liegt nicht gerade in den Wünschen meines Freundes, gerade jetzt schon, mitten in einer Geschmacks-Verwirrung, auf *sich* aufmerksam zu machen. Eine tiefe Stille, ein Für-sich-sein im *Besseren* ist hundert Mal wichtiger als „bekannt" d. h. *mißverstanden* werden. — Im Übrigen genau mein Fall — und meine Praxis . . .

Aus meinem „Pamphlet" werden Sie von meinem *Musik-Pessimismus* einen gehörigen Begriff bekommen; und auch, in *diesem* besondren Falle, bin ich noch durch gewisse sehr deutliche und unangenehme Erinnerungen aus meiner Intimitäts-Zeit mit Wagner bestimmt. Eine Aufführung der Zauberflöten-Ouvertüre in Mannheim (— wo ich die Ehre hatte, Frau Cosima bei ihrem *ersten* Auftreten vor der „Welt" als cavaliere zu führen) war durch die „Überlebendigkeit" um jeden Preis, durch wahre Excesse von Contrasten eine Art Typus von „Berninismus" im Vortrag. —

Ich bekenne zum Schluß, daß es mir außerordentliches Vergnügen macht, einmal gegen Sie, lieber

Freund, ganz entschieden Unrecht gehabt und selbst gethan zu haben. Dies verbessert unsre Beziehungen unvergleichlich: glauben Sie dies dem „müßiggängerischen Psychologen“ . . .

Der Himmel weiß — Sie sind ein Künstler und kein Schulmeister! — ich weiß es auch . . .

Treulich Ihr N.

Nochmals gesagt: für die nächste Woche und vielleicht noch länger bin ich wieder menschenfreundlich . . .

Nr. 25.

Torino, via Carlo Alberto 6, III.
[11. Dezember 1888.]

Lieber Freund,

inzwischen steht und geht alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was Alles fertig wurde: Alles ist fertig.

[— —]

Mein Verleger hat, wie ich nicht zweifle, Ihnen sowohl den Fall als, zuallerletzt, die Götzen-Dämmerung übersandt. Hätten Sie nicht eine

kleine kriegerische Laune? Es wäre mir äußerst erwünscht, wenn jetzt ein — der — geistvoller Musiker öffentlich Partei für mich als Antiwagner nähme und den Bayreuthern den Handschuh hinwürfe? Eine kleine Broschüre, in der über mich lauter Neues und Entscheidendes gesagt würde, mit einer Nutzanwendung im Einzelfall, Musik, was denken Sie dazu? Nichts Langwieriges, etwas Schlagendes, Schlagfertiges ... Der Augenblick ist günstig. Man kann noch Wahrheiten über mich sagen, die zwei Jahre später beinahe niaiseries sein dürften.

— Und was macht Danzig — oder vielmehr Nicht-Danzig? ... Erzählen Sir mir wieder sich selbst, lieber Freund — ich habe Zeit, ich habe Ohren ...

Es grüßt Sie auf das
Herzlichste
das Unthier.

Nr. 26.

[Torino] 27. Dezember 1888.

Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, über mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, wer ich bin, mit der Schrift, an der wir drucken, Ecce homo für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die

Dinge, derentwegen ich da bin. [— —] Zunächst wird Nietzsche contra Wagner herauskommen, wenn alles geräth, auch noch französisch. Das Problem unsres Antagonismus ist hier so tief genommen, daß eigentlich auch die Frage Wagner ad acta gelegt ist. Eine Seite „Musik" über Musik in der genannten Schrift ist vielleicht das Merkwürdigste, was ich geschrieben habe . . Das, was ich über Bizet sage, dürfen Sie nicht ernst nehmen; so wie ich bin, kommt Bizet tausend Mal für mich nicht in Betracht. Aber als ironische Antithese gegen Wagner wirkt es sehr stark; es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohne Gleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethovens hätte ausgehen wollen. [— —]

Die [—] Taktlosigkeit Fritzschs, mich in seinem eignen Blatte zu verhöhnen, hat den großen Nutzen, daß sie mir einen Anlaß bot, Fritzsch zu schreiben: „wie viel wollen Sie für meine ganze Litteratur? [— —]' Antwort: c. 11000 Mark. — Gesetzt, daß ich auf diese Weise im letzten Augenblick Alleinbesitzer meiner Werke werde (— denn auch C. G. Naumann besitzt nichts von mir), so war die [—] Fritzschs ein Glücksfall ersten Rangs. — Ich will schon dafür Sorge tragen, daß Sie zur rechten Zeit alle meine Schriften, die Ihnen fehlen, zugeschickt bekommen: warten Sie nur noch ein wenig! — Der Gedanke mit Rostock, gesetzt auch daß es ein Interim-Gedanke von zwei Jahren wäre, scheint mir sehr vorzüglich, namentlich in der Übung und Einübung der eigentlichen DirigentenQualitäten, — auch sonst . . .

Ich schlage vor, den ausgezeichneten Aufsatz des Herrn Gast über mich als Vorrede zu Ihrer Schrift gegen Wagner voranzudrucken: macht einen prachtvollen Eindruck.

Titel: Der Fall Nietzsche
von Peter Gast und Carl Fuchs.

Den Tristan umgehn Sie ja nicht: er ist das capitale Werk und von einer Fascination, die nicht nur in der Musik, sondern in allen Künsten ohne Gleichen ist. —

Lieber Freund, ich bitte Sie dringend darum, Ihre Schrift über Wagner an meinen Verleger Herrn C. G. Naumann zu schicken: Sie dürfen sie mir mit einer kleinen Vorrede widmen. — Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen . . .

An

Freiherrn R. v. Seydlitz.

(1876—1888.)

Nr. 1.

Baſel, 24. September 1876.

Lieber und werther Herr, nach einem ſolchen Briefe, einem ſo ergreifenden Zeugniſſe Ihrer Seele und Ihres Geiſtes kann ich nichts ſagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, ſehen wir zu daß wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich ſehe die ſchöne Gewißheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüßten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf *Menſchenraub* aus, wie nur irgend ein Corſar; aber nicht um dieſe Menſchen in die Sclaverei, ſondern um *mich mit ihnen* in die *Freiheit* zu verkaufen.

Nun wünſchte ich, daß wir eine Zeit einmal zuſammen leben möchten: denn meine Augen (welche man noch dazu mit einer Atropinkur behandelt) verbieten mir eine *briefliche* Verſtändigung, ſelbſt wenn eine ſolche möglich wäre; woran ich aber zweifle.

Sie gehen am 1. Oktober nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in *Sorrent* meine Geſundheit wieder zu finden, im Zuſammen-

leben mit meiner verehrten Freundin Fräulein von Meyſenbug (Kennen Sie deren „Memoiren einer Idealiſtin“? Stuttgart 1875) ebenfalls begleiten mich ein Freund und ein Schüler dahin — wir alle haben ein Haus zuſammen und alle höheren Intereſſen überdies gemeinſam: es wird eine Art Kloſter für freiere Geiſter. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verſchweigen, daß er der Verfaſſer eines anonymen ſehr merkwürdigen Buches iſt „pſychologiſche Beobachtungen“ (Berlin Carl Duncker 1875).

Warum erzähle ich dies Ihnen? O Sie errathen meine ſtille Hoffnung: — wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent. Dann kehre ich nach Baſel zurück, es ſei denn daß ich irgendwo mein Kloſter, ich meine „die Schule der Erzieher“ (wo dieſe ſich ſelbſt erziehen) in höherem Style aufbaue.

Von ganzem Herzen Ihnen
ergeben Friedr. Nietzſche.

Nr. 2.

[Sorrent, den 16. Dezember 1876.]

Nichts weiter, lieber Freund, als ein Zeichen, daß ich Ihrer herzlich und namentlich mit den beſten Wünſchen für Ihre Geſundheit eingedenk bin; auch daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, Sie hier in der ſchöneren Jahreszeit als einen unſerer kleinen Sorrentiner Gemeinde zu begrüßen. Wir

haben so mildes Wetter, daß einer meiner Freunde fast täglich im Meere baden geht; und ich steige auf die Berge und suche meinem Kopfschmerz zu entlaufen — bis jetzt freilich ohne wirklichen Erfolg. Wenn man krank sein muß, so sei es wenigstens in solcher Gegend und unter solchen Freunden, wie ich sie habe: voran unsere ausgezeichnete mütterlich wohlthätige Frl. von Meysenbug, von der ich Ihnen als von einer wahrhaft schönen Seele schon schrieb. Wagner's waren vierzehn Tage mit uns zusammen. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihre Schritte im nächsten Jahre wieder gegen Süden wenden, vorausgesetzt — was wie ich fürchte vorausgesetzt werden muß — daß die Bayreuther Sommerfeste im nächsten Jahre ausfallen: die Wolken sind gar zu schwarz und unheimlich gefärbt als daß die Kunst wieder ihr Zelt aufschlagen könnte. In diesem Falle werden wir Wagner wieder sehen, ohne auch nur einen Schritt weit zu gehen.

Ich möchte so gerne, lieber Freund, mit Ihnen erst ein Stück Leben gemein haben; wer weiß was sich alles auf solch einem Fundamente aufbauen läßt?

Inzwischen bleiben Sie mir gut und sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietigsten Empfehlungen.

Treulich
der Ihre
Dr. Friedrich Nietzsche.

Sorrent près de Naples Villa Rubinacci.
16. Dezember 1876.

Nr. 3.

[Sorrent, Ende Februar 1877.]

Lieber Freund,

die gegenseitigen Versicherungen unserer hoffnungsvollen Neigungen haben sich gekreuzt: dankbar nehme ich das gute Wahrzeichen an.

Ich bedarf solcher Nachrichten, wie Sie sie mir geben, denn mein Befinden war zuletzt wieder schlecht und erweckte den bösen Geist der Ungeduld in mir.

In Neapel suchte ich den ausgezeichneten Arzt Professor Schrön, an der Universität, auf; ich empfehle denselben nach dem Rufe den er genießt und der Erfahrung, welche ich jetzt von ihm habe. Aber Sie haben die Wahl noch zwischen 6 andern deutschen Ärzten. Auch in Sorrent ist ein guter deutschsprechender Arzt. Die medicinische Facultät in Neapel ist überall geachtet und erzieht tüchtige Ärzte. Die Fremden beginnen nach Sorrent zu strömen; der März gilt sogar als der Monat, welcher die allermeisten bringt. Daß es stürmisch hier sein kann, haben wir eigentlich erst in den letzten Tagen erfahren. Dem März sagt man nach, daß er die schöne Jahreszeit beginne, aber ein paar windige Tage dürften doch kaum ausbleiben. Es giebt so gute verdeckte Spaziergänge zwischen Orangengärten, daß es einem darin immer windstill zu Muthe wird und man nur an der heftigen Bewegung der Pinien über einem sieht, wie es draußen in der Welt

ſtürmt (Wirklichkeit und Gleichniß unſeres hieſigen Lebens — wahr in beidem).

Daß ich bleibe, daß ich Sie erwarte, wiſſen Sie ſchon; Frl. von Meyſenbug will ſelber ſchreiben, ich glaube Sie haben ſehr viel Freude durch Ihren Brief gemacht, gemiſcht mit jener Verwunderung, wie auch ich ſie empfand, welche immer wieder fragt: iſt es nur möglich? Solche Menſchen leben? Und warum ſchenken ſie uns dieſe Liebe? Verdienen wir ſie? (ich rede von mir und frage ernſtlich noch zuletzt: werden Sie ſich nicht täuſchen? Der Himmel weiß, Sie werden einen ſehr einfachen Menſchen finden, welcher von ſich keine große Meinung hat.)

Und nun alles Herzliche und Gute dem neuen Freunde kräftig angewünſcht von

Friedrich Nietzſche.

Sorrent, Villa Rubinacci, Ende Februar 1877.

Nr. 4.

[Sorrent, Anfang März 1877.]

Lieber guter Freund, nichts als eine Anfrage — außer dem allerherzlichſten Danke für Ihren Brief. Geht es Ihrer Geſundheit ſo gut und förderlich, um Beſtimmungen über das Frühjahr treffen zu können? Ich hoffe und wünſche es von ganzem Herzen. —

Mich würden Sie nach wie vor in Sorrent finden. Meine beiden Freunde und Begleiter verlassen mich Ende März, und ich bleibe mit Fräulein von Meysenbug (welche sich dankbar Ihrem verehrten Kreise empfiehlt) allein hier zurück.

Meinen Augen geht es schlechter, meinem Kopfe nicht wesentlich besser — also, mit altitalienischer Wendung (welche ein päpstlicher Nepote zuerst gebrauchte; die Gerichtsdiener kamen, ihn zum Tode zu führen) „Va bene, patienza!“

Die Tage sind außerordentlich schön; eine Mischung von Meer-, Wald- und Bergluft herrscht hier, und viele halbdunkle stille Wege giebt es. Manche Pläne gehen uns Beiden (Frl. v. M. u. mir) durch den Kopf, und Sie kommen immer mit darin vor.

Vor allem: wenn man keine Gesundheit hat, soll man sich eine anschaffen. — Haben wir sie aber, dann soll noch manches Gute zu Stande kommen, nicht wahr?

Treulich der
Ihre
Friedrich Nietzsche.

Sorrent, Villa Rubinacci.
(eventuell können Sie hier Wohnung finden.)

Nr. 5.

[Rosenlaui, den 24. Juli 1877.]

Lieber lieber Freund,

gestern Abend kam ich nach Rosenlaui zurück, fand Ihren Brief vor und war ganz von Herzen befriedigt. Sie waren mir auf einmal verloren gegangen — wie oft verlangte es mich, Ihnen zu schreiben, für Ernst und Scherz Ihrer Briefe, für Sie selbst zu danken! Aber auch unsre Freundin Malvida wußte Ihre Adresse nicht; und so gieng mir's wie dem Knaben, dem der Bindfaden gerissen ist, so daß er dem schönen Drachen in den Lüften eben nur noch nachsehen kann, und endlich auch dies nicht mehr. (Das Gleichniß ist nicht schön: denn daß Sie nicht „von Papier" sind, weiß Gott und Welt; auch sind Sie kein Drache. Aber mit „dem Knaben" hat es seine Richtigkeit, und ich bin der Meinung Homers, daß es schon recht ist, wenn ein Gleichniß auf einem Beine stehen kann.)

Also: ich sitze hier und warte auf Sie. Es geht mir gut? schreiben Sie — die Wahrheit ist, es gieng mir einen Tag einmal gut, an diesem schrieb ich fünf Briefe und meldete es: so daß jetzt alle meine Freunde sich freuen, wie gut es mir gehe. Am Tag darauf lag ich zu Bette, und die letzten vierzehn Tage waren erbärmlich. — Reisen bekommt mir schlecht, ich will jetzt fünf Wochen noch hier bleiben und mich um Rosenlaui herumdrehen

als ob ich mit einem halben-Stunden-Strick hier angebunden sei. —

Gestern ehrte ich das Andenken Ihrer lieben Frau durch eine gewisse festliche Art, mit jener Seife umzugehen, welche ich ihrer Güte verdanke. Ich bin immer mit ihr gereist, sie hat alles gesehen, was ich gesehen habe. (Freilich, ich sehe unterwegs nicht viel, ungefähr aber doch soviel als ein Stück Seife.) — Wir wollen guter Dinge alle zusammen sein, nicht wahr? Ich darf ungestraft pränumerando ein wenig Unsinn reden?

Schumanns Kopf erinnerte mich an die Erzählung eines seiner Leipziger Freunde, er habe schweigend ganze Abende dagesessen und *schweres Bier* getrunken. —

Nun Getreuer Lieber, auf Wiedersehen! Es ist *sehr angenehm* hier, das weiß eine englische Familie, die Jahr für Jahr herkommt (der General-Staatsanwalt von England, ein Mann mit 20000 Pf. Einkommen, er hat den berühmtesten englischen Landschaftsmaler mit sich hier).

Ihnen Beiden herzlich zugethan

Friedrich Nietzsche.

24. Juli 1877.

Nr. 6.

(Postkarte.)

[Rosenlauibad, den 20. August 1877.]

Liebster Freund, heute nur die Nachricht, daß nächsten Montag unser Haus sich bedeutend leeren wird, insofern ungefähr die Hälfte der Pensionäre wegreist. — Ich bedauere immer noch auf das Schmerzlichste, daß der Aufenthalt hier reich an Übelständen war: ich will von Herzen wünschen, daß die „Wasserfahrt über das Gebirge" ohne Leibesschaden abgelaufen ist. — Novelle zweimal gelesen, einmal als Freund, sodann als Schriftgelehrter. — Plato und Seneca grüßen, jeder auf seine Art; ich selber schwankte inzwischen mit meiner Gesundheit hin und her und sah gestern (zu Bett liegend) Senecae ähnlich (besonders mit dem Bande). Möge mein Gruß Sie und Ihre verehrten Frauen bei Heiterkeit und Sonnenschein treffen! —

Nr. 7.

[Rosenlauibad, Ende August 1877.]

Mein lieber Freund,

Sie in Grindelwald, ich in Rosenlaui — nichts als eines Esels Rücken liegt zwischen uns (Sie wissen doch, daß man die große Scheidegg so nennt?)

Nun will ich Ihnen zum zweiten Male zeigen, inwiefern ein Eselsrücken zwischen uns liegt. Nichts besser ausgedacht als Ihr Plan des allgemeinen Rendezvous — aber ich muß fehlen (jedes Wort, aber aus verschiednen Gründen zu unterstreichen, so daß es eigentlich 4 Sätze, mit verändertem Sinne, sind). Nach der Verständigung mit meiner Schwester kann ich erst am 1. Sept. in meine Wohnung. So lange bleibe ich hier, weil ich hier am billigsten lebe, Sie wissen, inwiefern. Am Abreisetag will ich morgens um 3 Uhr aufbrechen, in Meiringen die Post nach Brienz erreichen, und dann, mit Hülfe 2. Classe auf Dampfschiffen und 3. Classe auf Eisenbahnen, direkt nach Basel fahren. Schämen Sie sich an meiner Stelle, ich habe darin alle Scham verloren, es ist zum Erbarmen. — Trotzdem glaube ich, daß ich nichts mehr, nach dieser Mittheilung, zu sagen habe, um meine Abwesenheit beim Rendezvous zu entschuldigen. — Frl. von M. kommt später nach Basel, ebenso Monod's — und daß Sie Basel kreuzen müssen, möchte ich beschwören, ohne auch zu wissen, was inzwischen über Ihren Winteraufenthalt entschieden worden ist. So zweifle ich ebenfalls nicht daran, daß es mir erlaubt sein wird, noch vor Monatsfrist, Ihre verehrte Frau Mutter nochmals zu begrüßen und mich bei der Grindelwalder Briefschreiberin und Rosenlaui-Herumkletterin schönstens persönlich zu bedanken. Kurz wenn ich's recht überlege: alle Wege führen (zwar nicht nach Rom! oder doch?) aber nach Basel. —

Eine Karte, nach dem Lauterbrunner Steinbock gesandt, ist nicht in Ihre Hände gekommen.

Das Hôtel ist immer noch, zu meinem Erstaunen, fast voll. Doch würde es zu keinen solchen „Miserabilitäten" wieder kommen, wie bei Ihrem damaligen Erscheinen. — Gestern Abend kam Ihre Karte, diese Nacht großes Gewitter, heute früh (in der Voraussetzung, daß Sie alle noch schlafen) schreibe ich und war schon am Gletscher.

Ihre Novelle giebt mir viel zu denken (über Sie und über die Novelle) und wenn wir uns wiedersehen, viel zu sprechen. Spinnen Sie, spinnen Sie — ich fürchtete immer, das Netz risse zu schnell. Und verknoten Sie am Ende den Amerikaner recht fest (mit Matrosenknoten) in's Netz, und wenn er dran ersticken sollte!

Mich herzlich grüßend vor Ihnen Allen verneigend, Manches bedauernd, Vieles hoffend

bin ich

Freund F. Nietzsche.

Rosenlauibad, Mittwoch.

Nr. 8.

(Postkarte.)

[Rosenlauibad, den 29. August 1877.]

Novelle wieder gelesen, in Hinsicht auf Stil. Nun steht alles, Tugenden und Schwächen, schön im

Geiste vor mir aufmarschirt. Die Schwächen werden Sie besser kennen, die Tugenden aber kenne ich besser (nebst dem was Tugend werden will). So kann es eine hübsche Unterredung abgeben. — Hinter Mürren liegt der Allmendhubel: hinter diesem, in Nachmittagsspaziergangs-Weite, ein schöner Berg, von mir „Druidenaltar" getauft und oft bestiegen. Oben ein allerliebster kleiner Grat von 20 Fuß; da lag ich viel. Ich freue mich, daß Sie zusammen in Mürren sind; aber wann werden wir uns nun wiedersehen? Meinen Brief nach Grindelwald haben Sie erhalten? Ihrer verehrten Frau Mutter und liebwertheften Frau Gattin ergebenste Grüße von

Ihrem Freunde F. N.

(Kein Brief hier.)

Nr. 9.

(Postkarte.)

[Basel, den 27. September 1877.]

Den menschlichen Dingen ist nicht zu trauen. In Zürich wurde auch ich förmlich vor Zürich gewarnt, in Ihrem Interesse, liebster Guter. Beugen wir uns vor der Nothwendigkeit; auch ich thue es in diesem Augenblick, denn ich darf keinen Brief schreiben. Nächste Woche will ich nach Heidelberg und Frankfurt, der Ärzte wegen: Elektrotherapie

empfohlen. — Der schönen Türkin schönster Dank und Ergebenheit von neuem versichert. In Zürich war ich zweimal in Ihrem Hôtel. Novelle und Rundschau in Ihren Händen? In Betreff ersterer nehme ich Antheil daran, daß mehrere Personen um die Ecke gehen und verschwinden — dies Lebenlassen ist gefährlicher als das Sterbenlassen. Oder? — Dem Treuen das Beste wünschend, Gesundheit und häusliches Glück.

Die Geschwister N.

Nr. 10.

(Postkarte.)

[Basel, den 28. September 1877.]

Haben Sie, lieber Freund, die Karte? Verargen Sie es mir nicht, wenn auch heute kein Brief kommt. Ergebensten Dank an Ihre verehrte Frau Mutter, daß sie mir Gelegenheit giebt, Philologe zu sein (ich vergesse es mitunter). Pollice verso heißt: „den Daumen gegen die Brust gerichtet“: die Gebärde, mit der das Volk die Tödtung des Gladiators verlangte. Pollicem premere „den Daumen drücken“ wörtlich: d. h. „eine Faust machen und den Daumen hinein verstecken“ ist dasselbe wie unser „Jemandem den Daumen halten“, als Zeichen der Gunst. Mit Aufhebung des Zeigefingers flehte der Gl. die Gnade

des Volkes an; die Gewährung derselben, durch die erwähnte Gebärde, heißt missio. Den Dreien herzl. Grüße von den Zweien.

(Augenblicklich nach Ankunft des Br.s, Freitag 4 Uhr.)

Nr. 11.

[Basel, den 4. Januar 1878.]

Sie sind so gut, lieber, lieber Freund, mit Ihren Wünschen und Verheißungen und ich bin jetzt so arm. Jeder Ihrer Briefe ist ein schönes Stück Lebensfreude für mich, aber ich kann Ihnen Nichts, gar Nichts dagegen geben. Wieder sind, während der Weihnachtsferien, böse, böse Tage, ja Wochen an mir vorbeigezogen: nun wollen wir sehen, was das neue Jahr kann. Uns zusammenbringen? Ich halte daran fest.

Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt, als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist Alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig her), dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht; Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung

kaum auszuhalten sein: denken Sie Sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören in's Epos und, wie gesagt, für's innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?

Soviel für heute, nehmen Sie fürlieb. Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin

treu ergeben
Ihr Freund Nietzsche.

Basel, d. 4. Januar 1878.

P. S. Lipiner ist, nach seinem Brief an mich, ein guter Wagnerianer; beiläufig sollte man es fast wünschen, er möchte den Parsifal noch einmal überdichten.

Nr. 12.

[Basel, den 13. Mai 1878.]

Lieber Freund,

seit drei Wochen bin ich wieder in voller akademischer Sommer-Thätigkeit — sehr zufrieden darüber! Wenig

Zeit übrig! — Heute nur einen Wink, den ein Freund verstehen wird.

Können Sie mir jenes Gefühl — das unvergleichbare — nachfühlen, zum ersten Male öffentlich sein Ideal und sein Ziel bekannt zu haben, das Keiner sonst hat, das fast Niemand verstehen kann und dem nun ein armes Menschenleben genügen soll — so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei giebt, Einsamkeit brauche. Keinen Freund — Niemanden will ich dann, es ist so nöthig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin. —

Einige Worte Ihres Briefes haben mich fast erschreckt. Sind Sie wirklich je in Ihren Gedanken auch den furchtbaren Weg, mit seinen Via-mala-Consequenzen gegangen — gehen Sie ihn nicht wieder! Ich wußte davon nichts. So weit ich Sie kennen lernte, würde ich aber mir zu sagen erlauben: Ihr Temperament und Ihre Lebensstellung sind dafür nicht geeignet: Unzufriedenheit und Qual wäre Ihr Loos, und Niemand hätte den Nutzen davon.

— Gerne hätte ich von Ihnen etwas über * * *s Eindruck auf Sie gehört. Bei mir hat er sich eigentlich durch seine wiederholten Versuche aus der Ferne her über mein Leben zu disponiren und durch Rath und That in dasselbe einzugreifen unmöglich gemacht. So etwas verabscheue ich: keiner meiner ältesten Freunde würde wagen, mir solche dreiste Dinge zu proponiren. Mangel an Scham — das ist es. Von so Einem muß ich ganz ferne sein, dann gelingt es

mir ganz gut, selbst sein Freund zu werden — aber in partibus.

— Meine gute Schwester, welche diesmal mir es überlassen hat, dem trefflichen und edel gesinnten Briefschreiber zu danken, liest jetzt mein neues Buch, ist aber ferne davon, darüber ein böses Gesicht zu machen. Ich glaube, sie hält die Partien, auf welche Sie anspielen (Freigeist und Ehe) für richtig. Mit ihnen haben die abnormen Umstände, unter denen wir Geschwister uns entschlossen, eine Zeitlang zusammen zu leben und die Niemand näher zu kennen braucht, nichts zu thun. — Ich glaubte, daß alle Frauen sich beim Lesen solcher Dinge Glück wünschen würden, keine Freigeister zu Männern zu haben: — und so meinte ich das eheliche Glück im Allgemeinen gefördert zu haben.

Nichts liegt mir entfernter als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des Freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

Bleiben Sie mir gut, mein lieber Freund. Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treulich zugethan

Friedrich Nietzsche.

13. Mai 1878.

Nr. 13.

(Postkarte.)

[Basel, den 11. Juni 1878.]

Mir ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde W.n Gutes und Freundliches erweist; denn ich bin immer weniger im Stande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Seine und meine Bestrebungen laufen ganz auseinander. Dies thut mir wehe genug — aber im Dienste der Wahrheit muß man zu jedem Opfer bereit sein. Wüßte er übrigens, was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. — Mein letzter Brief war wohl sehr undeutlich? Mit Via-mala-Consequenzen bezog ich mich auf meine Ansichten über Moral und Kunst (die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat!) —

In 14 Tagen haben wir große Auflösung unsres Haushalts: meine liebe Schwester geht nun für immer wieder zu meiner Mutter zurück. — Ergebensten Dank für das Hamdelied: wer ist die Übersetzerin? — Ihnen Beiden von Herzen zugethan

F. N. und
L. N.

Nr. 14.

[Basel, den 18. November 1878.]

Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, denke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich muthig, vorwärts, excelsior! —

Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohlthätig und ich verwende meine Emancipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir „der Karrikaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr" — ich antwortete: „Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maaße ihrer Bestimmung messen". — Übrigens bin ich vielleicht nicht „dankbarer" als W. — und was die Narrheit betrifft —

Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der „Wagnerianer" regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen. . . . . .

Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. — Aber thun Sie mir auch die Ehre an, mich nie zu vertheidigen. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch stolz sein.

Der lieben Frau meines Freundes erwiedere ich treulich alles Gute und Herzliche, was sie mir durch meine Schwester sagen ließ.

Ich bin und bleibe

der Ihrige

Friedrich Nietzsche.

18. November 1878.

Nr. 15.

[Nizza, Spätherbst 1885.]

Mein lieber Freund,

nach einem kleinen Umweg über Florenz — es geht in meinem Leben nichts ohne Seitensprünge ab — bin ich endlich wieder in meiner Residenz Nizza angelangt und ungefähr, sehr ungefähr „ausgepackt“: — zwischen Nizza und meiner Engadiner Einsiedelei von Sils-Maria wird sich nunmehr der Rest meines Lebens abspielen, die allerliebsten Intermezzi von Venediger Aufenthalten und Gondelfahrten zu Dreien hübsch eingerechnet! Wie schön verpflegt, anglo-amerikanisch, wie man's hier heißen würde, bin ich

von Eurem München hier abgereist! und wirklich habe ich mit dem herzlichsten Angedenken jeden Schluck getrunken und jeden Bissen gekaut (— man kaut, um gut zu kauen, an einem Bissen 30 bis 70 Mal: das habe ich vom Philister Gladstone gelernt, der seine Kinder bei Tische zählen heißt —).

Hier wohne ich „Square des Phocéens", am Meere: die ungeheuerliche Art Cosmopolitismus, welche in dieser Wortverbindung steckt, macht mir Vergnügen. In der That haben einst Griechen hier gewohnt.

In Florenz überraschte ich den dortigen Astronomen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesammt-Überblick über Ort, Thal und Fluß giebt. Sollte man's glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus „Menschliches, Allzumenschliches" recitirte? — Das Bild dieses vollkommnen und hochgearteten Eremitenthums war das kostbarste Geschenk, das ich von Florenz mitnahm: — zugleich freilich auch der schmerzhafteste Biß, nämlich ein Gewissensbiß. Denn ersichtlich hatte dieser einsame Forscher es in der Weisheit des Lebens (und nicht nur in der Entdeckung von Kometen und Orion-Nebeln) weiter gebracht als Euer Freund.

Auch war er gesund: und wenn ein Philosoph krank ist, so ist es beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie. Inzwischen dürfte ich geltend machen, daß ich „reißend schnell" gesund und

immer gesunder werde, seit ich meine Philosophie habe und nicht mehr „falschen Götzen“ diene.

Es giebt ein artiges provençalisches Wort, welches ich immer besser verstehn lerne (— und das ist viel bei einem Deutschen) gai saber.

Behaltet lieb Euren Freund

Nietzsche.

Adresse: Nice (France) poste restante.

Le japonisme meines Freundes Seydlitz und Gedanken über die ästhetische Tartüfferie des jetzigen Europa's haben mich die ganze Reise über beschäftigt.

Nr. 16

(an Freifrau Irene v. Seydlitz, geb. Simon v. Pálya).

[Venedig, den 7. Mai 1886.]

Venezia,
San Canciano calle nuova 5256.

Verehrte Freundin,

nichts konnte liebenswürdiger sein als die Intention Ihres Briefes an mich, — der mich aufforderte, an mich selbst zu denken. Aber gerade das geht, wie es scheint, über meine Kräfte, Dank einer lebenslänglichen Verwöhnung: es gab in diesem Winter so viel Anderes zu denken, es lag so viel Anderes und lauter so Schweres auf mir, daß ich nicht ein-

mal Zeit hatte, an mich zu denken, wozu Ihre Zeilen in der That die freundschaftlichste Aufforderung enthielten. Nehmen Sie das alles wörtlich, so verrückt es auch klingen mag. Aber ein Mensch wie ich ist in sein Problem — in seine „Aufgabe", sagt man wohl? — gespannt wie in ein schönes alterthümliches Folterwerkzeug: hat man's wieder einmal „überstanden", nun, so ist man doch für eine längere Zeit kaput. Zum Beispiel jetzt: ein Manuskript mit dem bösartigen Titel „Jenseits von Gut und Böse" ist das eine Resultat des Winters; das andere — liegt hier in Venedig, ich selber, jenseits vielleicht von Gut und Böse, aber nicht von Ekel, Langeweile, malinconia und Augenschmerzen. —

Diesen Winter sah ich öfter einmal den Namen meines Freundes Seydlitz in der Neuen freien Presse oder anderswo — sehr siegreich, wie mir schien? — Ich glaube von einem Auftrage für Bologna gelesen zu haben? Dies gab mir die Vorstellung, als ob Sie mit einander vielleicht südliche Pläne planten. Und darf ich wissen, wo Sie sich vor der großen Hitze verstecken wollen? — Zuletzt bitte ich, nicht erstaunt zu sein, mich plötzlich einmal in München auftauchen zu sehn, „durchreisendamente", um italienisch zu sprechen. Dies Jahr muß ich meiner Mutter etwas zu Hülfe kommen, daß sie den Verlust ihres andren Kindes nicht gar zu schwer trägt. — Übrigens sind die Nachrichten gut, die Seefahrt war glänzend. —

Seien wir guter Dinge! (Erste Bedingung des

ewig-Weiblichen nach meiner façon: lachen-können, im Kopfe lauter dummes Zeug.)

Dankbar und ergeben

Ihr

Fridericus Nux Crux

Lux Dux etc.

7. Mai 1886.

Nr. 17.

Sils-Maria

Oberengadin (Schweiz), 17. August 1886.

Lieber alter Freund,

es gäbe Gründe, sich bei Dir für einen sehr guten Brief zu bedanken, in dem feine kluge Sachen standen, wie sie gerne in meine Art Ohren schlüpfen.

Hast Du bemerkt, daß ich die „kleinsten aller möglichen" Ohren habe? Vielleicht auch die schlaue-sten. . .

Ein Dir im Frühling zugedachter Besuch miß-rieth mir: ich fand das artige Nest ausgeflogen. Daß ich in diesem Herbste nach München komme (wozu mich Mancherlei locken könnte —) ist in-zwischen wieder unwahrscheinlich geworden. Aus meinem letzten deutschen Aufenthalte habe ich ein ressentiment noch nicht überwunden. Die „moralische Luft" da-selbst bläst *gegen* mich, das ist kein Zweifel. Wahr-

scheinlich mache ich eine Wallfahrt nach Corte auf Corsica (woselbst Napoleon zwar nicht geboren, aber — was vielleicht sehr viel mehr ist, concipirt worden ist).

Es handelt sich jetzt auch bei mir um eine conceptio: Du wirst es aus dem Umschlage meines letzterschienenen Werks errathen, welches ich Dir (wie sich von selbst versteht) zugesandt habe. Meine ganze frühere Litteratur (von „Geburt der Tragödie" bis zum „Zarathustra") ist jetzt in den Besitz von E. W. Fritzsch übergegangen. Derselbe hat bereits, wie Du weißt, den „ganzen Wagner"; es scheint, daß er Werth darauf legt, auch einmal den „ganzen Nietzsche" zu haben.

Was macht die Reise nach Bologna? Und überhaupt der japonisme? —

Es bittet Dich und Deine liebe Frau um ein herzliches und freundschaftliches Angedenken

Friedrich Nietzsche.

Nr. 18.

Nizza (France)
pension de Genève
pet. rue St. Etienne.
26. Oktober 1886.

Lieber Freund,

schönsten Dank! — Aber ich will nicht nach Paraguay, wohin man mich einladet. Viel eher noch

28*

nach München: vorausgesetzt, daß ich wieder heiterer und „menschenfreundlicher" werde, als ich jetzt gerade bin.

Was für ein schwermüthiger Herbst! Bleigewichte überall, Niemand, der mich etwas aufhellt — und nichts um mich als meine alten Probleme, die alten rabenschwarzen Probleme! — Hast Du Dich in meinem „Jenseits" umgethan? (Es ist eine Art von Commentar zu meinem „Zarathustra". Aber wie gut müßte man mich verstehn, um zu verstehn, in wie fern es zu ihm ein Commentar ist!) Ein Buch für die Menschen umfänglichster Bildung, z. B. Jacob Burckhardt und Henri Taine, die ich einstweilen für meine einzigen Leser halte: und zuletzt nicht einmal ein Buch für sie —, sie haben weder die gleiche Noth noch den gleichen Willen mit mir gemein. — Dies ist Einsamkeit: — ich habe Niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!

Die Reise nach Corsica gab ich auf, weil mir der Mensch, der mich dahin begleiten sollte, gänzlich bei näherer Besichtigung zuwider wurde. Meine Drei-Viertels-Blindheit zwang mich, alles eigne Experimentiren zu lassen und schnellstens nach Nizza zu flüchten, das meine Augen „auswendig gelernt" haben. Ja, gewiß! Es hat mehr Licht als München! Bis jetzt weiß ich außer Nizza und dem Engadin keine Gegend, wo ich noch es aushalte, täglich ein paar Stunden mit den Augen thätig zu sein. Aber auch damit geht es vielleicht mit diesem Winter zu Ende. — Habe nur Geduld: ich komme schon noch nach München.

Vielleicht giebt es daselbst ein sehr lustiges weibliches Geschöpf, mit dem ich lachen kann? Ich muß das Lachen nachholen. .

Von Paraguay aus die herzlichsten Grüße an Dich und Deine liebe Frau, der ich wünsche bestens empfohlen zu sein.

Treulich

Dein Nietzsche.

Den Wagnerianern (namentlich Levi) in München allesammt meine besten compliments, sincères et tendres!

Nr. 19.

Nizza, Donnerstag den 24. Februar 1887.
rue des Ponchettes 29 au premier.

Glücklicher Weise, lieber Freund, bewies in Deinem eignen Falle Dein Brief ganz und gar nicht quod erat demonstrandum: sonst aber gebe ich Dir Alles zu, die verhängnißvollen Einwirkungen des bedeckten Himmels, der langen feuchten Kälte, der Nähe von Bajovaren und von bairischem Bier — ich bewundre jeden Künstler, der diesen Feinden die Stirn bietet, gar nicht zu reden von der deutschen Politik, welche nur eine andre Art permanenten Winters und schlechten Wetters ist. Mir scheint Deutschland in

den letzten 15 Jahren eine förmliche Schule der Verdummung geworden zu sein. Wasser, Quark und Mist weit und breit — so sieht sich das aus der Ferne an. Ich bitte tausend Male um Entschuldigung, wenn ich damit Deine edleren Gefühle verletze, aber vor diesem gegenwärtigen Deutschland, so sehr es auch igelmäßig in Waffen starrt, habe ich keinen Respekt mehr. Es repräsentirt die stupideste verkommenste verlogenste Form des „deutschen Geistes", die es bisher gegeben hat — und was hat dieser „Geist" sich schon Alles an Geistlosigkeit zugemuthet! Ich vergebe es Niemandem, der mit ihm seinen Compromiß macht, heiße er selbst Richard Wagner, und namentlich nicht, wenn es so schändlich zweideutig und vorsichtig gemacht wird, wie dies der kluge, allzukluge Verherrlicher der „reinen Thorheit" in seinen letzten Jahren bewerkstelligt hat — —

Hier, in unserm Sonnenlande — was für andre Dinge haben wir im Kopfe! Eben noch hatte Nizza seinen langen, internationalen Carneval (mit Spanierinnen im Übergewichte, beiläufig gesagt) und dicht hinter ihm, sechs Stunden nach seiner letzten Girandola, gab es schon wieder neue und seltner erprobte Reize des Daseins. Wir leben nämlich in der interessanten Erwartung, zu Grunde zu gehn — Dank einem wohlgemeinten Erdbeben, das nicht nur alle Hunde weit und breit heulen macht. Welches Vergnügen, wenn die alten Häuser über Einem wie Kaffeemühlen rasseln! wenn das Tintefaß selbständig wird! wenn die Straßen sich mit entsetzten halbbekleideten Figuren und zerrütteten Nervensystemen

füllen! Diese Nacht machte ich, gegen 2–3 Uhr, comme gaillard, der ich bin, eine Inspektionsrunde in den verschiednen Theilen der Stadt, um zu sehn, wo die Furcht am größten ist. — Die Bevölkerung campirt nämlich Tags und Nachts im Freien, es sah hübsch militärisch aus. Und nun gar in den Hôtels! wo Vieles eingestürzt ist und folglich eine vollkommne Panik herrscht. Ich fand alle meine Freunde und Freundinnen erbärmlich unter grünen Bäumen ausgestreckt, sehr flanellirt, denn es war scharf kalt, und bei jeder kleinen Erschütterung düster an das Ende denkend. Ich zweifle nicht, dies macht der saison ein plötzliches Ende, alles denkt an's Abreisen (gesetzt, daß man fortkommt und daß die Eisenbahnen nicht zu allererst „abgerissen" sind). Schon gestern Abend waren die Gäste des Hôtels, wo ich esse, nicht dazu zu bringen, ihre table d'hôte im Innern des Hauses einzunehmen — man aß und trank im Freien; und abgesehn von einer alten sehr frommen Frau, welche überzeugt ist, daß der liebe Gott ihr Nichts zu leide thun darf, war ich der einzige heitere Mensch unter lauter Larven und „fühlenden Brüsten".

— Eben erwische ich ein Zeitungsblatt, das diese letzte Nacht bei weitem malerischer, als Dein Freund vermag, Dir zu Gemüthe führen wird. Ich lege es bei, lies es, bitte, Deiner lieben Frau vor und behalte mich in gutem Angedenken! Treulich

Dein Nietzsche.

(Verzeih die Eile und Flüchtigkeit meiner Schrift, aber der Brief soll mit dem nächsten Zuge fort.)

Nr. 20.

Nizza, pension de Genève,
den 12. Februar 1888.

Lieber Freund,

das war kein „stolzes Schweigen", das mir inzwischen den Mund fast gegen Jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demüthiges, das eines Leidenden, der sich schämt zu verrathen, wie sehr er leidet. Ein Thier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen Alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— meine Formel dafür ist „Umwerthung aller Werthe") ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausgienge, es zu suchen. *Aber man geht nicht darauf aus* ... Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnißvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man *beständig* ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen! .. In Deutschland hat man es, obwohl ich

im 45. Lebensjahr stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: „excentrisch", „pathologisch", „psychiatrisch". Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, — aber wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt? daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe —

Unter diesen Umständen muß man in Nizza leben. Es wimmelt auch dies Mal von Nichtsthuern, grecs und anderen Philosophen, es wimmelt von „Meinesgleichen": und Gott läßt, mit dem ihm eigenen Cynismus, gerade über uns seine Sonne schöner scheinen als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (— das mit fieberhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet). Die Tage kommen hier mit einer unverschämten Schönheit daher; es gab nie einen vollkommneren Winter. Und diese Farben Nizza's: ich möchte sie Dir schicken. Alle Farben mit einem leuchtenden Silbergrau durchgesiebt; geistige, geistreiche Farben; nicht ein Rest mehr von der Brutalität der Grundtöne. Der Vorzug dieses kleinen Stücks Küste zwischen Alassio und Nizza ist eine Er-

laubniß zum Africanismus in Farbe, Pflanze und Lufttrockenheit: das kommt im übrigen Europa nicht vor.

Oh wie gern säße ich mit Dir und Deiner lieben verehrten Frau zusammen unter irgend einem homerisch-phäakischen Himmel . . . aber ich darf nicht mehr südlicher (— die Augen zwingen mich bald zu nördlicheren und stupideren Landschaften). Schreibe mir, bitte, noch einmal über die Zeit, wo Du wieder in München bist, und vergieb mir diesen düsteren Brief!

Dein getreuer Freund Nietzsche.

Seltsam! Ich habe drei Tage Deine Ankunft hier im Hôtel erwartet. Es war Besuch aus München angemeldet, man wollte mir nicht sagen, wer; man machte zwei Plätze neben mir bei Tisch frei. — Enttäuschung! Es waren alte Spieler und Montecarlisten, welche mir zuwider sind. . . .

Nr. 21.

Adresse: Torino (Italia) ferma in posta.
(gültig bis zum 5. Juni)
[Turin, den 13. Mai 1888.]

Lieber Freund,

es dünkt mich unwahrscheinlich, daß Du Dich endgültig zur Mumie (männlicher geredet: zum Mum)

entschlossen hast. Der Frühling ist da: Du wirst wieder für die Reize des „deutschen Gemüths“ offen stehn — und vielleicht sogar für die der Freundschaft! Dein Brief kam sehr erquicklich in den Winter meines Nizzaer Mißvergnügens hinein, von dem ich Dir, zu meinem Bedauern, eine nicht unverächtliche Probe gegeben habe. Mit dem Verlassen Nizza's haben mich diesmal auch die schwarzen Geister verlassen — und, Wunder über Wunder, ich habe einen merkwürdig heiteren Frühling bisher gehabt. Den ersten seit zehn, fünfzehn Jahren — vielleicht noch länger! Nämlich: ich habe Turin entdeckt . . . Turin keine bekannte Stadt! — nicht wahr? Der gebildete Deutsche reist daran vorbei. Ich, in meiner willkürlichen Verhärtung gegen Alles, was die Bildung heischt, habe mir aus Turin meine dritte Residenz zurechtgemacht, will sagen Sils-Maria als erste und Nizza als zweite. An jedem Ort vier Monate; für Turin 2 Monate Frühjahr und 2 Monate Herbst. Seltsam! Was mich dazu überredet, ist die Luft, die trockne Luft, die an allen drei Orten gleich ist, und aus denselben meteorologischen Gründen. Schneegebirge im Norden und Westen — auf diese Rechnung kam ich hierher — und bin entzückt! Selbst an sehr warmen Tagen — wir hatten schon solche — giebt es jenen berühmten Zephyr, von dem ich bisher nur durch die Dichter wußte (ohne ihnen zu glauben! Lügenvolk!). Die Nächte frisch. Man sieht mitten aus der Stadt hinein in den Schnee. Außerdem vorzügliche Theater, italienisch oder französisch; Carmen, wie billig, zur Feier

meiner Gegenwart (successo piramidale — Verzeihung für die ägyptische Anspielung!). Eine ernste, fast großgesinnte Welt stiller Straßen mit Palästen des vorigen Jahrhunderts, sehr aristokratisch. (Ich selbst wohne dem palazzo Carignano gegenüber, ein alter palazzo des Justizministeriums.) Höhe der Caféhaus-Cultur, der gelati, des cioccolato Torinese. Dreisprachige Buchhandlungen. Universität, gute Bibliothek, Sitz des Generalstabs. Die Stadt mit herrlichen Alleen; unvergleichliche Uferlandschaften am Po. Bei weitem die angenehmste, reinlichste, großräumigste Stadt Italiens, mit dem Luxus der portici in einer Länge von 10020 Meter. — Die Nordwinde, scheint es, bringen mir Heiterkeit; und stelle Dir vor, es kommen Nordwinde sogar aus Dänemark zu mir. Das nämlich ist das Neueste: an der Kopenhagener Universität liest jetzt der Dr. Georg Brandes einen größeren Cyklus Vorlesungen über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche! Dieselben haben, nach den Zeitungen, einen glänzenden Verlauf, der Saal jedes Mal zum Brechen voll; mehr als 300 Zuhörer.

Wie lange wird es dauern, ehe meine peripherischen Wirkungen (— denn ich habe Anhänger in Nordamerika und sogar in Italien) zurückwirken auf das geliebte Vaterland? — wo man mit einem tückischen Ernste mich seit Jahren gewähren läßt, ohne auch nur zu mucksen .... Das ist sehr philosophisch — und klug!

Anbei eine Frage. Ist Dir durch meinen Verleger meine letzte Schrift, die „Streitschrift" hübsch,

wie sich's geziemt, „zu geehrten Händen" übersandt worden?

Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Cynismus, härter noch als der Winter rings herum, sein Wasser an seinem eignen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundne Creatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar —

Du hast jetzt in Madame Judith Gautier (ehemals Mendès) — Tribschener Angedenkens — eine eifrige Kameradin in der Propaganda für Japon. Hast Du von ihrem großen Theater-Erfolge mit „la marchande des sourires" gelesen?

Adieu, lieber Freund, empfiehl mich Deiner lieben Frau zu Gnaden (— es giebt sehr gute Nachrichten von meiner Schwester, die jetzt nun endgültig übergesiedelt in die Colonie Nueva Germania ist) und, wenn es möglich, auch Deiner verehrten Frau Mutter.

Mit einem herzlichen Glückwunsch

Dein Freund Nietzsche.

Turin, den 13. Mai 1888.
(nach Turin Sils-Maria, Oberengadin Schweiz.)

Nr. 22.

Sils-Maria
Oberengadin
d. 28. Juni 1888.

Lieber Freund,

nichts ist dümmer als die Dummheit — nämlich meine. Der Gedanke, daß ein Brief Dich noch südöstlich zu suchen habe, ist nicht einen Augenblick mir am Horizonte aufgestiegen. Und was hätte es Gutes gegeben, wenn wir alle zusammen ein paar Tage Torinesi gewesen wären! Denn ich hatte dort eine Laune wie seit 20 Jahren nicht und funkelte, einem Drachen vergleichbar, an Geist und Bosheit. Selbst die Hitze that mir nichts an: wobei ich nicht umhin kann, einzuschalten, daß die Caféhaus-Cultur Turin's in wahrhaft schwindelnde Höhen stieg! Ich glaubte mich Kenner in gelati, spumoni, pezzi duri, aber siehe da . . .

Daß Du in Nizza gewesen bist, thut mir geradezu wehe. Und in Rapallo, an der heiligen Stelle, wo das „Buch der Bücher", Zarathustra, geboren ist! —

— Hier muß ich irgend Etwas wieder gut machen. Schon gestern kam mir der Gedanke, einmal hübsch wieder „unter Menschen" zu wandeln: in Anbetracht, daß ich als „Unmensch", als „Unbehauster" einem Thiere immer ähnlicher werde. Rückzug über München in der zweiten Hälfte des September??? Aber da bist Du sicher nicht dort. —

Ich lege, für Deine liebe Frau, zu geneigter Beluſtigung, den Brief meiner Schweſter bei, in dem ſie den Einzug in die neue Reſidenz ſchildert. Derſelbe iſt eigentlich an meine Mutter gerichtet und von ihr für mich abgeſchrieben worden. Er ſcheint mir ein angenehmes document humain, mit den Pariſern zu reden. —

Dieſer Tage iſt mein ausgezeichneter Freund und maëstro di Venezia Herr Peter Gaſt in München eingetroffen: das Menſchenkind, welches die einzige Muſik macht, welche vor meinem allerverwöhnteſten Ohre noch Gnade findet. Eben hat er ein tiefſinnig-ſchönes Quartett fertig gemacht — eine „provençaliſche Hochzeit" darſtellend. Wenn beſagtes Wunderthier ſich bei Dir präſentiren ſollte, ſo nimm ihn mit Herzlichkeit auf — [— —]

Ich bitte, Deiner verehrten Frau Mutter meinen ergebenſten Dank für Ihren Gruß auszudrücken.

Dein

Freund Nietzſche.

Nr. 23.

Sils-Maria, d. 13. September 1888.

Lieber Freund,

es scheint Manches, das bereits für München unterwegs war, dies Jahr ausgeblieben zu sein: rechne auch mich — ich sage es mit viel Bedauern — unter das Münchener Defizit. Der Sommer war, wie alle Welt weiß, ein Skandal: ich bewundere meine Geduld, ich hätte Gründe gehabt, aus so viel Häuten zu fahren, um mein Zimmer damit zu tapeziren. Zuletzt überschwemmte sich noch das Engadin in einem Anfall von Wassersucht, daß wenig gefehlt hat und wir wären Fische geworden. Lauter ungewöhnliche Dinge in Sils: ein Sommer, gluth-heiß, von 1 1/2 Wochen im Ganzen und vor den Frühling arrangirt; an Stelle des Frühlings und Sommers ein zweideutiger und nicht immer zweideutiger Winter; achtzehn Unthiere von Lawinen, die Hinterlassenschaft des sogenannten eigentlichen Winters; neue Glocken; eine Forelle von 30 Pfund; Herr Bädeker und Frau, welche mein Hôtel (Alpenrose) den ganzen Sommer über auszeichneten, „anstern ten“ ... Zuletzt berechnete mir unser Meteorolog, daß eben in 4 Tagen 220 Millimeter Niederschlag gefallen sind, während ein Monat mit gesunden Durchschnitts-Bedürfnissen nur 80 Millimeter Wasser nöthig hat. —

Übermorgen geht es westwärts —: es ist nicht

nur die geographische Lage, welche es verbietet, Turin zum „Süden" zu rechnen. — Ich komme gerade dort an, wenn die große Hochzeit Savoyen-Bonaparte zu Ende geht. Später — wer weiß! — aber ich glaube Nizza. — Mein innerer Haushalt steht ganz und gar im Dienste einer extremen Unternehmung, die, als Büchertitel, in drei Worte zu bringen ist „Umwerthung aller Werthe". Ich sinne öfter über die Maßregeln nach, die die Toleranz Europa's gegen mich erfinden wird: eigens ein kleines Sibirien mit künstlicher Eis- (und gelato-) Bildung construiren, um mich nach Sibirien verbannen zu können . . .

Dies schließt nicht aus, daß ich ein paar Heiterkeiten verbrochen habe. Die eine, welche sich alsbald die Freiheit nehmen wird, mit einigem Muthwillen über Deine Schwelle zu springen, heißt „Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem." (— böse Zungen lesen: Der Fall Wagner's). Auch Hans von Bülow giebt sich über ein verwandtes Thema zum Besten: und in Anbetracht, daß wir Beide etwas hinter den Coulissen gelebt haben... Ende des Jahres wird eine andre Sache von mir öffentlich, welche meine Philosophie in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt. Sie heißt, mit aller Anmuth und Tugend: „Müßiggang eines Psychologen" — und ist entstanden, während ich hier „an den Wänden" hinaufstieg. Unter anderem wird den Deutschen darin dergestalt die Wahrheit gesagt, daß auch für mich Ehren und Handschreiben nur noch etwa von Japanischen

Majeſtäten zu gewärtigen ſind. Ich deute in aller Beſcheidenheit an, daß der „Geiſt“, der ſogenannte „deutſche Geiſt“ ſpazieren gegangen und irgendwo in der Sommerfriſche wohnt — jedenfalls nicht im „Reich“ — eher ſchon in Sils-Maria. . . .

Womit ich Dir und Deiner lieben Frau mich mit herzlichem Bedauern empfehle.

Treulich Dein Nietzſche.

(Bis Mitte November muthmaßliche Adreſſe: Torino ferma in posta.)

An

Professor Karl Knortz

in

Evansville, Indiana.

(1888.)

Sils-Maria, Oberengadin, den 21. Juni 1888.
(Schweiz)

Hochgeehrter Herr!

Das Eintreffen von zwei Werken Ihrer Feder, das mich Ihnen zu Dank verpflichtet, scheint mir zu verbürgen, daß inzwischen meine Litteratur in Ihren Besitz übergegangen ist. Die Aufgabe, ein Bild von mir, sei es vom Denker, sei es vom Schriftsteller und Dichter zu geben, scheint mir außerordentlich schwer. Der erste größere Versuch der Art ist letzten Winter von dem ausgezeichneten Dänen Dr. Georg Brandes gemacht worden, der Ihnen als Litterarhistoriker bekannt sein wird. Derselbe hat unter dem Titel „Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche" einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich veranstaltet, deren Erfolg, nach allem, was mir von dort gemeldet worden ist, ein glänzender gewesen sein muß. Er hat eine Zuhörerschaft von 300 Personen für die Kühnheit meiner Problem-Stellungen lebhaft interessirt und, wie er selbst sagt, meinen Namen im ganzen Norden populär gemacht. Sonst habe ich eine mehr verborgene Hörer- und Verehrerschaft, zu der auch einige Franzosen, wie Mr. Taine gehören. Meine innerste

Uberzeugung ist, daß diese meine Probleme, diese ganze Position eines „Immoralisten" für heute noch viel zu früh, noch viel zu unvorbereitet ist. Mir selbst liegt der Gedanke an Propaganda vollkommen fern; ich habe noch nicht einen Finger dafür gerührt.

Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existirt, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte. Fast möchte ich rathen, mit den letzten Werken anzufangen, die die weitgreifendsten und wichtigsten sind („Jenseits von Gut und Böse" und „Genealogie der Moral"). Mir selbst sind am sympathischsten meine mittleren Bücher, Morgenröthe und die fröhliche Wissenschaft (es sind die persönlichsten).

Die „unzeitgemäßen Betrachtungen", Jugendschriften in gewissem Sinne, verdienen die höchste Beachtung für meine Entwicklung. In „Völker, Zeiten und Menschen" von Karl Hillebrand stehen ein paar sehr gute Aufsätze über die ersten „Unzeitgemäßen". Die Schrift gegen Strauß erregte einen großen Sturm; die Schrift über Schopenhauer, deren Lektüre ich besonders empfehle, zeigt, wie ein energischer und instinktiv jasagender Geist auch von einem Pessimisten die wohlthätigsten Impulse zu nehmen versteht. Mit Richard Wagner und Frau Cosima Wagner war ich einige Jahre, die zu den werthvollsten meines Lebens gehören, in tiefem Vertrauen und innerstem Einvernehmen verbunden. Wenn ich jetzt

zu den Gegnern der Wagnerschen Bewegung gehöre, so liegen, wie es sich von selbst versteht, dahinter keine persönlichen Motive. In den gesammelten Werken Wagners Band IX (wenn ich mich recht erinnere) steht ein Brief an mich, der von unserm Verhältniß Zeugniß ablegt. Ich bilde mir ein, daß meine Bücher durch Reichthum psychologischer Erfahrungen, durch Unerschrockenheit vor dem Gefährlichsten, durch eine erhabene Freimüthigkeit ersten Ranges sind. Ich scheue auch, hinsichtlich der Kunst der Darstellung und der artistischen Ansprüche, keine Vergleichung. Mit der deutschen Sprache verbindet mich eine lange Liebe, eine heimliche Vertrautheit, eine tiefe Ehrfurcht! Grund genug, um fast keine Bücher mehr zu lesen, die in dieser Sprache geschrieben werden.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die ergebensten Grüße Ihres

Professor Dr. Nietzsche.

Anmerkungen.

In vielen Fällen wird ein Aufschlagen des betr. Namens im Register genügen, um den Leser über den nächsten Thatbestand oder Zusammenhang rasch aufzuklären.

An Karl Freiherrn von Gersdorff.

Nr. 1: S. 6. Über den „Jahn-Ritschl-Streit" vergl. die ausführliche Darstellung in Ribbeck's Ritschl-Biographie (S. 332—381). Der Streit betraf keine wissenschaftlichen, sondern nur Personal- und Verwaltungs-Fragen der Bonner Universität, deren Dekan Ritschl 1865 war. Nietzsche's Äußerung zu Gunsten Jahn's ist umso bemerkenswerther, als er schon damals in Ritschl den „besten Lehrer" verehrte und ihm nach Leipzig zu folgen entschlossen war.

Nr. 2: S. 9. „Arndtfest": die auf dem „Alten Zoll" erfolgte Einweihung der Afinger'schen Erzstatue des Dichters und ehemaligen Bonner Universitätslehrers Arndt.

Nr. 3: S. 15. Das Aeschylus-Citat (nach Dindorf) „Ag." 757: *δίχα δ' ἄλλων μονόφρων εἰμί* — „mit dem Muthe seiner eigenen Meinung, ein einsamer Mensch!"

Nr. 4: S. 21. Das „beiderseitige Motto" — vgl. Theognis ed. Bergk; Marburg 1850, V. 255 f. „Das Schönste ist zugleich das Tüchtigste; ein Herrliches ist's um die Gesundheit; das angenehmste Theil aber, in das sich Einer verlieben kann, ist: sein Ziel glücklich erreichen."

Nr. 5: S. 23 f. „Kintschy", Café in der Klostergasse; „Mahn", Restaurant am Großen Blumenberg in Leipzig (Biogr. I, 235). — S. 24. „Obergeselle Krämer" vgl. Biogr. I, 105, 108, 123.

Nr. 6: S. 28. „Sei still, mein Herz!" Anspielung auf ein von Nietzsche componirtes Lied aus der Pfortenser Zeit (Biogr. I, 147). — S. 34. Der Hallische Prof. R. Haym (leider verdruckt: Heyne) hatte 1864 ein polemisches Buch „Arthur Schopenhauer" erscheinen lassen.

Nr. 7: S. 37. Der „alte Rohn", der Antiquar, bei dem N. im Winter zuvor gewohnt hatte (Blumengasse 4 im Garten), bei dem ihm auch Schopenhauer's Hauptwerk zuerst in die Hände gefallen war (vgl. Biogr. I, 228,

231). — S. 38. Über die Angelegenheit des Aeschylus-Lexikons (s. auch S. 26, 30) verlautet von hier ab deshalb nichts mehr, weil der Vormund Nietzsche's, Justizrath Dächsel, ihm den trefflichen Rath gegeben hatte, sich in seinem Alter noch nicht mit einer solchen Arbeit auf Jahre hinaus zu binden und von anderen Studien abhalten zu lassen. — S. 41. Das Citat aus Solon eleg. bei Bergk „Poetae lyrici Graeci" II; Sol. 5, 5 f.

Nr. 8: S. 45 war die Aristoteles-Stelle, selbst nach dem von der Preuß. Akad. d. Wissenschaften herausgegebenen Spezial-Index von Becker, für den Herausgeber nicht genauer zu ermitteln. „Denn was ist der Mensch? Ein Muster von Schwäche, der Verhältnisse Beute, ein Spielball des Zufalls, der Unbeständigkeit Bild, hin- und hergepeitscht zwischen Haß und Unheil".

Nr. 11: S. 61. Almrich: Dorf zwischen Naumburg und Schulpforta. — „Musikalische Orgien" der „Zukünftler": Tonkünstlerversammlung des Allgem. Deutschen Musikvereins 1867 zu Meiningen, auf welcher u. A. Liszt seine „Heilige Elisabeth" dirigirte.

Nr. 20: S. 89 f. Schopenh.'s Worte über Fleischnahrung stehen in dessen Grundprobl. d. Ethik, § 19, gegen Ende von Nr. 7. — S. 90. N. las im Winter-Semester 1869/70 an der Basler Universität: Lateinische Grammatik 4stündig; Die vorplatonischen Philosophen, mit Interpretation ausgew. Fragmente, 2 st.; im Seminar: Hesiod's Werke und Tage. Öffentliche Reden wurden von ihm gehalten in der Aula des dortigen Museums: 1. Das griechische Musikdrama (18. Jan. 1870), 2. Sokrates und die Tragödie (1. Febr. 1870).

Nr. 21: S. 92. Zur Antrittsrede „Homer und die klassische Philologie" vgl. Biogr. II, 5 ff.

Nr. 23: S. 97. Gemeint ist hier natürlich die erste Berliner Aufführung der „Meistersinger"; denn die überhaupt erste fand, von Wagner einstudirt und von Bülow geleitet, schon am 3. Nov. 1868 zu München statt. Der Berliner Aufführung waren bereits die in Dresden, Dessau, Karlsruhe, Mannheim, Weimar, Hannover, Wien, Königsberg vorangegangen.

Nr. 28: S. 111. „Hier folgt eine Abhandlung" — nicht die S. 105 angekündigte „Über die dionysische Weltanschauung" (welche ungedruckt blieb), sondern „Sokrates und die Tragödie".

Nr. 31: S. 117 (und die Verse auf S. 170 u. 315) „Lieber Freund, diesen Gruß zum Angebinde" — s. N.'s „Gedichte und

Sprüche", herausg. v. Elisabeth Förster-N. (C. G. Naumann 1898) pag. XVII. — S. 118. „Die Geburt der Tragödie" trug bei ihrem Erscheinen, und trägt heute noch, eine Vignette, den Entfesselten Prometheus, nach einer Zeichnung des Bildhauers Leopold Rau.

Nr. 33: S. 123. „Frau v. Muchanoff" — dieselbe, welcher Rich. Wagner seine „Aufklärungen über das Judenthum in der Musik" (Bd. VIII der Ges. Schr.) gewidmet hatte; „Frau v. Schleinitz", Gattin des preuß. Ministers vom kgl. Hause und bekannte Förderin der Wagner-Sache; „Großfürstin Constantin", Schülerin von N.'s Vater (mit „Prinzeß Therese" S. 170) vgl. Biogr. I, 4 f. u. 60, II, 16 f.; „Hauptmann v. Baligand", später ebenso eifriger als verdienter Präsident des „Münchener Wagner-Vereins", vor einigen Jahren verstorben. — S. 124. „Stuckberg" — vgl. die Ausführungen Prof. Franz Muncker's zu den Briefen Wagner's an seinen Vater, „Bayr. Bl." 1900, S. 217.

Nr. 36: S. 127. Rich. Wagner's Scherz vom „Alexandriner G." bezieht sich darauf, daß Frhr. v. G. in Berlin in der Alexandrinenstraße wohnte und früher beim Kaiser-Alexander-Gardegrenadierregiment gestanden hatte. — S. 128. Der Berner Professor ist Hermann Hagen; sein Brief steht Biogr. II, 71.

Nr. 37: S. 129 betrifft die Feier der Grundsteinlegung des Bühnenhauses zu Bayreuth am 22. Mai 1872, mit der berühmten Aufführung der IX. Sinfonie von Beethoven unter Wagner's Leitung — vgl. auch „Wagner in Bayreuth", N. Ges. Ausg. I, 501. — „Dedikation eines Buches" — nämlich einer Übersetzung Leopardi's, nach H. v. Bülow's „Briefen und Schriften" V, 550 und 560 ff.

Nr. 40: S. 134. „Die Nordd. Allg. Ztg. mit ihrer Sonntagsfreude" — R. Wagner's offener „Brief an Friedr. Nietzsche" (heute Bd. IX, S. 350 ff.) war dort erschienen. — S. 135 f. „Tristan in München" — s. H. v. Bülow's „Briefe und Schriften" V, 551.

Nr. 43: S. 139. „Die Proklamation", die N. zu schreiben gedachte, sollte zur Gründung außer-akademischer Wagner-Vereine aufrufen. Der Gedanke, solche Vereine zu gründen, ging von N. selbst aus und fand die Zustimmung Wagner's. Aus einem Briefe N.'s vom 24. Juli 72 an Frl. v. Meysenbug erfahren wir, daß auch Frau Wagner den Gedanken als „praktisch" bezeichnet hatte. — „originaliter geschenkt":

ein Irrthum N.'s, durch einen Brief von Frl. Keſtner hervorgerufen, die ihm die Goethe'ſchen Briefe aber nur zur Einſicht vorgelegt hatte. — Dr. Heinrich Romundt's „philoſophiſche Schrift" war ſeine Habilitations-Arbeit über „Die menſchliche Erkenntniß und das Weſen der Dinge" (Baſel 1872, H. Georg's Verlagsbuchhandlung). — „Zum goldenen Kopf" nannte ſich das Gaſthaus, wo die Freunde gemeinſchaftlich zu Mittag ſpeiſten, wie auch ſpäter aus S. 166, 168 und 171 noch deutlicher hervorgeht.

Nr. 44: S. 142. „Franzöſiſche Überſetzerin bei Genf" — nach Biogr. II, 72 die Gräfin Diodati; „Hr. v. Senger" vgl. a. a. O. und Bülow's Briefe V, 552; zudem noch S. 234 vorl. Sammlung.

Nr. 45: S. 143. Das Citat aus Aeſchylus' „Choeph." 697 (nach Dindorf) — „den Fuß aus dem verderblichen Schlamm ziehn". — S. 145. „Schlund" wurde die Untermauerung des Wagner-Theaters in Bayreuth genannt.

Nr. 46: S. 148. „Reſolut-ſein, im Goethe-Mazzini'ſchen Sinne" — vgl. Biogr. II, 90; „Reform des Erziehungsweſens" (ſ. auch S. 412) Biogr. II, 117 f.; 278.

Nr. 48: S. 153 (und 163, 172, 349 f., 355) „Preisausſchreiben" — vergl. Biogr. II, 210 f., ſowie H. v. Bülow's „Briefe u. Schr." V, 557.

Nr. 49: S. 158. „Unſer Haus wird einmal berüchtigt werden" — vgl. die Widmungsverſe „Ein Zwillingspaar von einem Haus" Biogr. II, 128.

Nr. 50: S. 159. „Dieſes neunte Semeſter Dein Werk" — v. G. war in Baſel geweſen und hatte den Sommer über u. A. das Druckmanuſkript der „1. Unzeitg. Betr." in's Reine geſchrieben. (Vgl. noch S. 156 f. und 172). — S. 161. Leutſch hatte als Herausgeber einer Zeitſchrift eine ziemlich thörichte Kritik der „Geburt der Tragödie" zum Abdruck gebracht.

Nr. 51: S. 162 (167 f.). Den „Aufruf an die deutſche Nation" zu Gunſten Bayreuths ſ. wörtlich mitgetheilt in der Biogr. II, 219—223; hierzu noch „Briefe R. Wagner's an Emil Heckel", herausg. von Karl Heckel (Berlin 1899, S. 69 f.) und „Briefe R. W.'s an Th. Muncker", mitgeth. von Frz. Muncker („Bayr. Bl." 1900, S. 219).

Nr. 53: S. 167 unter „Bundeshütte" iſt das damals im Bau begriffene Feſtſpiel-Haus zu verſtehen. — S. 168. Alfred Dove und „Puſchmanneret" vgl. Biogr. II, 209 f.

Nr. 54: S. 169 (und 176). Die anonym erſchienenen „Zwölf

Briefe eines ästhetischen Ketzers" hatten Karl Hillebrand in Florenz zum Verfasser.

Nr. 55: S. 171. „Schlag gegen den Einjährig-Freiwilligen zu führen" — eine geplante „Unzeitg. Betr.", die nicht zur Ausführung kam. — S. 173. „Zeitungsgeschwister", ein Goethe'scher Ausdruck im Sinne von Zeitungsgeschwätz.

Nr. 56: S. 175. „vorwärts allezeit mit strengem Fechten" — Devise eines brandenburger Markgrafen, s. auch S. 352 vorl. Bandes.

Nr. 59: S. 181 „Romeo und Julia von Hartmann" — die damals soeben erschienene Studie „Über Shakespeare's R. u. J." von Ed. v. Hartmann.

Nr. 65: S. 194. „formt weiter an seinem Roman" — bek. Schrift Erwin Rohde's über den „griech. Roman und seine Vorläufer", soeben bei Breitkopf u. Härtel in 2. Auflage, besorgt von Fritz Schöll, erschienen mit dem (S. 218 hier) noch zur Sprache kommenden Vortrag „über griech. Novellendichtung", aus den Verhandlungen der Rostocker Philologen-Versammlung 1875, als Anhang. — S. 195. v. Gersdorff weilte zw. Januar und April 1875 (vgl. auch S. 254) wieder in Basel.

Nr. 68: S. 201 (203). „Vierte Unzeitgemäße" — nicht etwa „Wagner in Bayreuth", sondern „Wir Philologen", die später zurückgelegt wurde. — S. 202. „Augsburger Ztg." die damals in Augsburg erscheinende (jetzige Münchener) „Allg. Ztg." des Cotta'schen Verlages.

Nr. 69: S. 203. „Baumannshöhle" — Wohnung N.'s und Overbeck's, so genannt nach den Wirthsleuten Baumann. (Vgl. noch S. 229, 232 u. 255). — „Verleger für die franz. Übersetzung" — von „Schopenhauer als Erzieher" aus der Feder der Frau Baumgartner s. S. 193, 252 und 262.

Nr. 70: S. 205 (auch 208 u. 260). Der „Collegien-Cyklus auf 7 Jahre" steht Biogr. II, 182.

Nr. 74: S. 213. stud. jur. Albert Brenner — vgl. Biogr. II, 276 f.

Nr. 77: S. 222. Die „Indischen Sprüche" waren die 3 Bände gleichen Titels i. d. Ausgabe von Otto Böhtlingk.

Nr. 87: S. 242 f. „Was meine Angelegenheit betrifft" — bezieht sich auf den privaten Einzeldruck des IV. Theils von „Also sprach Zarathustra".

An Frau Marie Baumgartner.

Nr. 3: S. 251. „Die Stelle bei Montaigne!" Beim Übersetzen von „Schopenh. als Erzieher" wollte Frau

Baumg. die von N. citirten Worte Montaigne's über Plutarch (Ges. Ausg. Bd. I, 400) nicht in einer Zurückübersetzung, sondern in der Originalfassung bringen. Die Stelle war lange nicht zu finden.

Nr. 9: S. 256 f. Als die Montaigne-Worte gefunden waren, stellte sich zum Erstaunen Nietzsche's heraus, daß er ihnen einen höheren Sinn gegeben hatte, als sie im Französischen haben. N. bekennt a. a. O., er müsse von Montaigne sagen, was dieser von Plutarch sage: „kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen". Die Stelle lautet jedoch im Original (Essais, Livre III, chap. 5, Sur des vers de Virgile): „je ne le puis si peu raccointer, que je n'en tire cuisse ou aile". Das heißt ungefähr: „Ich mag in Plutarch (dessen Reichthum sich hier Montaigne im Bild einer gedeckten Tafel denkt) noch so auf's Gerathewohl hineingreifen, so werde ich doch immer einen guten Bissen (einen Schenkel oder Flügel) erhaschen".

Nr. 20: S. 270. „Dr. Rée's Manuskript" zu seinem Buche „Über den Ursprung der moral. Empfindungen", vgl. Biogr. II, 277 f.

Nr. 30: S. 280. „des Manuskriptes" betrifft Frau B.'s Reinschrift der „Verm. M. u. Spr." vgl. Ges. Ausg. Bd. III, pag. I/II.

Nr. 31: S. 281. Siegfried Lipiner (geb. zu Jaroslau 1856), dessen episches Gedicht „Der entfesselte Prometheus" N. sehr schätzte. L., der auch Goldmark's „Merlin"-Text dichtete, lebt zur Zeit in Wien.

Nr. 33: S. 283. Citat nach Hor. Flacc. Satir. lib. II, v. 121. — „heute Mittag hat mir die hängende Traube den Nachtisch geschmückt und die Nuß sammt gedoppelter Feige."

Nr. 37: S. 285. „Brandopfer" — Frau B. war (s. S. 279) selbst Dichterin und hatte N.'n eine Reihe von Dichtungen zugesandt, dabei aber deren alsbaldige Verbrennung gefordert.

Nr. 42: S. 290. Warum die Schwester den Bruder trotz seiner Leiden allein nach Deutschland zur Mutter reisen läßt, um ihrerseits den ganzen Winter in der Schweiz zurückzubleiben, erklärt Biogr. II, 334 f.

Nr. 44: S. 291. „Mittheilung an die Freunde" — der eben erschienene „Wanderer und sein Schatten".

Nr. 45: S. 292. „Vorläufer oder Mitläufer eines gedruckten Wortes" — nämlich der „Morgenröthe".

An Dr. Otto Eiser.

Nr. 1: S. 298. „Das letzte, womit meine Freunde fertig geworden sind, folgt nebenbei" — es ist „Der Wanderer u. sein Sch." — Der Nachsatz „auch wenn es vielleicht Ihrer eignen Denkungsart weniger willkommen ist" bezieht sich auf Eiser's 1879 erschienene Abhandlungen: „Andeutungen über Wagner's Beziehungen zu Schopenhauer und zur Grundidee des Christenthums", sowie „Exegetischer Versuch über R. W.'s Ring des Nibelungen", welche sich in Wagner-Kreisen besonderer Anerkennung erfreuten.

An Ober-Reg.-Rath Gustav Krug.

Nr. 2: S. 315. Gedicht-Verse vgl. S. 117 u. 170; das betr. Bild s. Biogr. II, vorn und „Ges. Ausg." Klein-Oktav Bd. I, vorn.

Nr. 4: S. 316. „Muß es sein? — Es muß sein!" sind Worte Beethoven's, die den zwei Motiven im Finale seines F dur-Quartetts op. 135 zu Grunde gelegt sind. Betitelt ist dies Finale „Der schwer gefaßte Entschluß".

Nr. 5: S. 317. „meine jüngste Schrift" — den im September erschienenen „Schopenhauer als Erzieher". — S. 318 „meinem Hymno" betrifft den „Hymnus auf die Freundschaft für Orchester und Chor von Fr. Nietzsche; Klavierauszug zu 4 Händen. Seinem Freunde Gustav Krug, als er im September 1874 Hochzeit machte" gewidmet, mit dem Motto: „Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat?" Cic. de am. 6. (Vgl. hierzu übrigens auch S. 179 und 195.)

Nr. 10: S. 323 (s. auch S. 380). „Dieses kleine Chorwerk" ist der bei E. W. Fritzsch zu Leipzig im Druck erschienene, zu Annaberg, Leipzig, Berlin aufgeführte „Hymnus an das Leben" von Fr. Nietzsche.

An Prof. Dr. Paul Deussen.

Nr. 2: S. 329 f. „Geschenk Deines Buches", das heißt der „Elemente der Metaphysik"; Aachen 1877, bei J. A. Mayer. — S. 330 „meine kl. Schrift über Sch." ist „Schopenhauer als Erzieher".

Nr. 3: S. 332. „Dein Buch" — nämlich das Leipzig 1883 bei Brockhaus erschienene „System des Vedânta",

das ihm der Verf. aus Berlin unterm 20. Febr. mit Widmung zugeschickt hatte. — S. 333. Schätzung Böhtlingk's „für Dein Werk" ist dasselbe gemeint.

Nr. 7: S. 338. „Die größte Überraschung" und S. 340 „jene seltsame Geld-Großmuth" betrifft die Spendung einer Summe von 2000 Mk. zum Druck seines nächsten Werkes, welche ein ungenannter Verehrer durch D.'s Vermittlung an N. hatte gelangen lassen. (Vgl. Biogr. II, 175). — S. 339 f. Der Titel „Müßiggang eines Psychologen" wurde kurz vor der Drucklegung in „Götzendämmerung" umgewandelt (s. auch S. 402 und 405).

An Dr. Carl Fuchs.

Nr. 2: S. 344. Georg Riemenschneider (Componist von „Julinacht", „Nachtfahrt" 2c. f. Orchester), geboren 1848 zu Stralsund, war mit Fuchs zusammen Schüler von F. Kiel und lebt heute als Kapellmeister in Breslau. Fuchs hat (Mus. Wochenbl. 1874 Nr. 23) diese Compositionen ausführlich besprochen und 1887 die Aufführung seiner Oper „Mondeszauber" in Danzig durchgesetzt. — S. 345 f. In den Jahren 1872—1874 schrieb der Adressat (nachdem er 1870 zu Greifswald mit höchst werthvollen „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst" promovirt) folgende größere Leitaufsätze und Artikel für das Leipz. „Musikal. Wochenbl.": „Schatzgräber-Versuche eines Musikers auf dem Felde der Musik"; „Symptome" (richtet sich gegen Lotze und Gervinus); „Gedanken aus und zu Grillparzer's ästhetischen Studien". Vorausgegangen waren (schon in den 60er Jahren) „Betrachtungen mit und gegen Schopenhauer". (Vergl. S. 351.)

Nr. 4: S. 352. „13 Unzeitgemäße" — N. meint um diese Zeit seine Pläne dazu, denn nur erst 2 sind bis dahin publicirt. (Vgl. auch besonders Biogr. II, 138 f.)

Nr. 11: S. 370. „im Anfang war der Unsinn" als „ernsthafteste Parodie" von N. unter den „Verm. Mein. u. Spr." im Aph. 22: „Historia in nuce" citirt.

Nr. 12: S. 371. „Jahrbuch der Freunde" war ein altes Projekt, das schon zur Zeit der „Unzeitgemäßen Betr." auftauchte, zu dessen Ausführung aber kein weiterer Schritt mehr unternommen ward. (Biogr. II, 137 f.)

Nr. 13: S. 377. „Hefte" — des Adressaten Schrift über „Die Zukunft des musikal. Vortrags" (2 Theile 1884; ein dritter steht noch aus).

Nr. 15: S. 382. „Schopenhauer's Gedächtniß gefeiert" — Schopenh.'s 100. Geburtstag am 22. Feb. 1888.

Nr. 17: S. 385. Zwischen diesem und dem vorhergehenden fehlt ein Brief. — S. 386. „ein Kapellmeister vom Dresdner Hoftheater" kann damals nur Karl Aug. Riccius gewesen sein, der 1847 unter Wagner noch als Violinist am Dresdner Hoftheater zugegangen, seither 1858 zweiter Concertmeister, 1859 Correpetitor, 1863 Chordirektor, 1875 kgl. Musikdirektor und soeben 1887 (3.) kgl. Kapellmeister an der Hofoper geworden war. Daß R. Wagner, als Hofkapellmeister, 1848/49 allen Ernstes für die „Republik" mit einem „erblichen Präsidenten aus dem Hause Wettin" plaidirte ꝛc., war dem Kenner der Wagner-Litteratur bereits seit 1883 bekannt, vgl. W. Tappert's Mittheilung der von Wagner 14. Juni 1848 im „Vaterlandsverein" zu Dresden gehaltenen Rede in „R. W. Sein Leben und seine Werke"; Elberfeld bei Lucas, S. 33 ff. (Bestätigt später durch H. Dinger, Glasenapp, H. St. Chamberlain u. A.)

Nr. 21: S. 397. „litterarisches Recept" — s. S. 390 Zeile 11 ff. von oben.

Nr. 26: S. 408. „Aufsatz des Hrn. Gast über mich" — s. „Kunstwart" 1888, II. Jahrg. 4. Stück S. 52 ff.

An Reinhard Frhrn. von Seydlitz.

Nr. 1: S. 412. Verfasser des Buches „Psychologische Beobachtungen" ist Dr. Paul Rée.

Nr. 6: S. 419. Die „Novelle" war betitelt „Im todten Punkt" und erschien später unter dem Pseudonym Eginhart Frey. — „Plato und Seneca grüßen" — Seydlitz hatte Nietzsche zwei kleine Terracotta-Büsten Plato's und Seneca's verehrt, deren letztere ein Stirnband trug.

Nr. 13: S. 428. „Hamdelied" — behandelt den Kampf zweier Brüder: Hamdir und Saurli, der letzten Söhne Gutrune's, die Jörmunrek tödten sollen, aber selbst getödtet werden. Das Lied entstammt dem nordischen Sagenkreis.

Nr. 15: S. 432. „le japonisme" — Frhr. v. Seydlitz hatte sich damals von der „reinen" Malerei ab-, der dekorativen Kunst zugewandt und schuf Zimmer-Einrichtungen im japanischen Stil. Als Nietzsche 1885 nach München kam, hatte Frhr. v. S. eine solche Einrichtung dort öffentlich ausgestellt.

An Professor Karl Knortz.

S. 454 (ebenso 200 f.). Die Aufsätze Karl Hillebrand's — „dieses letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wußte", wie Nietzsche anderswo sagt — erschienen zuerst in der damals Augsburger, jetzt Münchener „Allgemeinen Zeitung" (siehe z. B. S. 160). Sie besprechen die 3 ersten Unzeitgemäßen und stehen in der erwähnten Sammlung Hillebrand'scher Aufsätze („Zeiten, Völker und Menschen") im II. Bande S. 291—338 und 353–366.

Arthur Seidl.

Berichtigungen.

S. 21 Z. 21 v. u. lies δικαιότατον.
„ 34 „ 13 v. o. „ **Haym** (statt Heyne).
„ 95 „ 11 v. u. „ auf daß.
„ 145 „ 12 „ „ „ alle.
„ 159 „ 8 v. o. } „ Vischer-Heußler.
„ 173 „ 9 „ „ }
„ 166 „ 9 v. u. „ Börsencourier-Davidson.
„ 240 „ 3 „ „ „ zu erkennen zu geben.
„ 264 „ 1 „ „ „ Bayreuth.
„ 268 „ 9 v. o. „ Dönhoff.
„ 333 „ 3 v. u. „ Böhtlingk.
„ 348 „ 8 v. o. „ Das in Klammer stehende **nicht**, im Original sich findend, ist lapsus calami und zu streichen.
„ 356 „ 1 „ „ „ Ärzte.
„ 407 „ 13 v. u. ist ein Gänsefüßchen (st. Apostroph) zu setzen.
„ 431 „ 1 v. o. ist **hier** zu streichen.

Im Original fehlende, von den Herausgebern eingesetzte Worte:

S. 278 Z. 13 v. u. **ich.**
„ 280 „ 5 v. o. **zu.**
„ 360 „ 11 „ „ **zu.**

Namen-Register.

Aeschylus; Citate 15, 143, 239; Ae.-Lexikon 26 f., 30, 38; Vorles. R.'s über „Orestéia" 104 und „Choephoren" 30, 140; Ae.-Dedikation 185.

Ambück, Bergführer; 201.

Ammon, Pförtenser; 10.

Aristoteles; 45, 119, 360.

Aristoxenos, griech. Rhythmiker; 398.

Arndt, Ernst Moritz; 9.

Auer, Leopold, Concertmeister; 24.

Augustinus, Aurelius, Kirchenvater; 377 f.

Bach, Joh. Sebastian; 354.

Bädeker, Fritz; 187, 448.

Bagge, Selmar, Direktor der Baseler Musikschule; 349.

Bahnsen, Jul. Fried. Aug., Philosoph; 60, 68.

Baligand, Max von, Hauptmann; 123 f., 166.

Batz, Agent (der später in der Wagner-Geschichte durch seine Geschäfts-Manipulationen mit Voltz — s. diesen — eine sehr traurige Berühmtheit erlangte); 166 f.

Baumgartner, Marie, Frau; XIf., **247—294**; französische Übersetzung von „Schopenh. a. Erz." 251—257; von „Rich. Wagner in Bayreuth" 268—272.

Beethoven, Ludwig van; 34, 322; Marx' „Leben B.'s." 7; XI. Symphonie 346, 375; F dur-Quartett 463; B.'s Stil 368; B.-Wagner 407; R. Wagner's Schrift 104, 106 f., 109.

Begas, Reinhold, Bildhauer; 153.

Bentley, Richard, Philolog; 375 f., 398.

Berlioz, Hector; 234.

Bernhardy, Gottfried, Philolog; 37.

Bernini, Giovanni Lorenzo; 367, 396, 404.

Beust, Friedrich Ferd., Graf von (Staatsminister); 18, 23.

Biedermann, Friedrich Karl, Publicist und Politiker, außerord. Prof.; 23, 33, 79.

Bismarck, Otto von; 24, B.'s va banque-Politik 32, Motto für B. (nach Solon) 41, Vergnügen an B.'s Reden 69, das Europa des Hrn. v. B. 441.

Bizet, Georges, Componist; „Carmen" in Nizza 373, in Turin 381 und 443; B. als ironische Antithese gegen Wagner 407.

Blaß, Dr. phil. Lehrer am Domgymnasium zu Naumburg a/S.; 73.

Bock, Dr. Karl Ernst, bek.

30*

Arzt und Verf. populärer medizinischer Werke; 48.
Bodenstein, Pfortenser; 6.
Böhtlingk, Otto, Orientalist; 222, 333.
Brambach, K. Jos., Componist; 397.
Brandes, Georg, D. Privatdocent; Cyklus von Vorlesungen an der Universität Kopenhagen 338, 382, 389, 444, 453; Charakteristik der Persönlichkeit Br.' 392 f.
— Gustav, Übersetzer Leopardi's; 200.
Brenner, Albert, stud. jur. und Schüler N.'s; 213, 272, 273, (306 und 366), 412.
Brockhaus, Familie; 80, 114.
— Hermann, Prof. Orientalist; 328.
— Friedr. Arnold, Prof., Sohn des Vorigen; 21, 139.
Buchbinder, Mathematik-Lehrer in Pforta; 40.
Bülow, Hans von, — der Pianist; Jugendstreich 387; „Nirwana"-Composition B.'s 61; Übersendung der „Geb. d. Tr." 123, 129; B.'s „Tristan"-Aufführung (1872) in München 135 f.; B. Generalintendant in München 136; B. als Dirigent 363 f.; Phrasirungsfragen 374; gegen R. Wagner 449; Allg: 370, 404.
Bülow, Frau von, Gattin des Vorigen und spätere Frau Wagner's, vgl. Cosima Wagner.
Burckhardt, Jacob, Professor; B. über N.'s Schriften 123, 176, 238, 436; persönl. Verhältniß der Beiden 119 f., 209, 218, 286; Rede über „historische Größe" 104; über Schopenhauer ebda.; Ruf nach Berlin 131; „Cicerone" 144; B. über griech. Cultur 214; 113, 145, 175, 176, 203.
Byron, Lord; 68.
Calvary, Antiquar; 37.
Candrian, Wirth von Pension Segnes in Flims-Graubünden; 172.
Chopin, Frédéric; 322.
Cicero; 174.
Clemm, s. Klemm.
Coerper, stud.; 130.
Comte, Aug., franz. Philosoph; 336.
Constantin, Großfürstin (Alexandra) Schülerin von N.'s Vater; 123.
Cook; 198.
Cornelius, Peter, Componist; 346.
Cornu, Schüler N.'s; 93.
Corssen, Prof. in Schulpforta, Philolog; 12, 18, 37 ff., 41.
Curtius, Georg, Prof., Philolog; 5, 40.
Czermak, Joh. Nep., Prof., Physiolog; 107 f.
Dähne, Weinhändler; 37.
Daly, Buchhändler; 201 f.
Danae; 6, 72.
Darwin, Charles; 68, 158.
Daudet, Alphonse; 270.
Davidson, Redakteur; 166.
Demokrit; 62 f., 64 f., 68.
Deussen, Paul, Professor Dr., XIII f.; **325—340**; D. über Schopenhauer 25, 93 f., 328; Philologie, statt Theologie 25, 31, 45; Schriften: 329 f., 331 f.; Übersetzung von „Th. Parker's Biographie" 45; Tübingen-Leipzig 25, 31; in Bonn 45; D. Gymnasiallehrer in Minden 94, in Marburg 114;

Besuch D.'s in Basel 120, 329; „Geld-Großmuth" 340.
Devrient, Eduard, Schauspieler; 19.
Diday, François, Landschaftsmaler; 285 f.
Diderot; 270, 445.
Dilthey, Carl, jetzt Prof. in Göttingen; 12.
Dindorf, Wilhelm, Prof. Philolog; 26 f., 30, 38.
Diodati, Comtesse; 142, 268, 270.
Diogenes Laertius: 44 f, 49, 51 f., 58, 65.
Dönhoff, Marie, geb. Prinzessin von Camporeale, jetzt Gattin des deutschen Reichskanzlers Grafen v. Bülow; 268, 270.
Dohm, Ernst, Redakteur des „Kladderadatsch"; 129.
Dove, Alfred, Prof., damals Herausgeber der Zeitschrift „Im neuen Reich"; 168.
Dühring, Eugen, Philosoph, damals Privatdocent a. d. Universität Berlin; 68.
Dumoulin, Graf, Tonkünstler; 166.
Duncker, Carl, Verlagsbuchhandlung; 412.
Eckert, Carl, Hofkapellmeister; 97.
Einsiedel; 44, 45, 51.
Eiser, Dr. med. **Otto**; XII. **295—300.**
Ellerton, Lord; 124.
Emerson, Ralph Waldo; 11, 190, 238.
Eucken, Rudolf, Prof.; 119, 175.
Eudocia; 12.
Feustel, Friedrich, Bankier; 167, 262.
Flathe, Professor; 5, 36 f.
Flinsch, Frau, Gattin des leipziger Papiergroßhändlers Fl.; 24.
Förster-Nietzsche, Elisabeth, Schwester N.'s; 10, 66, 69, 139 f., 161, 171, 220, 222, 225, 232, 235, 266, 281, 427, 430, 437, „Nietzschisches Wesen" 216 f., 224; als Vorleserin 221, 226; als Briefschreiberin an N.'s Statt 231, **288 ff**; Zusammenkünfte zwischen Beiden: 102, 148 f., 150, 170, 195; Gimmelwald 111; Engadin 183; Baden-Baden 257 f.; Chur 299; Basel 180, 257 f., 265, 276, 288, 316; Zusammenziehen und gemeinsamer Haushalt 180, 203, 204 f., 208 f., 216 f., 228, 230, 357, 361, 420, 427, 428; in Paraguay 382, 435, 447.
Frauenstädt, Julius, Herausg. Schopenhauer's; 68, 76.
Freytag, Gustav; „Verlorene Handschrift" 8; Romane im Ganzen 60; „Grenzboten"-Publicistik 23, 33.
Fritzsch, E. W., Musikalien-Verleger und Herausgeber des „Musikal. Wochenbl."; R. Wagner's Ges. Schriften 435; N.'s sämmtliche Werke 435; „Geb. d. Trag." 117 f., 120, 122 f., 135; „Unzeitg. Betr." 161, 162, 164, 165, 169; Neu-Ausgaben 379 f.; „Zarathustra" 388; „Hymnus an das Leben" 323, 380; Verlags-Transaktionen 187, 388, 407; „Musik. Wochenbl." 345 ff., 351, 359 f., 362; E. W. Fr. u. R. Wagner 162, 164, 166, 172; Fr. und Rohde

135, 139; Fr. u. Overbeck 187; Fr. u. C. Fuchs 360.
Fuchs, Carl, Dr. phil., Pianist und Musikschriftsteller, Schüler Bülow's; XIV f., **341—408**; in Hirschberg 194; nach Bayreuth eingeladen 238; Empfänger von „Zarath." IV, 387 f.; Allgemeineres: 161, 180, 193.
Gast, Peter, Musiker und Schriftsteller; Ank. in Basel (Hört Colleg. bei N. u. Overbeck) 221; Empfehlung G.'s (für Bayreuth) an v. Gersdorff 238; G. besorgt Correkturen N.'s 2c. 283, 392, 403; Empfänger von „Zarath." IV. 245; G. in Pommern 404, in Venedig 382, 384, 447; G. als Musiker (des Südens 2c.) 243, 373, 382, 394, (Opern) 243, 404, (Streichquartett) 447; als Schriftsteller 403, 408.
Gautier, Judith, (vormals Mendès) Mme, Schauspielerin; 445.
Gerlach, Franz Dorotheus, Prof. der Philologie; 120, 269.
Gersdorff, Karl Frhr. von, k. Kammerherr; X f., **1—245**; als Abschreiber 344; Empfänger von „Zar." IV, 242, 244; zu den Proben (1875) in Bayreuth 260, 264, 266, 317, 357; v. G. und Frau B.'s franz. Übers. 254 f., 268, 273; v. G. und Dr. C. Fuchs 354; älteste Freunde wieder genähert 335.
— Brüder des Vorgenannten; 3, 16 f., 42 f., 96, 113, 146 f., 201.
Gervinus, Georg Gottfried, Historiker, Verf. von „Händel und Shakespeare"; 346, 360.
Gladstone, W. E., Staatsmann; 431.
Glycinsky v., Stadtkommandant von Leipzig; 23.
Goethe, Joh. Wolfg. von; Werke: „Faust" (7), 115, 254, 364, (397), „Tasso" 364, Gedicht „Um Mitternacht" 228; Citate und Maximen 89, 117, 148, 228, 364; G.'sche Briefe 139; G.'s Farbenlehre 108; G.-Denkmal 141 f.
Gräfe, Pfortenser; 6.
Gregorovius, Ferdinand, Geschichtsschreiber; 175.
Grillparzer, Ferdinand; 351.
Grimm, Herman, Prof. in Berlin; 175.
Grote, George, engl. Historiker; 265.
Guerrieri-Gonzaga, Marchesa; 180, 185, 187, 268.
— Anselmo, Marchese (Schwager der Vorigen); 268; 270.
Händel, Georg Friedr.; 7.
Hagen, Hermann, Prof. in Bern; 73, 128.
Hartmann, Eduard von; 85 f., 108, 130, 181.
Hatzfeld, Fürst; 114.
Haushalter, Pfortenser; 6.
Haydn, Joseph; 7.
Haym, Rudolf, Prof. in Halle; 34 (hier der Name verdruckt in Heyne).
Heckel, Emil; 166 f.
Hegar, Friedrich, Componist u. Dirigent in Zürich; 185.
Hegel, Georg Fr. Wilh.; 73, 105, 108.
Heinemann, Philolog; 26.

Heinze, Max, Geh. Hofrath, Prof. Dr. (früher Lehrer und Tutor N.'s in Pforta); als Nachfolger Eucken's nach Basel berufen 175, Collega H. 180, von Königsberg nach Leipzig berufen 201; N. empfiehlt Deussen Sendung eines Werkes an H. 331.

Helmholtz, Herm. Ludw. Ferd. von, Prof., Physiolog; 107.

Hermann, Gottfr., Philolog; 376.

Herzen, Alexander, russischer Revolutionist; 139, 270.

— Natalie und Olga, (vgl. auch Monod), Töchter des Vorigen; 269, 270; 142, 145, 155, 158.

Hesiod; 65, 90, 104, 151.

Hesychius Milesius, byzantinischer Historiker; 12.

Heyne, Moritz, Prof., Germanist; 153 (vgl. übrigens auch Haym).

Heyse, Paul; 175.

Hillebrand, Karl, Historiker und Publicist in Florenz; über Deutsche und Franzosen 142, 161; „Zeiten, Völker und Menschen" 160 f., 200 f., 258, 454; italienische Revue 174 f.

Hindermann; 188.

Hölderlin, Friedrich; 178.

Holten, Karl von, Pianist in Hamburg; 388, 393—396.

Homer; Antrittsvorlesung N.'s über H. 90, 92, 97, 213 f.; „H. als Wettkämpfer" 65, 90, 151; Rhythmik bei H. 399; H.'sches Gleichniß 417; H.'scher Himmel 442.

Horaz; 209, 282 f., 377 f.

Huber, Johannes, Prof. Dr.; 252.

Hug, Gebrüder (Musikalienhandlung in Basel); 173.

Jahn, Otto, der Mozart-Biograph, Prof. d. Philologie in Bonn; 6.

Jansen; 234.

Immermann, Prof. d. Medizin, Basel, 204, 206, 226, 230, 265.

Jörg, Joh. Edmund, kath. Politiker; 67.

Johann, König von Sachsen; 33.

Kant; 25, 93, 108, 328.

Keil, Pförtner Lehrer; 37.

Kelterborn, Dr. jur., Hörer Nietzsche's in Basel, heute Schriftsteller in Boston; 214.

Kestner, Fräulein, Tochter Charlotte Buff's; 139.

Kiepert, Heinrich, Geograph; 143.

Kintschy, Leipziger Café; 23, 49.

Kleinpaul, Rudolf, Philologe und Sprachforscher; 25, 67, 75.

Klemm, (richtiger: Clemm), Schüler Ritschl's; 62.

Klindworth, Karl, Professor der Musik in Berlin; 318.

Kn., Dr. E. (Emil Kneschke), Musikreferent; 36.

Knortz, Karl, Prof., amerikan. Publicist; XVI, 451—455.

Koberstein, Karl Aug., Prof. in Schulpforta; 5, 41, 94.

Koch, Ernst, Prof. Dr., damals in Grimma, jetzt in

Moskau; 172, (153, 163, 349 f., 355).
Köckert, Bankier; 234.
Kohl, stud. phil.; 49.
Krämer, Pfortenser; 24.
Krebs-Michaleſi, Sängerin; 24.
Krokow, Gräfin; 129.
Kron, Philolog; 26.
Krüger, Freund v. Gersdorff's; 56, 86. 126.
Krug, Guſtav, Ober Reg.-Rath; XIII. **311—323**; Gedicht z. Geburtstag K.'s 117, „Hymnus an die Freundſchaft" 179 f., 318; K. Präſident des Kölner „Wagner-Vereins" 397.
Kuttig, Pfortenser; 10.
Laertius, Diogenes. ſ. Diogenes L.
Lange, Fr. Alb. (Geſch. des Materialismus); 33 f., 68.
Laſalle, Ferdinand von; 47, 67.
Lauer, Pfortenser; 6.
Leopardi, Giac.; 200, 283; (Bülow's Überſetzung L.'s 129).
Leskien, Aug., Prof. der ſlav. Sprachen in Leipzig; 333 f.
Leſſing, Gotth. Ephr.; 52.
Leutſch, von, Redakteur; 161.
Levi, Hermann, damals Hofkapellmeiſter in München; 437.
Lichtenberg, G. Chriſtoph; 52.
Lichtenſtein, Rud., Fürſt; 213.
Lindau, Paul, Dr.; 380.
Lipiner, Siegfried, jetzt Reichsrathsbibliothekar in Wien; 281, 283, 425.
Liszt, Franz, Dr.; „Abbate L." in Meiningen 61; Überſendung der „Geb. der Trag." 123; der franz. Überſetzung von „R. Wagner in Bayreuth" 268, 270; Beſuche L.'s in Bayreuth 145, 317; L. zu Weimar 361; ein Wort L.'s 359; „Parſifal" — „mehr L. als Wagner", „Geiſt d. Gegenreformation" 424.
Löwenſtein, Prinz; 193.
Lotze, Hermann, Prof. in Göttingen, Philoſoph; 346, 351, 360.
Ludwig II., König von Bayern; 40, 85, 154; Brief R.'s an den K. 125.
Lützow, Karl von, Prof., Herausgeber der „Zeitſchr. f. bild. Kunſt"; 141.
Mahn, Leipziger Reſtaurant; 23, 86.
Makart, Hans v., Maler; 123.
Marbach, Oswald, Profeſſor in Leipzig; 185.
Marx, Ad. Bernhard, Muſiktheoretiker u. Äſthetiker; 7.
Mazzini, Giuſeppe, bek. Freiheitsheld und Leiter der italieniſchen Einheits-Bewegung; 148.
Melete, Muſe; 331.
Mende; 175.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix; 128.
— Profeſſor und Sohn des Vorigen; 128.
Mérimée, Proſper, franz. Schriftſteller; 284, 286.
Metſchersky, Alexander, Prinz; 268 ff.
Meyer, Dr.; 141.
Meyer, Jürgen Bona, Prof. in Bonn; 158.
Meyerbeer, Giacomo; 34.

Meysenbug, Malvida von; ihre „Memoiren einer Idealisten" 142, 145, 228, 233, 304, 366, 412; Zusammenkünfte N.'s mit und Besuche bei ihr 139, 142, 145, 148, 158, 167, 420, Sorrent: 236, 268, 272, 273, 306, 366, 412 f., 416; Sonstiges: 129, 137 f., 152, 155, 161, 175, 178, 187, 203, 206, 207 f., 251, 271, 274, 415, 417.

Miaskowski, Aug. von, Nationalökonom, jetzt Prof. in Leipzig, 198 f., 205, 220.

Michael, Pfortenser; 6.

Michel Angelo; 152.

Michelet, Jules, bek. Historiker; 270.

Minckwitz, Johannes, Litteraturprofessor, bekannt durch seine Überschätzung Platen's; 5.

Minghetti, Laura, in zweiter Ehe Gattin des ital. Ministers M., in erster Ehe Mutter der Gräfin Dönhoff; 270.

Monod, Gabriel, Prof. d Geschichte a. d. Sorbonne (vgl. auch Olga Herzen); M.'s „Français et Allemands" 142, Monodie à deux (zur Vermählung) 155, der „Franzose" M. 158, Rezension 203; Zusammenkünfte mit M.'s 274, 420.

Montaigne, Michel de; 251, 256 f.

Moretto, Il, (Aless. Buonvicino), Schüler Tizian's; 141.

Mosengel, Maler — Kriegskamerad und Leidensgefährte N.'s; 100 ff.

Mottl, Felix, Hofkapellmeister, Karlsruhe; 380.

Mozart, Wolfg. Amad. 304; Zauberflöten-Ouverture von Wagner dirigirt 404.

Muchanoff, Frau von; 123, 129.

Müller, Lucian, Prof. Dr., Philolog; 38.

Muncker, Theodor, Ober-Bürgermeister von Bayreuth; 129.

Mushacke, Studiengenosse N.'s; 114.

Napoleon I.; 435.

Napoleon III.; 17 f., 24.

Naumann, Const. Georg, Druckereibesitzer und Verlagsbuchhändler; 242, 244, 339, 385 f., 388, 401, 402, 405, 407, 408, 444 f., 449.

Newton, Isaac; 108.

Niemann-Seebach, Marie, Schauspielerin; 28.

Nietzsche, Karl Ludwig, Pfarrer in Röcken, Vater Fr. N.'s; Charakteristik der N'schen Art 217; Verlust d. Vaters 226, 260, 315.

— Rosalie, Schwester des Vorigen; 42, 217.

— Franziska geb. Oehler, Gattin des Vorgenannten und Mutter Nietzsche's; 10, 35, 41, 42, 66, 140, 195, 227, 232, 428.

— Elisabeth, Schwester des Philosophen; vgl. unter „Förster-Nietzsche".

O**, Madame Louise; XII, 301—310; 268, 270, (deren Gemahl) 363.

O** Marcel, Sohn der Vorigen; 303 f.

Oehler, Frau Pastor, Großmutter Nietzsche's; 269.

Oertzen, von, Pfortenser; 100.
Opitz, Th., Übersetzer des Petöfi; 193.
Oppenheim, Robert, Verlag; 169.
Orest; 143.
Otto, Bildhauer; 141, 144, 152 f.
Overbeck, Franz, Prof. Dr. phil. et theol.; „Über die Christlichkeit unsrer heutigen Theologie" 158, 168; „Studien zur Geschichte der alten Kirche" 190. Sonstiges: 119, 139, 145, 160, 161, 162, 164, 169, 173, 178, 181, 187, 191 f., 192, 194, 196 f., 198, 201, 203, 221, 228 f., 235, 237, 238, 239, 245, 249, 250, 258, 260, 264, 266, 290, 317, 328, 347 ff., 355, 357, 362.
Pahlen, Isabelle, baronesse de; 268.
Parker, Theodor, nordamerikanisch-unitarischer Theolog; 45.
Perfall, Karl von, Intendant; 136.
Peter, Karl Ludw., Rektor der Pforta, Historiker; 39, 41.
Petöfi, Alexander, ungar. Dichter; 193.
Pinder, Wilhelm, Oberregierungsrath in Kassel; 53, 114, 170, 180, 184, 194 f., 201.
— sen., Appellationsgerichtsrath in Naumburg, Vater des Vorigen; 201.
Pitti, Lucca; sein von Brunellesco erbauter Riesenpalast zu Florenz 375.
Plato; N.'s Collegien über: „vorplaton. Philosophen" 84, 90, „Einleitung in das Studium platonischer Dialoge" 119, „Pl.'s Leben und Schriften" 168; Pl.'s „Ion" 400; Übersetzung von Grote's „Pl." 265; platon. Schatten vor der Höhle 140 f.; „Pl. und Seneca grüßen" 419.
Plüß, Professor in Pforta; 178.
Plutarch; 256.
Pollini, Bernh., Leiter des Hamb. Stadttheaters; 404.
Polykrates; 106.
Proudhon, P. Jos., Theoretiker des Anarchismus; 198.
Prudhomme, M., franz. Dichter; 279, 281.
Puschmann, Theodor, Dr. med., Verfasser einer „psychiatrischen Studie" über bezw. gegen „R. Wagner" (1873); 168.
Raabe, Hedwig, Schauspielerin; 19, 32.
Raffael; 34, 170.
Ranke, Leopold, Historiker; 173.
Rau, L., Bildhauer in Berlin; Vignette „Der entfesselte Prometheus" zur „Geb. d. Trag." 118, 120 f., 122 f.; Goethe-Denkmal 141 f.; Tegethoff-Preis 152 f.; Allgemeines: 126, 130, 144, 159, 162 f., 194, 207; Typhus (u. alsbaldiger Tod) 237.
— Karl Heinrich von, Prof. der Nationalökonomie in Hohenheim (Württemberg); 199.
Rée, Paul, Dr. phil; R. in Sorrent 270, 306, 366, 412 und 416; R. in Genua 322; in Basel 273; R.'s „Ur-

sprung der moralischen Empfindungen" 270; „Psychologische Beobachtungen" 412.
Renan, Ernst, franz. Orientalist; 351.
Reiter, Ernst, Musikdirektor in Basel; 349.
Reuß, Fürst von; 193.
Riccius, Karl Aug., kgl. sächs. Kapellmeister; 386 f.
Richter, Gustav, Dr., aus Naumburg, jetzt Direktor des Gymnasiums zu Jena; 38 f.
Riedel, Carl, Prof. Dr., Begründer des nach ihm benannten Leipziger Chorvereins; 24, 31 f.
Riedesel, von, Pfortenser; 100.
Riemann, Hugo, Dr. phil. et mus. (Musiktheoretiker und Begründer der „Phrasirungslehre" in der Tonkunst); Freund des Dr. C. Fuchs 356; R.'s Lehre ein Symptom der décadence? 374; „ehrendes Wort" für R. im „Fall Wagner" 386; v. Holten über R.'s Lehre 388, 394 ff.; P. Gast über R.'s Studien als eine „vielleicht gefährliche Waffe" gegen Wagner 403.
Riemenschneider, Georg, Componist; 344 f., 346 f.
Riese, Adam, Rechenmeister; 40.
Ritschl, Friedr. Wilh., Prof. Dr. und berühmter Philolog; „unser großer R." 5; Rietschl-Jahn-Conflikt 6; R. geht nach Leipzig 5 f., 8 f., Collegien hier 9, 40, 49; in Sachen „Theognis" 12 f., 20, 26, 29 f., 65; „Aeschylus-Lexikon" 26 f., Preisaufgabe über „Diogenes Laertius" 44, 58 f., 65; „philologischer Verein" 25 f., 31, 49, 59; Schüler R.'s 9, 12, 26, 31, 62; „Demokrit"-Arbeit als Dedikation an den Lehrer 62; freundschaftliches Interesse R.'s und Verkehr mit ihm: 20, 30, 36, 38, 44, 49, 63, 72, 114, 161, 172; R.'s Mitwirkung z. Baseler Professur 165; R.'s Urtheil über Spielhagen 60; Tod R.'s 269.
— **Gattin des Vorigen**; 67, 114, 172.
Roberty, E. de („Die alte und die neue Philosophie"); 336.
Roggenbach, Franz Freiherr von, Staatsmann; 32.
Rohde, Erwin, Prof. Dr., Mitglied der „Ritschl'schen Societät" 26, 31, 62; R. in Florenz 90, in Rom 93, Prof. in Kiel 129, 159, 172, Ruf nach Dorpat 201, in Jena 275; Werke: „Roman" 194, 237; „Novelle bei d. Griechen" 218; Freundschaftsverkehr: Reise d. Wald 59, Pariser Plan 75, in Naumburg 77, in Leipzig 114; in Basel 189 f., 217 f., Dankopfer 115 f., Allgemeines 49, 77, 165, 169, 172, 178, 182, 189 f., 207, 217 f., 223; „Geb. d. Trag." 117, 123, 127. („Afterphilologie") 133 f., 135, 137, 139, 144, 157; R. u. Schopenhauer 59, 90, 156; R. und R. Wagner 129, 130, 132 f., 137, 156, 162, 164, 165, 172, 178, 182, 260, 264, 266, 317, 357 f.

Rohn, Antiquar in Leipzig; 37.
Rohr, Baseler Familie; 188.
Romundt, H., Dr. und Privatdocent, später Gymnasiallehrer; 75, 90, 93, 94, 114, 123, 159, 160, 161, 166, 168, 172, 173, 178, 181, 187 f., 255, 256, 268, 331; Habilitationsschrift 139, 143, 144, 150.
Roscher, Wilhelm, Prof. der Nationalökonomie; 5, 13, 67.
— Sohn des Vorigen, klass. Philolog; 62.
Rothkirch, Graf; 193.
Rütimeyer, Ludwig, Prof. d. Paläontologie in Basel; 201, 225.
Samarow, Gregor, (Pf. für Oskar Meding), Romanschriftsteller; 162.
Sandoz & Fischbacher, Verlag in Paris; 252.
Sarzino, der Zögling der Liebe (v. Paer): Scherzname N.'s beim Bankett 167.
Saussure, Mme de; 234.
Sayn-Wittgenstein, Caroline, princesse de (die Freundin Frz. Liszt's); 270.
Schenkel, Daniel, Prof., schweizer. Theolog; 168.
Schieß, Prof. d. Augenheilkunde in Basel; 237.
Schiller, Friedrich von; Sch., Schopenhauer und Wagner 89, 95.
Schleinitz, Frau von; 114, 123, 125, 129, 143.
Schlöth, Baseler Bildhauer; 152.
Schmeitzner, Ernst, Verlagsbuchhändler; Übernahme des Nietzsche-Verl. 187; franz. Übers. von „Schop. als Erz." 203, 254 f., 262; „Wagner in Bayr." 267, franz. Übers. dieser „II. Betr." Nr. 4: 268, 271, 287; „Verm. N. u. Spr." 283; Dr. Rée's „Urspr. der moral. Empf." 270; Schm. und das „Jahrb. d. Freunde" — „Bayr. Bl." 371; Rechtssache gegen Schm. 244; Verl. von Schm. zurück an Fritzsch 435.
Schmidthorn, Pfortenser; 10.
Schopenhauer, Arthur; der Mensch Sch. 76; Bild Sch.'s 59, 90, 92, 98; Stil 52; Aufs. über „Philosophie-Professoren" 55, 96; Farbenlehre 107 f.; Sch.'s Anhang und Schule, Wirkung und Ausbreitung seiner Lehre: 15, 25, 33 f., 59 ff., 68, 73, 76, 77, 80, 83, 85 f., 90, 93, 98, 104, 107 f., 157, 172, 330, 349, 351, 368, 382; Sch.-Organ (Zeitschrift) 68, societas Sch. 93, Club von Sch.-Freunden („litt. Mission" — „Sch. und Deutschthum" in Paris) 75 und 78; Sch. u. griech. Alterthum 66, 90, 105; Sch. u. Seneca 49; Kant u. Schopenh. 25, 93, 108, 328; Sch. u. R. Wagner 61, 80, 84 f., 87 ff., 90, 91, 95 f., 104, 107 f., 115, 224; allg. Betr. N.'s über Sch.'sche Philosophie (Pessimismus 2c.) 13 15, 33 f., 43 f. und 100; (Erprobung Sch.'s), 62, 66, 82 f., 89 ff., 94, 100, 102, 105, 110 f., 113, 147, 151, 223 f., 225, 286; (Mitfreude — seltener und edler als Mitleiden) 225; „Sch. als Erzieher" 179, 183, 186 f., 189, 193, 200, 203, 249, 250, 252, 253 f.,

256 f., 270, 303, 317, 330 f., 454; Worte v. Strauß üb. Sch. 179; Sch.'s Metaphysik falsch 330, 368.
Schott, Söhne, Musikverlag; 266.
Schrön, Professor u. Arzt in Neapel; 414.
Schumann, Robert, „Faustmusik" 7 und 397; „Schopenhauer, Schumann'sche Musik und einsame Spaziergänge" 13; Schumannfest 313; „gutartiger Schumannianer" Brambach 379; Sch.'s Kopf 418.
Schuré, Edouard, franz. Wagner-Schriftsteller; 214 f., 268, 270.
Scott, Walter; 190, 226; „Robin der Rothe" 221.
Seneca; 38, 49, 419.
Senfft-Pilsach, Abgeordneter; 24.
Senger, H. von, Musikdirektor in Genf, Wagnerianer; 142; Gattin (und Kinder: Leila, Agenor) 234.
Seydlitz, Reinhard, Frhr. von, Maler und Schriftsteller; XV f., **409—450**; in Sorrent 273, 366; Malen im japanischen Stil 432, 435, 445; Novelle „Im todten Punkt" 419, 421, 423.
— **Freifrau, Irene von, geb. Simon v. Pálya, Gattin des Vorigen**; **432—434**.
— **Freifrau von, Mutter des Vorgenannten**; philologische Aufklärung 423 f.;
Shakespeare, William; Citat 359.
Shelley, Percy; 86.
Simmer, Leipziger Weinstubenbesitzer; 59.
Simon, Dr., Socius des Calvary'schen Antiquariats; 37.
Simrock, Karl, Prof. in Bonn, Germanist; 153.
Sönnecken, Erfinder der Rundschrift-Feder; 386.
Sokrates; 157; („S. u. d. Tragödie") 111.
Solon; 41.
Sophokles; 54, 90 f.
Spielhagen, Friedrich; 7 f., 60, 68; „Problematische Naturen": 7, „Die von Hohenstein": 7, „Durch Nacht zum Licht": 7, „In Reih' und Glied": 60.
Springer, Anton, Prof. in Bonn, dann in Leipzig, Kunsthistoriker; 5.
Stade, Fritz, Dr. phil., Tonkünstler und Musikschriftsteller; 345 f.
Stedtefeld, Pfortenser; 6, 73.
Steinhart, Professor in Schulpforta; 39.
Stephani, Vicebürgermeister zu Leipzig; 46 ff.
Stern, Adolf, Prof. Dr., Litterarhistoriker; 166 f.
Stöckert, Pfortenser; 100.
Strauß, David Friedrich, theol. Schriftsteller; „Unz. Betr." dieses Titels 132, 134, 303, 454; Wirkung auf R. Wagner 160, auf K. Hillebrand 160 f., 200 f., Prof. Plüß 178, die Presse 160, 162, 165, 173, 200; Ex. an G. Krug 313; Str.'s Ableben 175; Citate 157, 350; „Straußisches Bekenntniß" 347.
Stuart; 202 f.
Suidas; 12, 37, 51.
Sybel, Heinrich v., Prof. d. Geschichte in Bonn; 9.

Taine, Hippolyte (nicht Henri), Aesthetiker und Geschichtsschreiber; (mit Burckhardt) „einziger Leser N.'s" 436, 453.
Taufig, Karl, berühmter Pianist und Wagnerianer; „Wird besorgt!" 162, 175, 211.
Tegethoff, Wilhelm, Frhr. von, Admiral der österr. Flotte; 152.
Teubner, B. G., Verlagsfirma, Leipzig; 27, 30.
Tertor; 86.
Thales; 157.
Theognis; 12 f., 19 f., 26, 28 ff., 38, 52 f., 65.
Thereſe, Prinzeſſin von Altenburg, Schülerin v. N.'s Vater; 170.
Thukydides; 270.
Tiſchendorf, Konſtantin von, Prof. in Leipzig, Theolog und Paläograph; 40, 152.
Travers, graubündner Familie; 188.
Treitſchke, Heinrich v., Hiſtoriker; 23, 32.
Turneyſen, Präſident des Appellationsgerichts zu Baſel; 193.
Viſcher, Prof. d. Philologie, Rathsherr in Baſel; Berufung N.'s 81; Krankheit V.'s 173, 184; Tod und Nachfolger 185; Kupferſtich-Bildniß 209; Sonſtiges 112 f., 161.
Viſcher-Heußler, Prof. d. Geſchichte in Baſel; 159, (Frau) 173.
Volkland, Dr. Kapellmeiſter in Baſel; 366.
Volkmann, Richard von, Prof. in Halle, bek. Chirurg (auch Dichter unter dem Pſeud. „Rich. Leander"); 72, 74.
— Lehrer der Pforta; 12, 34, 41, 63, 73, 178.
Volkmar, Prof. Deuſſen's Schwiegervater; 340.
Voltaire, Fr. M. Arouet v.; 234, 270.
Volz, Agent — vgl. auch Batz; 166.
Wachtel, Theodor, berühmter Tenoriſt; 40.
— jun., Sohn des Vorigen, ebenfalls Tenoriſt; 40.
Wächter, Karl Georg von, Prof. der Jurisprudenz in Leipzig; 46—49.
Wagner, Richard; Zuſammenkünfte und Verkehr: Leipzig 80, Tribſchen 80, 85, 87, 91, 93, 96, 103, 107, 111, 124, 129, 130 f. (Abſchied von Tr.), 150, 445; Berlin 97 f., 126 f., 198, 202; Mannheim 114, 124; Straßburg 148; München 135—139, 164; Bayreuth 150, 155 f., 159, 182 f., 186, 318; Sorrent 268, 413; Rom 269. — W.-Bildniſſe: 98, 107, 203; Briefe u. Grüße: 80, 103, 178, 132, 192, 202, 205, 219, 237, 252, 437; Wagner im Verhältniß zu N.'s Schriften: „Geb. der Trag." 122, 125, 130 f., 134 f., 142 f., 158, „Philoſoph als Arzt der Cultur" 155, „Philoſophie im trag. Zeitalter d. Griechen" 157, „David Fr. Strauß" 160, „W. in Bayr." 174, 220, 238, „Menſchl.-Allzum." 370, 428, „Fall W." 339, 386, 390 f., 401, 404, 405, 407, 449; Rückblick 454.

Bayreuth und B. Angelegenheiten Pläne 111, 124; Wohnung 145; Grundsteinlegung und Bau 124, 129, 132 f., 145, 158, 166 f. — „nun haben wir Haus und Wahrzeichen" 168; Rundreise an alle deutschen Bühnen 145; Preisausschreiben des „Allg. d. M.-Vereins" den „Nibelungen-Ring" betr. 153, 163, 172, 349, 355; „Aufruf an die deutsche Nation" 162, 164, 167 f.; Heimliche Machinationen — Gegenminen 162, 164, 166, 172; Lotterie-Projekte und Bankett 167 f.; „Puschmannerei" 168; W.-Vereine 124, 129 f., 397; Proklamation zur Gründung solcher 139; Vorproben 1875 204 f., 207, 212, 215, 218, 260, 264, 266, 317, 355, 356 ff.; Aufführungen 1876 204, 218 f., 221, 227, 231, 237 f., 239, 303, 346, 360, 362, 368, 413; „Bayr. Bl." 371 f..

Werke und Schriften W.'s; Holländer 137; Tannhäuser 173; Lohengrin 137; Tristan 135 f., 137 f., 218, 366 f., 374, 408; Meistersinger 80, 96 ff., 135, 366 f.; Walküre 40, Siegfried 389, Götterdämmerung 198, 202, 317 f.; Nibelungen (im Ganzen) 131, 145, 153, 190, 194, 266, 368; Parsifal 388 f., 424 f., 438; Faust-Ouvertüre 173; Kaisermarsch 120 f. — die noch unveröffentlichte Selbstbiographie 80; Gedicht an den König 40; Staat und Rel. 85, 154; deutsche Kunst u. d. Politik 86; Oper und Drama 86, 95; Beethoven 103 f., 106 f., 109; Dirigiren 96; Bestimmung d. Oper 118, 123; Offn. Brief an F. N. 134 f., 455.

Allgemeines und Persönliches: W. u. Schiller 89, 95; W. u. Schopenhauer 84 f., 89, 91, 95 f., 104, 107 f., 115, 224; W. als Revolutionär 386 f.; W. als Vegetarier 87 f.; W. im Verhältniß zu Presse u. Musikgel. 85, 95, 98, 202; Cultur-Aufgaben 105 f., 107 f., 127, 130, 151, 169, 176, 351; Wagner „Schauspieler" 243, 374, 395; Wagner „alt" 371, 428; Compromiß mit d. deutschen Geist 438; „Excentricität" — einmal „Wagnerianer" gewesen zu sein 379, 428; W.'s u. seiner Nachf. Rhythmik 366 f., 373 ff., 398 ff., 403 f.; Selbständigkeit und Treue N.'s 154 f., 183 f., 428 ff., 432.

Wagner, Cosima, geb. Liszt, Gattin des Vorigen; Vermählung mit Wagner 103; Tage in Mannheim 404, in Straßburg 148; Berliner „Meistersinger-" Aufführung 97; Abschied von Tribschen 130; über den Einstand in Bayreuth 145; über Karl Hillebrand 161; Bayreuther Bankett in der „Sonne" 167; Medaillon-Dedikation an N. 203; Widmung einer Composition an Fr. W. 119; Dedikation der „Geb. d. Trag." 122, 145 f.; Zueignung des Manuskr. der „Fünf Vorreden" 151; „N. W. in Bayr." 238; Beschaffung eines Verlages f. franz. Übers. von „Schop. a. Erz." 252, 262.

Walther, Bergführer; 201

Weber, Baseler Kupferstecher; 209.
Weiße, Chr. Herm., Prof. der Philos. in Leipzig; 36.
Wenkel, ehemaliger Oberpfarrer in Naumburg; 73, 76 f., 90.
Westphal, Rud., Philolog, Metriker; 375.
Widemann, Paul, Componist u. philos. Schriftsteller; Hörer N.'s (mit P. Gast) in Basel 221, 222.
Widmann, Jos. Bikt., Dr., Redakteur des Berner „Bund"; 333.
Wiel, Dr. Arzt in Steinabad und Verf. des Buchs „Tisch f. Magenkranke" 219, 259, 261, 265.
Wieseke, C. F., Gutsbesitzer auf Plauenhof (Mark Brandenburg), Freund Schopenhauer's; 76, 77, 83, 98.
Wilamowitz = Möllendorf von, Prof. Dr. (ehemaliger Pfortenser); 132—135, 137, 148, 157.
Wilhelm I., König von Preußen (Kaiser von Deutschland); 17, 32 f., 121.
Wilhelm II., Kaiser [illegible] Deutschland; 392.
Windisch, Ernst, Prof. [illegible] Sanskrit u. keltische [illegible] Leipzig; 62, 72, 114.
Wolzogen, Hans von, [illegible] ner-Schriftsteller, Her[illegible] geber der „Bayr. [illegible] 345 f.
Würkert, 48er Demo[illegible] ehemals Pfarrer; 46 f.
Wuttke, Heinrich, Prof. d. Geschichte in Leipzig, 1848 Mitglied des Frankf. Parlaments; 46.
Xenophon; 237.
Young, Thomas, engl. Naturforscher; 107.
Zarathustra; Geburtsstätte 446, erstes Erscheinen 240, Commentar 436, von der „Geb. d. Tr." bis zum „Z." 435; „Z. IV" 242, 244 f., 387 f.; „Sohn Z." 293 f., non plus ultra von Werk 441; 454.
Zarncke, Friedr., Prof., Germanist, Begründer des „Litter. Centralblattes"; 5, 76, 123, 127.
Ziemssen, Hugo von, Geh. Obermedicinalrath, Prof. in München; 101.

Arthur Seidl.

---

ippert & Co. (E. Pätz'sche Buchdruckerei.), Naumburg a. S.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 1 9 1968 92
RECEIVED
MAR 21 '68 -2 PM
LOAN DEPT.
March 7, 1972
RETURNED TO
FEB 26 1972
LOAN AHC
NOV 5 1985
REC. CIR. NOV 13 1985

LD 21A-45m-9,'67
(H5067s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000905165